N. 1. D. b. β. 8½. 9

D. E. 899. fol. 114/8½

Bio 371
6

Friedrich der Zweite
König von Preußen:
oder
Sammlung
der
merkwürdigsten Züge
aus
dem Leben dieses ausgezeichneten Regenten.

Von
Johann Christian August Bauer,
Prediger zu Güldengossa bei Leipzig.

Erstes Bändchen.

Leipzig,
bei C. G. Weigel
1804.

Unterhaltende
Anekdoten
aus dem
achtzehnten Jahrhunderte.

Von

Johann Christian August Bauer,
Prediger zu Güldengossa bei Leipzig.

EIGENTHUM DER STADT AUGSBURG

Sechstes Bändchen.

Leipzig,
bei C. G. Weigel.
1804.

Vorrede.

Das Publikum, für welches diese Anekdoten ursprünglich bestimmt waren, hat meine Arbeit so günstig aufgenommen, daß schon vor geraumer Zeit von dem ersten Theile eine neue Auflage gemacht werden mußte. Dieser Beifall muß mich natürlich ermuntern, so weit meine sehr beschränkte Zeit leidet, dem Werke so viel Interesse zu geben, als ich kann. Mehrere einzelne Anfragen und Aeußerungen haben mich belehrt, daß man insbesondere von diesem Theile, der sich mit Friedrich II. beschäftigt, viel Unterhaltung erwartet. Welch ein ausgezeichneter Mann war Friedrich! Wie viel Sonderbares hat man sich

nicht von ihm erzählt! Wie viel ist nicht über ihn geschrieben worden! Es war durchaus nöthig, das Leben dieses ausgezeichneten Fürsten in zwei Hälften zu theilen, weil sonst bei der Menge von Gegenständen das Ganze allzumager ausgefallen wäre, und die meisten Leser werden, wie ich glaube, mit dieser Abweichung von der bisherigen Ordnung zufrieden seyn. Das aber fürchte ich, daß sie nach Lesung dieses Theils sich in doppelter Rücksicht getäuscht finden werden. Erstlich wird ihnen Friedrich vielfältig anders erscheinen, als sie sich ihn bisher dachten, und dann werden sie sich vergeblich nach einer Menge einzelner Züge umsehen, die man sich erzählt und die auf viele ähnliche schließen lassen. Was den ersten Punkt betrifft, so erfordert die historische Treue, niemand besser oder schlechter erscheinen zu lassen, als er ist. Denn jeder, der Geschichte lesen will, macht zuerst die Forderung an den Verfasser, ihm Wahrheit zu sagen. Ich habe jedoch hierbei mit der Behutsamkeit gehandelt, welche man nach den bestehenden Verhältnissen und dem Kulturzustande der meisten Leser beobachten muß. Ich habe gelobt, was nach meiner

Einsicht zu loben war; ich habe selten getadelt und die Sache für sich selbst sprechen lassen. *)

Daß man hier nicht mehrere einzelne Anekdoten findet, hatte vorzüglich die Ursache, weil viele ohne Angabe der Zeit niedergeschrieben sind und ich also ihnen ihre rechte Stelle nicht anweisen konnte, und dann wäre auch durch so viele Einschaltungen der Faden der Erzählung allzusehr unterbrochen worden, und das Ganze hätte ein buntschä-

---

*) Unter allem, was ich über Friedrich II. gelesen habe, scheint mir der vortreffliche Verfasser der: „Charakteristik der wichtigsten Ereignisse des siebenjährigen Krieges," Friedrichs Denkungsart und Handlungsweise am richtigsten geschildert zu haben. Ohngefähr auf gleiche Art urtheilt der Verfasser der „Briefe eines Preußischen Offiziers" (v. Aderkas) und Büsching in seinem bekannten Buche: „Charakter Friedrichs II. Königs von Preußen." — Was man gegen diese Darstellungen gesagt hat, hat mir nicht gründlich geschienen, so leicht es sonst seyn mag, die Handlungen eines Menschen von einer guten und bösen Seite darzustellen.

ckiges Ansehen bekommen. Da aber viele meiner Leser die Hauptunterhaltung gerade von diesem Theile des Buchs erwarten und schon der Titel des Werks sie zum Theil dazu berechtigt, so werde ich im zweiten Theile am Schlusse von Friedrichs Leben eine gute Anzahl einzelner Züge beibringen, doch nur solche, welche entweder erwiesen oder sonst glaubwürdig sind.

Endlich glaube ich, wird es vielen Lesern nicht unangenehm seyn, daß ich die Geschichte des siebenjährigen Krieges den König im Auszuge selbst erzählen lasse, so wie ich hoffe, daß denen, welche mein Buch der öffentlichen Beurtheilung würdigen, ein höherer Bewegungsgrund, gerade diesen Weg zu wählen, nicht entgehen wird.

Der zweite Theil wird nach Michaelis d. J. erscheinen.

Geschrieben am 29. Jun. 1804.

Der Verfasser.

Erstes Kapitel.

Friedrichs II Geburt und Erziehung — Seine erste Lehrerin und Lehrer — es wird eine Englische Prinzessin für ihn bestimmt. — Mißliches Verhältniß der königlichen Familie, das durch den Grafen Seckendorf noch vermehrt wird. Friedrich Wilhelm mißbilligt des Prinzen Neigung zum Studiren — Ursachen des immer steigenden Widerwillens des Königs gegen den Kronprinzen.

Friedrich II, König von Preussen, dem einige den gewöhnlichen Titel des Großen, andre, welche überzeugt waren, daß seines Gleichen in der Geschichte noch nicht gewesen, den Namen des Einzigen beigelegt haben, ward am 24. Jan. 1712 geboren. Seine Geburt verursachte seinem Herrn Vater, Friedrich Wilhelm, der damals noch Kronprinz war, und seiner Mutter Sophie Dorothea, einer Braunschweigischen Prinzessin um so mehr Freude, da sie bereits zwei Prinzen durch den Tod verloren hatten. In der Taufe ward ihm der Name Carl Friedrich gegeben, einem seiner Pathen, dem Kaiser Carl VI zu Ehren. Unter den Taufpathen befand sich auch der Zaar Peter I, die Generalstaaten

der vereinigten Niederlande und der Kanton Bern. Die Taufhandlung war übrigens mit alle dem Pompe veranstaltet, den Friedrichs II. noch lebender Großvater so sehr liebte, und Ludwig XIV abgelernt hatte.

In der Zeit, als Friedrich sich noch in den Händen der Weiber befand, lag seine erste Bildung einer Frau von Rocoule ob, welche schon die Erziehung Friedrich Wilhelms über sich gehabt und sich derselben zur gänzlichen Zufriedenheit des königlichen Hauses entledigt hatte. Als eine geborne Französin brachte sie dem Könige eine ungemeine Vorliebe für die Französische Sprache, und, wie leicht zu denken, auch für die Französische Nation bei, welche sich damals für die gebildetste Nation in Europa hielt, und auch allgemein dafür gehalten wurde. Diese Frau war es, welche wahrscheinlich die ausschließliche Neigung Friedrichs für die Französische Nation entschieden hat.

Daß sich Friedrichs lebhafter Geist schon zu dieser Zeit in einzelnen kleinen Zügen offenbart haben werde, ist nicht zu bezweifeln; aber ich habe nirgends etwas davon gefunden, so aufmerksam ich darauf gewesen bin, weil ich glaube, daß gerade die ersten Aeußerungen von Eigenheiten deßwegen die meiste Aufmerksamkeit verdienen, weil sie noch am wenigsten mit fremden Zusätzen vermischt sind, und also den eigentlichen Charakter am reinsten zeigen.

Im Jahre 1718 ward Friedrich aus den Händen der Weiber der männlichen Erziehung übergeben: der General, Graf von Finkenstein, ein Mann von Kenntnissen, Muth, Klugheit und Erfahrung ward zu seinem Obristhofmeister ernannt, und der Obrist Christoph von Kalkstein, ein tapfrer und einsichtsvoller Mann, zum Unterhofmeister. Man sieht aus der Wahl zweier berühmter Krieger, daß Friedrich Wilhelm dem Prinzen eine ganz soldatische Erziehung geben wollte, was freilich in politischer Rücksicht für die damaligen Zeitumstände, wo das neue Königreich Preussen noch auf sehr schwachen Füßen ruhete, ganz gut berechnet war. Auch war eine solche Erziehung der Neigung des Vaters gemäß, der nichts so sehr liebte, als das Soldatenwesen: der eigentliche Lehrmeister des Kronprinzen war ein emigrirter Franzos, Namens du Hau de Jandun, ein Edelmann aus Champagne, der geraume Zeit im Kriege gedient hatte, viel Kenntnisse besaß, und einen unbescholtenen Lebenswandel führte. Er sollte nach seiner Instruktion den Prinzen blos neuere Geschichte lehren, aber er machte ihn auch frühzeitig mit den besten Werken der Franzosen in den schönen Wissenschaften bekannt. Das war durchaus gegen den Plan des Königs Friedrich Wilhelm, welcher von allen diesen Dingen nichts hielt und der Meinung war, daß ein König, um sein Land gut zu regieren, sich bloß mit dem Militär, mit

den Finanzen und den verschiedenen Zweigen der Oekonomie zu beschäftigen brauche. Indessen geschahe doch, was er nicht wollte; Friedrich fand Geschmack an jenen Studien, las oft Tag und Nacht, und behielt namentlich den Hang zur Französischen Poesie Zeitlebens. Wahrscheinlich wäre Friedrich ein ganz andrer Mann und König geworden, wenn du Hau seine Instruktion nicht überschritten und dem Sinne des königlichen Vaters gemäß seine Lehrstunden eingerichtet hätte. Der Obristwachtmeister Sennig gab ihm Unterricht in der Mathematik, und besonders im Festungsbau, und ein Kadet, Namens von Ränzel *), lehrte ihn den Gebrauch der Waffen. Um dem Prinzen Liebe zu den Waffen einzuflößen, ließ der König über der alten Hauptwache in Berlin ein kleines Zeughaus von Stücken und kleinem Gewehr anlegen und freute sich, wenn der Prinz mit diesen Mordwerkzeugen zu spielen Lust hatte. Als er fertig exerziren konnte, mußte er ohne alle Rücksicht auf Wetter und Jahreszeit Wache stehen, und sich allen Gesetzen des Soldatenstandes unterwerfen. In der Folge ernannte er ihn auch zum Hauptmann des Kadettenkorps, mit welchem er im Kleinen die Waffenübungen der Regimenter

*) Er war nicht viel älter als der Prinz, begleitete ihn in allen Feldzügen, und starb als Generallieutenant wenige Jahre vor Friedrich.

genau nachahmen mußte, und gab ihm eine Kompagnie bei dem Potsdammer-Leibregiment. Reiten, Fechten und Tanzen ward auch nicht vergessen. Der Prinz begriff nach seinen sich früh entwickelnden Kräften alles sehr leicht. Der Religionsunterricht war dem reformirten Hofprediger Lochius übertragen, und mußte ganz strenge nach dem Sinne des Königs und dem Systeme der herrschenden Kirche eingerichtet werden. Psalmen und Lieder aus dem Gesangbuche auswendig zu lernen machte ein Hauptstück dieses Unterrichts aus, und dienten zu Strafen für kleine Vergehungen. An das Rechtschreiben wurde wenig gedacht, daher auch Friedrich in keiner Sprache auch nur einigermaßen erträglich orthographisch schrieb.

Der Prinz bezeigte sehr frühzeitig viel Lust, etwas zu lernen, und es blickten schon damals jene großen Eigenschaften, ein schneller Verstand und ein treues Gedächtniß hervor. Alle seine Lehrer berichteten den königlichen Eltern, daß er lehrbegierig sey, leicht fasse, und fast immer tiefer in die vorgetragene Sache eindringe, als seine Lehrer seinem Alter zutrauten. Uebrigens bemerkte man an ihm mehr Neigung zu den Wissenschaften und dem stillem Studiren, als zu den leeren und rauschenden Uebungen des Soldatenstandes, was aber seinem Herrn Vater gar nicht gefallen wollte. Diese Neigung zeigte sich sehr oft selbst bei dem Hange zur Musik. Die Flöte war

und blieb sein Lieblingsinstrument. An den rauschenden Vergnügungen des Hofes, an Zeremonien und Festlichkeiten fand er vollends gar keinen Geschmack. Nachdem der erste Unterricht geendigt war, mußte er öffentlich sein Glaubensbekenntniß ablegen und das Abendmahl in Berlin genießen.

Noch ehe dieses geschah, (im Jahr 1722) besuchte der König von England, Georg I, nebst seiner Gemahlin ihre Hannöverischen Erblande und sprachen den König von Preussen in Herrenhausen. Bei dieser Gelegenheit wurde von der Königin von Preussen dem Könige von England, als ihrem Vater, der Vorschlag mündlich gemacht, den Kronprinzen Friedrich mit der Prinzessin Amalie von England, und den Herzog von Gloucester mit der ältesten Prinzessin von Preussen zu vermählen. Schon lange hatte die Königin von Preussen als eine Englische Prinzessin mit der Königin von England als Prinzessin von Wales, die aus dem Brandenburgisch-Anspachischen Hause abstammte, an einer neuen Verbindung mit jenem Hause durch Briefe gearbeitet und sich vorgesetzt, kein Hinderniß zu scheuen, um diese ihr so liebe Verbindung zu Stande zu bringen. Sie hatte selbst in den frühern Jahren die eigne Neigung des Kronprinzen auf eine Englische Prinzessin gelenkt. Ich führe diese Umstände schon hier an, weil sie in der Folge den Unwillen des Königs gegen den Kronprinzen,

jene berühmte unglückliche Flucht und Katts Hinrichtung herbei führten, und auf Friedrichs II ganzes Leben Einfluß hatten.

Nach den Briefen, welche die Königin von der Prinzessin von Wales über die Doppelheirath erhalten hatte, schien der König von England dieselbe zu billigen, und die Königin hatte diese günstige Stimmung ihres Vaters dem Könige, ihrem Gemahl, mitgetheilt. Aber als sie bei der persönlichen Zusammenkunft ihren Vater deßhalb fragte, meinte er, das sey eine Sache, an die man vielleicht dereinst denken könnte, und redete weiter nicht davon, weil man ihm gesagt hatte, die Preussische Prinzessin sey verwachsen und mit der fallenden Sucht behaftet. Nachdem man ihn mit seinen Augen überzeugt hatte, daß die Prinzessin völlig gesund sey, versprach er der vorgeschlagenen Heirath kein Hinderniß in den Weg zu legen; aber er dachte nach seiner Zurückkunft so wenig daran, dieselbe zu befördern, daß er lange Zeit sich nicht darüber erklärte, wenn man ihn um seine Entschließung fragte. Den König von Preussen verdroß diese Zögerung; er erklärte sie für eine Wirkung des Englischen Stolzes; und legte seiner Gemahlin die Wahl vor, diese Heirath binnen zwei Monaten zu Stande zu bringen, oder sie einem andern Fürsten zu geben, der ihr gefiele.

So viel Mühe sich die Königin von Preussen gab, um jene Heirath in der bestimmten

Zeit zu Stande zu bringen, so fanden sich doch immer neue Hindernisse. Eins der mächtigsten, welches die Sache auf einen sehr mißlichen Punkt brachte, war die Sucht Friedrich Wilhelms, große Leute unter seiner Garde zu haben. Seine Werber streiften in ganz Europa herum, um mit Geld, List oder Gewalt die größten Leute aufzutreiben *). Alle Fürsten von Europa, besonders aber die Deutschen, führten darüber bittere Klagen. Auch dem Könige von England wurden in seinen Erbstaaten Leute weggenommen; ein Paar wußte man sogar aus Schottland herüber zu bringen. Weil nun Friedrich auf die gerechten Beschwerden des Königs von England diese Sache nicht abstellte, so verschob Georg I, die ihm, bei seiner abermaligen Anwesenheit in Deutschland gemachten neuen Heirathsvorschläge vor der Hand, und es entstand ein geheimer Groll bei beiden Königen, der seit dem nie wieder aufhörte. Im Jahre 1725 strengte die Königin noch einmal ihre Kräfte an, ihren Vater zu der Heirath zu bewegen; aber sie erhielt nicht viel mehr als die vorigen Verweisungen auf die Zukunft.

Diese wiederholte Aeußerung ungünstiger Gesinnungen des Königs George I, und die eiserne Beharrlichkeit, mit welcher die Königin

*) Pöllnitz Memoiren zur Lebensgeschichte der vier letzten Preussischen Regenten. Berl. 1791. 2 Bände.

von Preussen jene Heirath verfolgte, reizten den Unwillen Friedrich Wilhelms eben so sehr gegen den König von England, als gegen seine Gemahlin. Es entstand mehrere Wochen eine Trennung der beiden königlichen Ehegatten. Sie wurden zwar endlich durch den Minister Grumbkow wieder ausgesöhnt, unter der Bedingung, daß die Königin versprechen mußte, dem Gedanken einer nahen Verbindung mit England zu entsagen, und dem Könige bei anderweitigen Verheirathungen seiner Kinder keine Hindernisse weiter in den Weg zu legen, indessen war diese Aussöhnung nicht von Dauer, theils weil die Königin sichtbar dem Gedanken an jene Heirath nicht entsagte, theils auch wegen eines Vorfalls, der den König gegen seine Gemahlin auf immer mißtrauisch machte. Die Königin war nämlich im Jahre 1723 plötzlich von einer Prinzessin entbunden worden, ohne daß der König oder jemand am Hofe gewußt oder vermuthet hatte, daß sie schwanger sey. Darüber faßte der König den Gedanken einer begangenen Untreue auf, und behandelte seine Gemahlin sehr hart. Da aber die Königin fest auf ihrer Unschuld beharrte, so forderte er seinen Aerzten ein Gutachten ab, und diese erklärten, der Fall sey nicht ohne Beispiel, daß eine Frau neun Monate schwanger seyn und doch selbst nichts davon wissen könnte. Er söhnte sich also wieder mit ihr aus, aber es blieb ein Groll; die Veranlassun-

gen zum Unfrieden fanden sich häufiger; entstandene Streitigkeiten wurden hartnäckiger fortgeführt, und es fanden im Stillen im königlichen Pallaste von der Zeit an zwei Partheien Statt, die sich an den König oder an die Königin anschlossen, und die gegenseitige Erbitterung vermehrten.

Sie ward noch gefährlicher und bedenklicher als im Jahre 1726 der Graf Seckendorf nach Berlin kam. Dieser Mann, der unter der Regierung Friedrich Wilhelms eine wichtige Rolle spielte, und vorzüglich zu dem Unwillen Veranlassung gab, den späterhin Friedrich der II gegen das Haus Oestreich empfand, wird von einem Augenzeugen *) so geschildert: „Er affektirte Deutsche Redlichkeit, die er nicht kannte, „und befolgte unter der trügerischen Außenseite „der Frömmigkeit alle Künste des Machiavell. „Mit dem schmutzigsten Eigennutze verband er „grobe Manieren. Lügen waren ihm so zur Ge„wohnheit geworden, daß er den Gebrauch der „Wahrheit gänzlich aus den Augen verloren „hatte. Es war die Seele eines Wucherers, die „bald in den Körper eines Kriegsmanns, bald „in den eines Staatsmanns hinüber wanderte. „Falsche Schwüre und die abscheulichsten Nie„derträchtigkeiten kosteten ihm nichts, sobald er „nur seinen Endzweck erreichte. Er war geizig

*) Pöllnitz Memoiren. Th. 2.

„mit seinem eignen Gute, aber verschwenderisch „mit dem Gelde seines Herrn." Dieser Graf Seckendorf bestach den Minister Grumbkow und gewann auf diese Weise einen entschiednen Einfluß über den König. Nach und nach gewann er auch die meisten Personen, welche um den König waren, und machte sich dadurch noch furchtbarer. — Der Königin war die Erscheinung des Grafen am Hofe äußerst unangenehm. Sie hatte ihn ehemals in Hannover gekannt, als er noch Obristlieutenant in Anspachischen Diensten war, und war von ihm ziemlich kurz behandelt worden, und da sie vollends erfuhr, daß er den Auftrag habe, Preussen von der Hannöverischen Allianz abzuziehen, so war ihr Verdruß unbegrenzt. Als daher der Graf einst an der Tafel verächtlich vom Könige von England sprach, so sagte sie ihm ins Gesicht, er sey ein schlechter Mensch. Der Graf antwortete, daß ihn bisher Niemand dafür gehalten habe, daß es aber jeden gereuen sollte, so von ihm zu denken. Seitdem war er der erklärte Gegner der Königin und er brachte es auch sehr bald dahin, daß der König von Preussen mit dem Kaiser einen Traktat schloß, und das Bündniß mit Hannover aufhob.

Während dieser unangenehmen häuslichen Vorfälle beschäftigte sich Friedrich II mit ernsthaften und angenehmen Wissenschaften, und zog diese Beschäftigung jeder andern vor. Die sol-

datischen Uebungen und die damaligen Hofbelustigungen hatten für ihn keinen Reiz. Er zwang sich bisweilen zu einer scheinbaren Theilnahme, aber mit so wenigem Glücke, daß sein Herr Vater ihn für einen weichlichen Träumer hielt, aus dem nie ein tapferer und fester Mann werden würde, und darauf dachte, einst die Regierung dem zweiten Prinzen August Wilhelm, der sich mehr nach den Launen und Neigungen des Vaters richten konnte, zuzuwenden. Indessen machte er so viel als möglich Versuche, den Kronprinzen soldatisch zu gewöhnen, und von seinen Studien abzubringen. Allein weder Hausarrest bei Wasser und Brod, noch persönliche Züchtigungen konnten ihn von seiner Neigung abziehen.

Des Vormittags mußte sich Friedrich zwingen zu erscheinen, wie sein Vater wollte, das Haar gekräuselt mit steifem Zopfe und soldatischem Schnitte. Aber des Nachmittags, wenn er auf seine Zimmer kam, warf er die enge Uniform von sich, ließ sich nach der Mode frisiren, band einen Haarbeutel ein, zog einen Schlafrock von Goldbrokat an und spielte so die Flöte, oder studirte. Der König hatte davon gehört und wollte ihn überraschen. Eines Tages, als Friedrich eben mit seinem Lehrmeister Quanz in seinem prächtigen Schlafrocke die Flöte spielte, kam der Herr von Katt, des Prinzen Liebling, der nachher enthauptet wurde und meldete, der Kö-

nig sei im Anzuge. Er ergriff, ohne Antwort abzuwarten, den Kasten mit der Flöte und die Musikalien, nahm Quanz bei der Hand und sprang mit ihm in ein kleines Kabinet. Friedrich riß seinen Haarbeutel ab, versteckte seinen Schlafrock hinter die Tapeten in einen Wandschrank, zog seine Uniform an und empfing so seinen Vater. Aber es half ihm nichts. Der Vater durchsuchte alles, fand in den Wandschränken die Schlafröcke und Französischen Bücher und ließ ausräumen. Die Schlafröcke ließ er ins Kamin werfen, die Bücher wurden einem Buchhändler übergeben, um sie zu verkaufen. Allein bei diesem regte sich der Trieb des Mitleidens; er legte seine Hand nicht an dieses Heiligthum; der Kronprinz erhielt die Bücher einzeln wieder, wie er sie brauchte, und späterhin die ganze Bibliothek.

Wenn es eines Beweises bedürfte, daß die Weiber dasjenige, was zu ihren Lieblingswünschen gehört, mit einer eisernen Beharrlichkeit, wie man sie bei Männern nie antrifft, verfolgen, so würde das Bestreben der Königin, dem Kronprinzen eine Englische Prinzessin zu verschaffen, einen auffallenden Beweis geben. Trotz allem, was ihr Vater that, die Vermählung zu verhindern, beharrte sie darauf, sie durchzusezzen und frischte die Unterhandlungen immer aufs neue an. Zur Erreichung dieser Absicht bemühete sie sich unablässig, dem Kronprinzen

eine solche Verbindung als die reizendste und nützlichste vorzustellen, und es scheint ihr gelungen zu seyn, demselben eine gänzliche Abneigung gegen jede andere Verbindung beizubringen.

Desto kräftiger arbeitete der Oestreichische Gesandte, Graf von Seckendorf, aus Haß gegen die Königin und aus Politik, dieser Verbindung entgegen. Er schlug dem Könige für den Kronprinzen die Prinzessin Elisabeth von Braunschweig = Bevern, eine Schwester des Prinzen Karl, und für die dem Prinzen von Wales bestimmte Prinzessin den Prinzen Johann Adolph von Weißenfels vor, weil dieses das sicherste Mittel sey, die für Preussen so zuträgliche Freundschaft des Kaisers und des Königs von Polen zu erhalten. Ueberdieß werde der Prinz von Weissenfels und die Prinzessin von Bevern sich durch die Verbindung mit dem Preussischen Hause weit geehrter finden, und sich dafür weit gefälliger bezeigen, als die Familie des Königs von England; nicht zu gedenken, daß die Ausstattung einer Braut des Prinzen von Wales ihm, dem Könige, weit mehr kosten würde, als des Prinzen von Weißenfels, und daß die Englische Prinzessin an große Pracht gewöhnt am Preussischen Hofe nichts gut genug finden, und eben die Pracht daselbst einführen würde, die sie in England verlassen habe. Alle diese Vorstellungen waren zu genau auf den Charakter des Königs und auf seine damalige Politik berechnet,

als daß sie ihre Wirkung hätten verfehlen können. Er eröffnete der Königin bald seine Meinung, daß die Prinzessin wohl den Prinzen von Wales heirathen könnte, daß aber an eine Verbindung des Kronprinzen mit einer Englischen Prinzessin nicht mehr zu denken sey.

Die Königin durfte es nun freilich nicht wagen, ihrem Gemahl geradezu entgegen zu handeln, aber sie verfolgte das Projekt der Doppelheirath nichts destoweniger im Stillen und suchte Zeit zu gewinnen. Sie vermochte den Kronprinzen, an die Königin von England zu schreiben und sie zu bitten, in alles zu willigen, was sein Vater verlangen würde, zugleich aber auch die Versicherung zu geben, daß er nie eine andre Prinzessin als die Englische Prinzessin Amalie heirathen würde, es möchte daraus entstehen was da wollte. Der Kronprinz that diesen Schritt, der nachher viel zu seinem Unglücke beitrug. Die Antwort der Königin von England war in unbestimmten Ausdrücken abgefaßt, und zeigte eben keine besondere Neigung für die Wünsche des Prinzen.

Dem Könige waren diese fortgesetzten Bemühungen seiner Gemahlin, sich mit dem Hannöverschen Hause aufs genaueste zu verbinden, nicht verborgen geblieben; er eilte also destomehr, sie zu vereiteln. Er eröffnete dem Prinzen von Weißenfels seine Absichten mit ihm, und dieser nahm mit Freuden eine so ehrenvolle Verbindung

an. Der König redete öffentlich davon, als von einem unabänderlichen Schlusse, und berief den Prinzen nach Wusterhausen, um daselbst die Verlobung zu feiern. Allein die Blattern, welche die Prinzessin gerade damals an den Rand des Grabes brachten, verursachten einen Aufschub in dieser Sache, und das Projekt zerschlug sich in der Folge ganz.

Jene Zwistigkeiten der königlichen Eltern wegen der Doppelheirath waren mit so vielen Unannehmlichkeiten für den Kronprinzen verbunden, und gingen ihn zu nahe an, als daß er nicht am Ende entschiedene Parthei hätte ergreifen sollen. Die natürliche Hitze seines Herrn Vaters, verbunden mit den Forderungen eines unbedingten Gehorsams von allen seinen Kindern, und der ganz sichtbare Einfluß solcher Personen auf den König, welche der Kronprinz nicht wohl leiden konnte, erschienen gegen die nachgiebige Zärtlichkeit der Mutter, welche den Kronprinzen wegen seiner sanften und feinen Sitten unaussprechlich liebte, in einem so nachtheiligen Lichte, daß der Prinz sich sichtbar auf die Seite der Mutter neigte. Der König, der dieses bemerkte und keinen Widerstand dulden konnte, behandelte ihn daher, wie leicht zu denken, desto strenger; der Kronprinz, dessen wachsende Kräfte sich zum Widerstande aufgelegter fühlten, beobachtete in der Bezeigung seines Unwillens gegen die Beharrlichkeit des Vaters weniger

niger Zurückhaltung. Der Vater glaubte sich nie zu hart gegen den Sohn ausdrücken zu können, und der Sohn sich nicht verbunden, seinen Neigungen Gewalt anzuthun. Der König verlangte, der Prinz solle sich vorzüglich mit dem Militärwesen, mit der Oekonomie und den Finanzen beschäftigen, der Prinz dagegen gab zu erkennen, daß er die Wissenschaften für die wichtigste Angelegenheit des Menschen halte, und den Soldatenstand nur als ein nothwendiges Uebel betrachte. Er war daher bei militärischen Uebungen entweder ein gleichgültiger Zuschauer, oder er ließ auch wohl merken, daß sie ihm Unlust verursachten, und eilte zu seinen Büchern, sobald er konnte. Es kam darüber sehr oft zu bittern Anreden und Antworten und bald so weit, daß alles, was der König vorzüglich wollte, dem Prinzen gerade deswegen mißfiel, und daß dem Könige selbst die unschuldigsten Vergnügungen, die edelsten Beschäftigungen des Prinzen zuwider waren. Und wie es denn überall zu gehen pflegt, daß sich dienstwillige Leute um ihres Vortheils willen in die Angelegenheiten der Großen mischen, so bildeten sich auch hier zwei Partheien um den König und den Kronprinzen, welche die Urtheile des einen von den andern dem Beurtheilten zutrugen und oft die mäßige Härte durch bösartige Zusätze verstärkten. Auf diese Weise entstand zwischen dem Könige und dem Prinzen eine heftige Erbitterung,

die man, wenn dieses Wort nicht allzusehr gegen die nie zu vertilgenden Gefühle der Blutsfreundschaft stritte, Haß nennen könnte. Dadurch befestigte sich bei dem Könige der Gedanke immer mehr, nach dem Beispiele Peters I, den Kronprinzen von der Nachfolge auszuschließen und sie dem zweiten Prinzen, Wilhelm August, zuzuwenden.

Da indessen eine solche Machthandlung bei den Europäischen Mächten und bei seinen Unterthanen ein sehr nachtheiliges Licht auf ihn werfen, und ihn in den Verdacht der Ungerechtigkeit bringen mußte, so wollte er wenigstens alles versuchen, um den Prinzen auf einen andern Weg zu bringen. Dann konnte er der Welt sagen, daß er alles gethan habe, um diesen Schritt zu vermeiden, und daß er nur durch den störrigen Sinn des Prinzen hervorgebracht worden sey. In dieser Absicht mußte der Prinz den König stets auf seinen jährlichen Reisen durch die Provinzen begleiten, und dabei auf alles aufmerksam seyn, was Oekonomie, Finanzen und Militär betraf. Zugleich wurden ihm seine bisherigen beiden Hofmeister genommen, und an ihre Stelle kamen der Oberste der Kavallerie von Rochow und ein Kurländischer Edelmann von Kaiserling. In Letzterm hatte sich der König sehr geirrt, er erwarb sich bald des Prinzen volle Freundschaft, und zwang ihn noch weniger als die ehemaligen Hofmeister. Ueberhaupt suchte der

Prinz in dieser peinlichen Lage theilnehmende Freunde, und fand deren mehrere, die ihn herzlich liebten, bedauerten, und seinen Neigungen oft auf eigene Gefahr Vorschub thaten. Auch den Jagden, die der König so sehr liebte, mußte itzt der Kronprinz beiwohnen, so wenig er an diesem Vergnügen Geschmack fand. Dieser neue Zwang, der ihm so viel Zeit raubte, half ebenfalls die Abneigung gegen den Vater verstärken.

Unter diesen Umständen wünschte der Prinz mehr als je, daß der König seine Einwilligung zu seiner Verheirathung gäbe, weil er dann auf jeden Fall eine größere Freiheit genießen müßte. In dieser Rücksicht schloß er sich enger als vorher an seine Mutter, welche trotz des königlichen Widerwillens und der vielfältigen mißlungenen Versuche die Unterhandlungen wegen der Doppelheirath unermüdet fortgesetzt hatte. Sie war so glücklich, den König und die Königin von England endlich ganz in ihr Interesse zu ziehen, und es erschien ein Gesandter in Berlin, um die Sache zu Stande zu bringen. Allein der König zeigte sich nicht bereitwillig dazu. Anfangs gab er bloß seine Zustimmung zur Vermählung der Prinzessin mit dem Prinzen von Wales. In der Folge ging er auch noch einmal in den Vermählungsvorschlag für den Kronprinzen mit der Englischen Prinzessin ein; aber nur unter der Bedingung, daß derselbe Statthalter von Hannover würde. Am Ende aber zerschlugen sich

diese Unterhandlungen wieder, weil der König von England verlangte, daß der Minister Grumbkow, der von dem Grafen Seckendorf bestochen war, entfernt werden sollte, und der König seinen Minister allzuhoch schätzte, als daß er ihn einer solchen Treulosigkeit hätte fähig halten sollen. Seckendorf wußte überdieß dem Könige begreiflich zu machen, daß die verlangte Entfernung des Ministers keine andre Absicht habe, als dem Englischen Hofe einen unbedingten Einfluß über die Handlungen des Königs zu verschaffen, und ihn von der Verbindung mit dem Kaiser zu entfernen.

Zweites Kapitel.

Freundschaft des Prinzen mit dem unglücklichen Katt. — Er denkt an eine Flucht nach England. — Mißlungener Versuch. — Der Kronprinz und Katt werden arretirt und der letztere nach Küstrin gebracht. — Ankunft des Königs in Berlin. — Schrecklicher Zorn gegen den Prinzen, gegen Katt und die ganze königliche Familie. — Katts Hinrichtung. — Der Prinz muß in Küstrin bleiben. — Endliche Aussöhnung.

Unter denjenigen, welche der Kronprinz in diesem mißlichen Zeitpunkte mit seinem engsten Vertrauen beehrte, war der unglückliche Katt, Fähndrich unter den Gens d'armes. Weil er durch sein Unglück so bekannt geworden ist, so wer-

den die Leser eine Schilderung von ihm gern lesen *);

„Er war klein, hatte außerordentlich von „den Blattern gelitten, war von der Sonne ver„brannt, und hatte dicke Augenbraunen, wel„ches ihm ein trauriges und melancholisches An„sehen gab. Er hatte Verstand, aber wenig Be„urtheilungskraft, und war dabei außerordent„lich von sich eingenommen; auch fehlte es ihm „nicht an Ehrgeiz, so daß er auf alles Anspruch „machte. Die Gunst des Prinzen verrückte ihm „endlich den Kopf vollends, und er betrug sich „dabei, wie ein indiskreter Liebhaber in Anse„hung seiner Geliebten. Ueberall zeigte er die „Briefe desselben vor, erhob ihn bis zu den „Wolken; tadelte hingegen alles, was der Kö„nig that, öffentlich. Denen, die ihn anhören „wollten, versicherte er, daß der Kronprinz einst „jedermann glücklich machen würde, und dabei „reizte er jeden, den Vater zu verlassen, um es „mit dem Sohne zu halten. Seine Sitten wa„ren nicht regelmäßiger als sein Verstand. Er „war ein Wüstling, affektirte bis zum Uebermaaße, „gar keine Religion zu haben, und überließ sich, „mit einem Worte, allen möglichen Ausschwei„fungen. Vielleicht hätten die zunehmenden „Jahre den Herrn von Katt gebessert; genug „so war er zur Zeit seiner Gunst beschaffen, und

*) Pöllnitz a. a. O.

„so überlasse ich es der Beurtheilung des Lesers,
„ob er derselben würdig gewesen sey. Er war
„es hauptsächlich, der die Unzufriedenheit des
„Prinzen mit seinem Vater täglich vermehrte;
„denn er ward von demselben täglich zu Rathe
„gezogen. Nichts that er ohne ihn, und Katt war
„politisch genug, dem Prinzen nur immer an-
„genehme Dinge zu rathen. Es wäre für ihn
„und den Prinzen gut gewesen, wenn sie einander
„nie kennen gelernt hätten."

Mit diesem, mit Keith und Kaiserling unterhielt sich der Kronprinz sehr oft von seiner Lage, welche durch die täglich zunehmende Härte seines Herrn Vaters fast unerträglich wurde, obgleich der Prinz jetzt mehr als sonst alles zu vermeiden suchte, was dieselbe vermehren konnte. Lange wußte er sich die Triebfeder nicht zu erklären. Endlich aber entfuhren dem Könige in einem Anfalle des Zorns die Worte: „ich werde dir das „Schreiben anstreichen!" und der Kronprinz gerieth gleich auf die Vermuthung, daß der König von seinem Schreiben an die Königin von England und der darin gethanen Aeußerung, keine andre als eine Englische Prinzessin zu heirathen, Nachricht bekommen haben müsse. Das war denn auch wirklich geschehen. Die Königin von England hatte sich gegen den Hessenkasselischen Gesandten etwas von dem Inhalte jenes Briefs verlauten lassen. Dieser hatte das Ge-

heimniß Seckendorfen anvertraut, und Seckendorf brachte es an den König. Der Prinz kannte seinen Vater zu gut, um nicht zu vermuthen, was er nach solchen Entdeckungen zu befürchten hätte, wenn es einmal zu einem förmlichen Bruche kommen sollte, und wußte, daß derselbe für den ungehorsamen Sohn eines Königs keine Strafe zu hart halte, und die Machthandlung Peters I, seinen Sohn als Majestätsverbrecher richten zu lassen, billige. Er dachte also ernstlich darauf, sich durch eine schnelle Flucht aus den Staaten des Königs zu entfernen und nach England zu begeben, um da bessere Zeiten zu erwarten.

Zu Ende des Monats May 1730 reiste der König mit dem Prinzen nach Dresden, um das Lager, welches der König von Polen veranstaltet hatte, und das unermeßliche Summen kostete, zu besichtigen. Schon auf dieser Reise hatte der Kronprinz entfliehen wollen, und deßhalb durch Katt bei dem Sächsischen Minister, Grafen von Hoym, um einen Paß nachgesucht. Der Minister that davon dem Könige von Polen Eröffnung. Dieser aber stellte sich das Nachtheilige einer solchen Flucht vor, und drang ihm das Versprechen ab, während seines Aufenthalts in Sachsen nicht von seinem Vater wegzugehen. Bald darauf machte der König eine neue Reise durch das Reich über Leipzig, Koburg, Bamberg und Nürnberg, nach Anspach, Augsburg

und Ludwigsburg, wo er zwischen dem Herzoge und seiner Gemahlin, die bisher getrennt gelebt hatten, eine Aussöhnung stiftete. Auf dieser Reise ward die Erbitterung zwischen dem Könige und dem Kronprinzen heftiger als je, und der Vorsatz, sich von seinem Vater durch die Flucht zu entfernen, gedieh vollends zur Reife. Schon vor der Abreise von Berlin hatte Friedrich dem Katt ein Kästchen mit Edelgesteinen und Papieren in Verwahrung gegeben, und ihm befohlen, auf den ersten Brief an den Ort zu kommen, den er ihm bestimmen würde. Aber Katt war leider so unvorsichtig gewesen, seinen Freunden zu sagen, daß der Prinz nicht wieder kommen werde, und daß er Befehl erhalten habe, ihm nachzureisen, und ihm geborgtes Geld zuzubringen. Die Königin sowohl als der Dänische Gesandte, denen Katts Unvorsichtigkeit bekannt wurde, ließen ihn zur Vorsichtigkeit ermahnen, und der Graf Seckendorf, der von seinen Kundschaftern in Berlin sehr gut bedient wurde, gab dem Könige Nachricht von dem Vorsatze des Prinzen. Von diesem Augenblick an ließ der König ihn ganz genau beobachten.

Der Prinz, der von alle dem nichts wußte, begleitete seinen Vater unbesorgt bis Maindorf bei Frankfurt, wo man in einer Scheune übernachtete. Hier glaubte er mit Sicherheit entfliehen zu können, obgleich der Herr von Rochow und sein Kammerdiener auf Befehl des Königs

bei ihm schliefen. Er hatte in dieser Absicht dem jungen Keith, der Page beim Könige war, Befehl gegeben, um Mitternacht einige Pferde bereit zu halten, mit denen er, wie er sagte, auf Abentheuer ausgehen wollte. Weil man am nächsten Morgen in aller Frühe abzureisen gedachte, so legte man sich zeitig nieder, und der Kronprinz merkte genau, wohin der Kammerdiener die Kleider hinlegte. Um Mitternacht, als er jedermann im tiefen Schlafe glaubte, stand er auf, kleidete sich schnell an, und öffnete die Thüre der Scheune. Allein unglücklicherweise knarrte diese so stark, daß der ohnehin mit Sorgen schlummernde Kammerdiener aufwachte. Er weckte den Herrn von Rochow, und dieser wieder die Offiziers in der benachbarten Scheune. Alle sprangen auf, setzten dem Prinzen nach und fanden ihn mitten im Dorfe an einen Wagen gelehnt, seine Pferde erwartend. Auf ihre Frage, was er vorhabe? antwortete er ihnen, daß er nicht schuldig sey, ihnen für seine Handlungen Rechenschaft zu geben, und ging auf seine Pferde zu, die in dem Augenblicke ankamen. Allein sie widersetzten sich seiner Abreise, brachten ihn dahin, daß er gutwillig mit ihnen umkehrte, und versprachen ihm, dem Könige von seinem mißlungenen Versuche nichts bekannt zu machen.

Gerade als ob die Sache durchaus entdeckt werden sollte, empfing der König am nächsten

Morgen in Frankfurt durch eine Staffette den Brief, welchen der Kronprinz von Anspach aus an Katt geschrieben hatte, worin er ihm seine Flucht meldete und ihn bat, von Berlin abzureisen. Daß dieser Brief an den König geschickt wurde, kam daher, weil der Prinz in der Eil auf den Brief bloß: über Nürnberg, geschrieben und die Addresse nach Berlin vergessen hatte. Der Postmeister glaubte also, der Brief sei an einen Preussischen Werber, der ebenfalls Katt hieß und in Nürnberg stand, und schickte ihn nach Nürnberg. Dieser Katt glaubte, ihn dem Könige ausliefern zu müssen. Der König gerieth über den Brief in fürchterliche Wuth, ließ den Kronprinzen vor sich bringen, und mißhandelte ihn so, daß man ihn am Ende mit Gewalt seinen Händen entreißen mußte. Er erhielt sogleich Arrest; sein Degen ward ihm abgenommen und seine Taschen durchsucht, ob er noch mehr Briefe bei sich habe?

In Bonn blieb man eine Nacht. Als man am zweiten Tage nach Wesel kam, erhielt der Prinz eine Wache, und es ward bei Leibesstrafe verboten, niemand mit ihm sprechen zu lassen. Am folgenden Tage ließ der König den Kronprinzen wie einen Gefangenen vor sich führen, behandelte ihn wie einen Deserteur von gemeiner Art und fragte ihn, warum er habe entlaufen wollen? — „Weil Sie mich bis jetzt nicht als Ihren Sohn, sondern als einen Sklaven behan-

„delt haben,“ antwortete er. — „Du bist ein „infamer Deserteur, rief der König, der kein „Herz und keine Ehre im Leibe hat.“ — „Ich „habe soviel wie Sie, antwortete der Prinz, „und ich habe nichts anders thun wollen, als „was Sie nach Ihren eignen öftern Aeußerun„gen an meiner Stelle gethan haben würden.“ — Ueber diese Antwort gerieth der König, so in Wuth, daß er den Degen zog und den Prinzen durchbohren wollte. Der General Mosel warf sich dazwischen, und ließ den Prinzen aus dem Zimmer bringen. Als die übrigen Generale die Sache erfuhren, baten sie den König, den Prinzen nicht wieder zu sehen, was er denn auch bei kaltem Blute selbst nicht für rathsam fand. Er ließ ihn nun bei Tag und Nacht aufs strengste bewachen. Allein der Prinz machte schon in Wesel einen Versuch, in Bauernkleidern zu entkommen, der wieder nicht gelang. Auf dem Wege, wo es ihm bisweilen leicht gewesen wäre zu entkommen, machte er keinen mehr, wahrscheinlich weil er sich nach und nach überzeugte, daß der Vater ihn als Sohn nicht die ganze Strenge des Königs empfinden lassen würde.

Katt hatte unterdessen seine Abreise bis zu der Zeit verschoben, wo er vermuthete, daß der König zu Wesel wäre, und ward zu seinem Unglücke noch einen Tag länger aufgehalten, weil etwas an seinem Wagen schadhaft war. Denselbigen Tag brachte ein Kurier die Nachricht,

daß Friedrich arretirt sey, was man sich aber nur im engsten Vertrauen sagte. Gegen Abend begegnete Katt dem Major Asseburg, der um dieß Staatsgeheimniß wußte. Weil er aber sich nicht getraute es zu sagen, so fragte er Katt mit erschrockner Miene: Sind Sie noch hier? Das wundert mich. Katt antwortete, ohne wahrscheinlich die Ursache jener Frage zu vermuthen, ich reise noch diese Nacht. In derselben Nacht ward Befehl gegeben, ihn zu arretiren. Der Offizier, der dazu beordert war, verschob die Ausführung des Befehls bis an den folgenden Morgen, um ihm Zeit zur Entweichung zu lassen, und sandte dann noch erst den Regimentsadjutanten zu ihm, mit dem Bedeuten, zu ihm zu kommen. Auch jetzt noch war es Katt möglich, zu entfliehen. Aber Katt, als ob er seinem Unglücke nicht entgehen könnte, blieb und ward von vier Mann und einem Unteroffizier in seinem Quartiere arretirt und auf die Wache gebracht, wo noch der Offizier bedeutete, daß er mit seinem Kopfe für den Gefangenen haften müßte. Der Fähndrich Span, der auch um die Flucht wußte, ward ebenfalls arretirt. Keith hingegen, der dritte Theilnehmer, war glücklich genung, zu entfliehen. Er war eben zu Wesel als der Kronprinz arretirt wurde. Dieser wußte ihm einen Zettel zuzubringen, auf welchem die Worte standen: Alles ist entdeckt, rettet Euch. Keith springt gleich nach dem Stalle, sattelt sein Pferd

selbst, und reitet vom Thore in einem Galopp bis Dingden, eine Meile von Wesel. Von da geht er durchs Oberysselsche nach dem Haag zu dem Englischen oder Französischen Gesandten, erzählt ihm sein Schicksal und bittet um seinen Schutz. Der Gesandte bringt ihn in eine Dachstube, befiehlt seinem Kammerdiener, ihn selbst zu bedienen und verbietet strenge, jemand zu sagen, daß ein Fremder im Hause sey. Allein der König ließ dem Aufenthalte desselben so genau nachspüren, daß man ihm auf die Spur kam und vermuthete, daß ihn der Gesandte verberge. Kaum ward dem Gesandten dieser gefährliche Umstand hinterbracht, so theilte er ihn Keith mit, rieth ihm zur Flucht nach England und Portugall, und bringt ihn selbst nach Scheveningen, wo er in einem Fischerboot nach England übersetzte, und dann in Portugiesische Dienste trat. Im Jahr 1741 kam er nach Berlin zurück und ward Obristlieutenant, Oberstallmeister und Kurator der Akademie der Wissenschaften.

Derselbe Kurier der den Befehl gebracht hatte, Katt zu arretiren, brachte auch der Frau von Kamecke folgenden Brief vom Könige mit:

Meine liebe Frau von Kamecke.

Fritz hat desertiren wollen, daher ich mich genöthigt gesehen habe, ihn arretiren zu lassen. Ich bitte, der Königin dieses auf eine gute Art

beizubringen, damit ihr diese Nachricht kein allzugroßes Schrecken verursache. Beklagen Sie übrigens einen unglücklichen Vater.

Friedrich Wilhelm.

Dieser Brief gelangte gerade in die Hände der Frau von Kamecke, als sie in Monbijoux mit der Königin spielte, und die Königin erfuhr also gleich die traurige Begebenheit. Sie reiste auf der Stelle von Monbijoux ab nach dem Schlosse, wo sie ein Kästchen fand, das ihr Katt vor seiner Arretirung zugeschickt hatte, und worin sich mehrere Briefe des Kronprinzen, die Flucht betreffend, befanden. Man öffnete dieses versiegelte Kästchen behutsam, nahm diejenigen Briefe heraus, welche einem oder dem andern zum Nachtheil gereichen konnten, und verschloß es wieder so gut, daß man nichts von der Eröffnung merken konnte.

Gleich nach seiner Ankunft in Berlin begab sich der König zu seiner Gemahlin, wo er die ganze Familie in schrecklicher Erwartung beisammen fand. Beim Eintritt gingen alle seine Kinder ihm entgegen, fielen ihm zu Fuße und baten ihm ihren Bruder, zu verzeihen, er stieß sie aber zurück und sagte zur Königin: Ihr Sohn sei todt. Sie trat mit Entsetzen zurück und rief: „Ist das möglich? Sie sollten der Mörder „Ihres Sohnes seyn? — „Er war nicht mehr „mein Sohn, antwortete der König; er war

„nichts als ein Deserteur, der den Tod verdient „hatte.“ Bei dieser Antwort fiel die Königin in Ohnmacht und wurde in ihr Zimmer gebracht. Auf den König schien weder der Anblick der Königin noch der Kinder den geringsten Eindruck zu machen. Er gab Befehl, Katt vor ihn zu bringen.

In dieser Zwischenzeit ging er wieder in das Zimmer der Königin, und fand sie nebst ihren Kindern in Thränen schwimmend. Die Kinder gingen ihm entgegen und wollten ihm die Hand küssen; aber er stieß sie zurück, faßte die Prinzessin Friederike beim Arm, warf sie gegen die Erde und würde sie gemißhandelt haben, wenn man ihn nicht verhindert hätte. Während daß die Kammerfrauen die halbtodte Prinzessin wegtrugen, ergoß sich der König in harte Vorwürfe gegen die Prinzessin, die er als vorzügliche Mitschuldige betrachtete, und drohete, ihr den Kopf vor die Füße legen zu lassen. Auch der Königin drohete er sehr hart, die aber das, was er sagte, im Uebermaaße ihres Schmerzes nicht hörte. Er schwur theuer und hoch, daß der Prinz nicht mit dem Leben davon kommen sollte.

Während dieser Betheurung ward ihm gemeldet, daß Katt angekommen sey. Er verließ also das Zimmer der Königin und sagte beim Weggehen, daß er nun bald genug wissen werde, um dem Prinzen den Kopf abschlagen zu lassen. Als Katt vor ihn gebracht wurde und

vor ihm niederfiel, stürzte er über ihn her, riß ihm das Johanniterordenskreuz vom Halse, prügelte ihn und trat ihn mit Füßen, worauf das Verhör von dem Minister Grumbkow und dem Generalauditeur Mylius vorgenommen wurde. Katt, der jetzt sein Schicksal voraussahe, antwortete mit großer Besonnenheit und Standhaftigkeit, und leugnete nicht, daß er um die Flucht des Prinzen gewußt, aber er behauptete, den Ort nicht gewußt zu haben, wohin der Prinz hätte flüchten wollen. Er äußerte, daß man vielleicht darüber in dem Kästchen Aufschlüsse finden würde, welches er an die Königin habe schicken müssen. Das wurde denn herbeigebracht und vom Könige zerschlagen. Man durchlas alle Briefe, fand aber keinen, der Aufschluß gab. Dieser Umstand veranlaßte den Katt zu behaupten, daß weder die Königin noch die Prinzessin Friederike etwas von der Entweichung gewußt hätten.

Als das Verhör geendigt war, wurde Katt in einem leinenen Kittel in die Hauptwache gebracht, und die aufgefundenen Briefe nochmals durchgelesen. Die Gleichgültigkeit aller Briefe brachte den König auf die Vermuthung, daß wohl die wichtigsten heraus genommen seyn konnte; er ging also wieder zur Königin und verlangte die Briefe, die sie, wie er gewiß wisse, herausgenommen habe. Aber jetzt waren die Herzen seiner Familie so fest gegen ihn verschlossen,

sen,

sen, daß die Königin mit Zuversicht behauptete, das Kästchen nicht eröffnet zu haben, und daß niemand um die Flucht gewußt habe. Der König erwiederte, er brauche ihr Geständniß nicht und befahl, die Prinzessin nicht aus dem Zimmer zu lassen. Die Königin bat ihn darauf mit Thränen, ihr zu sagen, in welcher Lage sich ihr Sohn befände? und väterliche Gesinnungen gegen ihn zu hegen. — Was kann Ihnen dran liegen, versetzte der König, was ein Mensch macht, der in drei Tagen nicht mehr seyn wird, und so verließ er das Zimmer?

Bisher hatte es niemand gewagt, dem Könige eine muthige Vorstellung zu machen; jetzt wagte es ein Frauenzimmer, die Frau von Kameke, welche der König sonst wohl leiden konnte; sie folgte ihm in sein Zimmer und bat ihn, seine und seiner Familie Ruhe doch nicht durch allzugroße Härte zu zerstören. Die Königin und die Prinzessin sey unschuldig, der Schritt des Kronprinzen müsse als die Handlung eines jungen Menschen betrachtet werden, der die Folgen nicht überlegt habe. Bisher habe die Welt ihn, den König, als einen gottesfürchtigen Herrn verehrt, was würde man aber von ihm denken, wenn er sich an dem Leben seines Sohnes vergriffe? Philipp II von Spanien und Peter I hätten dieses schreckliche Beispiel gegeben, aber der Abscheu aller Rechtschaffnen werde ihre Namen belasten, so lange die Geschichte dauere. Und wer könne denn sicher seyn, daß Gott das

unschuldige Blut seines Sohnes nicht noch bei seinem Leben an ihm räche? — „Sie reden „sehr verwegen gegen mich, erwiederte der Kö„nig; allein Sie werden mich nicht entrüsten und „ich danke Ihnen dafür, weil Ihre Absicht gut „ist. Gehen Sie hin und seyn Sie ruhig und „sagen dasselbe meiner Gemalin.“

Die ganze Verfahrungsart des Königs, so sehr sie die Zeichen des Grimmes an sich trägt, scheint mir doch nicht rasch genug, um für jetzt einen ernstlichen Vorsatz, dem Prinzen das Leben nehmen zu lassen, anzukündigen. Für einen Mann von seiner Hitze waren der Zwischenreden und Handlungen zu viele, als daß man einen so außerordentlichen Entschluß hätte fürchten dürfen. Es scheint mir, daß die ganze nachfolgende Procedur für den Prinzen, für die Königin und die Familie bloß als Schreckmittel und Strafe für den Hof und die Auswärtigen als Beweis aufgestellt werden sollte, wie hoch der König den Ungehorsam der Kinder und die Verletzungen seiner Majestät aufnehme, und wie schwer er verzeihe! Die Gründe meines Urtheils liegen in Friedrich Wilhelms Charakter, können aber hier nicht weiter auseinander gesetzt werden, und ich fahre in der Erzählung des fernern Prozesses fort.

Es wurden noch mehrere verdächtige Personen verhört, eingesperrt und verwiesen, selbst der Lehrer des Kronprinzen du Hau. Die Tochter eines lutherischen Predigers, die man eines

vertrauten Umgangs mit dem Prinzen beschuldigte, bekam öffentlich den Staupbesen und ward ins Zuchthaus gesperrt; die Bedienten des Prinzen verhaftet oder fortgejagt.

Als der Prinz in Mittenwalde angekommen war, ward er auf Katts Aussagen noch einmal verhört, antwortete aber sehr freimüthig und fest. Grumbkow machte ihn auf die Gefahr eines solchen Betragens aufmerksam, aber er antwortete: er sey über alles hinaus, was ihm begegnen könnte, und sein Muth werde größer seyn als sein Unglück. In demselben Sinne äußerte er sich bei der Nachricht, daß er auf die Festung Küstrin gebracht werden sollte, bis sein Vater etwas anders über ihn verfügte: „Wenn „ich nicht eher von da wieder wegkommen soll, „bis ich mich aufs Bitten lege, so dürfte ich „ziemlich lange dort bleiben.“

Das Zimmer, in welches er in Küstrin gebracht wurde, war fast ganz leer von Geräthe; er mußte auf hölzernen Schemmeln sitzen und bekam weder Messer noch Gabel, sondern lauter geschnittne Speisen; er hatte einen schlechten blauen Rock auf dem Leibe und an Büchern bloß die Bibel und ein Gesangbuch, und nur vier Groschen zu seiner Disposition.

Der Kammerpräsident Münchow hatte vom Könige den gemessensten Befehl, dem gefangnen Kronprinzen des Mittags nicht mehr als drei, des Abends nicht mehr als zwei Schüsseln anrichten zu lassen. Um sich indessen dem Ge-

fangenen gefällig zu erweisen, ohne seine Ordre zu übertreten, ließ er große zinnerne Schüsseln machen, deren jede vier Abtheilungen enthielt, in denen vier verschiedene Gerichte aufgesetzt werden konnten. — Da der wachthabende Offizier Befehl hatte, des Abends um 8 Uhr die Lichter auszulöschen und den Prinzen zu Bette gehen zu lassen, so erinnerte der, welcher am ersten Abend im Zimmer war, den Prinzen um 8 Uhr an den erhaltenen Befehl, und bat ihn zu Bette zu gehen. Friedrich las fort und hörte nicht darauf. Da löschte der Offizier die Lichter aus. Der Prinz, dem man nicht mehr beleidigen konnte, als wenn man ihn im Lesen störte, gab dem Offizier eine Ohrfeige, (worüber der Offizier am andern Morgen die Thorheit beging, sich zu erschießen.) Fouquet, welcher am nächsten Abend die Wache hatte, war klüger. Er erschien vor 8 Uhr, setzte zwei große Wachsstöcke und ein Feuerzeug auf den Tisch und löschte mit dem Schlag Acht die Lichter aus. Aber er schlug gleich wieder Feuer an, zündete die Wachsstöcke an und wünschte dem Prinzen eine angenehme Ruhe. Die beiden genannten Offiziere, welche dem Prinzen seine Gefangenschaft so sehr erleichterten, wurden in der Folge von ihm mit Geschenken und Ehrenbezeugungen überhäuft.

In Küstrin ward ein neues Verhör angestellt, wo der Prinz sich eben so freimüthig und standhaft bewies als in Mittenwalde. Um sich

nicht zu verwickeln, berief er sich auf das erste Verhör und betheuerte, keine andere, als Höflichkeitsbriefe an die Königin von England geschrieben zu haben. Auch von Katt konnte man nichts weiteres herausbringen, ob man ihn gleich mit der Folter bedrohete.

Dieser Mangel an Beweisen und die Beharrlichkeit aller Eingezogenen, schlechterdings keine weitere Aufklärung zu geben, die der König wenigstens für sich zu haben wünschte, scheinen ihn aufs neue und gefährlicher als vorher, gegen den Prinzen erbittert zu haben. Die Menge verschwiegner Freunde, die nichts Nachtheiliges für den Prinzen aussagen wollten, die Theilnahme an dem Schicksale des Prinzen, die man durch sein Stillschweigen bewies, und die festen Antworten des Kronprinzen, beleidigten den Stolz des Königs und man wird sehr geneigt, zu glauben, daß in diesem Zeitpunkte das Leben des Prinzen zum zweitenmal gefährdet war. Diese Gefahr stieg dadurch noch höher, daß die Minister, welche er zu Rathe zog, die Kühnheit hatten, ihm zu sagen, daß er kein Recht habe, den Kronerben zu richten. Eine Einrede, welche nicht gut auf den Charakter des Königs berechnet war. Er pflegte bekanntlich ohne alle Rücksicht zu thun, wovon man ihm sagte, er dürfe es nicht thun.

Um ihnen gleich davon einen Beweis zu geben, ergriff er die Parthei, den Prinzen weder als solchen noch als seinen Sohn, sondern als

Obristen seiner Truppen, also als Deserteur richten zu lassen. In dieser Absicht setzte er einen Kriegsrath von zwei Generalmajors, zwei Obristen, zwei Obristlieutenants, und zwei Hauptleuten nieder, der nach vielem Sträuben dem Prinzen und Katt den Kopf absprach, ohne daß sie persönlich erschienen. Nachdem Katt sein Urtheil vorgelesen war, wurde er nach Küstrin abgeführt *) und ihm ein Geistlicher, der Feldprediger Müller, zugegeben, um ihn zum Tode zu bereiten. Unterdessen hatte man auf den Platz der Zidatelle ein Schaffot errichtet, das mit dem Zimmer des Kronprinzen gleiche Höhe hatte. Zugleich hatte man die Fenster dieses Zimmers nach unten so erweitert, daß man aus denselben gerade auf das mit schwarzem Tuch bedeckte Blutgerüste gehen konnte. Weil alles dieses unter den Augen des Prinzen bereitet wurde, so zweifelte er nicht, daß es für ihn bestimmt sey. Am andern Morgen kündigte ihm ein Offizier an, der König befehle, daß er Katts Hinrichtung am Fenster mit ansehn sollte. Als derselbe auf dem Schaffot erschien, verlangte der Prinz, daß man die Vollziehung des Urtheils aufschieben möchte, weil

---

*) Katt war überzeugt, daß es sein Leben gelte. Als der wachthabende Offizier Abschied von ihm nahm und ihm sagte: er hoffe ihn bald wieder zu sehen, antwortete ihm Katt: Gewiß nicht, mein Freund, der Tyrann dürstet nach Blut.

er dem Könige schreiben und der Thronfolge entsagen wollte, wenn dem unglücklichen Katt das Leben geschenkt würde. Aber man achtete, aus Furcht vor dem Könige, die Klagen und Bitten des Prinzen nicht. Als Katt dem Prinzen ganz nahe kam, sagte derselbe zu ihm: „Wie unglück„lich bin ich, die Ursache Ihres Todes seyn zu „müssen!“ „Ach gnädigster Herr, antwortete Katt, wenn ich tausend Leben hätte, ich würde sie mit Freuden für Sie hingeben.“ Darauf knieete er nieder, hob seine Augen, die er sich nicht verbinden lassen wollte, gen Himmel, und rief: Mein Gott, in deine Hände befehl ich meinen Geist. In dem Augenblicke, da der tödtliche Streich geführet wurde, fiel der Prinz in Ohnmacht und mußte auf das Bett getragen werden, er konnte sich auch lange nicht erholen. Außerdem hatte der König noch befohlen, daß Katt's Körper den ganzen Tag über auf dem Schaffot liegen bleiben mußte, und erst gegen Abend in einen Sarg gelegt werden durfte.

Mit dieser Hinrichtung scheint der Grimm des Königs in soferne besänftigt gewesen zu seyn, daß er nicht mehr nach dem Blute des Prinzen dürstete. Dieß erhellet aus dem Umstande, daß er bei Katt's Abführung nach Küstrin dem obengedachten Feldprediger Müller eine schriftliche Instruktion mitgab, an der Bekehrung des Prinzen nach Katt's Hinrichtung aus allen Kräften zu arbeiten. Diese Instruktion ist für alle Leser, sowohl für die, die nach

dem Scheine urtheilen, als für die, welche tiefer eindringen, allzu charakterisirend, daß wir sie den Worten nach hersetzen.

Würdiger, lieber Getreuer. Ich kenne euch zwar nicht, aber ich habe von euch viel Gutes gehöret, daß ihr ein frommer, rechtschaffener Prediger und Diener des Wortes Gottes seyd. Also da ihr bei Occasion der Execution des Lieutenant Katt nach Cüstrin kommt, so befehle ich euch, nach der Execution oben bey den Kronprinz zu gehen, mit ihm zu raisonniren, und ihm vorzustellen, daß, wer Gott verließe, der würde von ihm wieder verlassen, und wenn Gott einen verließe und seinen Seegen abzöge, der Mensch nichts Gutes, sondern lauter Böses thäte. Er möchte in sich gehen, Gott recht von Herzen um Vergebung bitten, vor die schwere Sünde, so er begangen und Leute mit verführet, davon jetzo einer sein Leib und Leben hätte müssen einbüssen. Woferne ihr nun den Cronprinz zerknirschet findet, sollet ihr ihn animiren, auf die Knie mit euch zu fallen, und auch die Officiers, die bey ihm seyn, und Gott mit thränenden Herzen um Vergebung bitten. Ihr müsset aber alles mit guter Art und Vorsicht thun, denn er ein verschlagener Kopf ist, und müsset ihr wohl Acht geben, ob alles auch mit einer wahren Reue und gebrochenen Herzen geschehe. Ihr sollet ihm auch mit guter Manier vorstellen, in was vor einem großen Irrthum er steckte,

daß er glaubete, daß einer zu diesem, der andere zu jenen prädestinirt wäre, also wer zum Bösen prädestinirt wäre, könnte nichts als Böses thun, und wer zum Guten, nichts als Gutes, also es nicht zu ändern wäre. Welcher Irrthum in puncto der Seeligkeit noch stärker ist. Da ich nun hoffe, daß der jetzige Umstand, und die im frischen Andenken alsdenn seyende Exekution ihm das Herz rühren und weich machen wird, daß er auf bessere Gedanken komme, so gebe ich euch auf euer Gewissen, alles menschmöglichste zu thun, alle diese Stücke, sonderlich wegen der Gnadenwahl, dem Cronprinzen wohl vorzustellen, ihn durch Sprüche der heiligen Schrift zu überführen, und eure Worte klar zu beweisen, und weil er ein ingenieuser Kopf ist, ihm auf jeden Einwurf kurz und mit wenig Worten, aber bündig und gründlich zu antworten. Ihr müsset ihn auch auf eine gute ohnvermerkte Art auf diesen Discours führen. Wenn ihr nun findet, daß der Cronprinz mit eurer Conversation zufrieden und eure treue Lehren annimmt, und es ihm zu Herzen gehet, sollt ihr zu Cüstrin verbleiben und alle Tage beständig oben bei den Cronprinzen gehen, und ihm recht ins Gewissen reden, daß er möge in sich gehen und sich zu Gott von Herzen bekehren. Findet ihr aber keinen Ingreß, so sollet ihr weggehen und es mir schreiben, auch wenn ich nach Berlin komme, selber sagen. Findet ihr aber ein zerknirschtes Herz, so sollet ihr es mir auch

schreiben und da bleiben. Ich bin euer wohlaffectionirter König

Wusterhausen, Fr. Wilhelm.
den 3. Nov. 1730.

Darauf antwortete der Feldprediger unter dem 6. Nov. 1730. daß der Kronprinz durch Katt's Exekution so angegriffen worden sey, daß er sich den ganzen Vormittag nicht habe erholen können. Am nächsten Tage berichtete derselbe, daß der Prinz auf geschehene Vorstellung seine Sünden erkenne, und Gott abbitte, er sehe ein, daß er sich bei den Verhören nicht mit der nöthigen Bescheidenheit betragen habe, welches aber gewiß geschehen seyn würde, wenn man ihm in Güte zugeredet hätte, und er unterwerfe sich seines königlichen Vaters Befehlen in allen Stücken. In einer andern Unterredung, berichtete der Prediger, brachte der Prinz seine Meinung über die unbedingte Nothwendigkeit aller menschlichen Handlungen und Vorherbestimmung zum Guten oder Bösen vor. Dieses suchte ihm denn der Prediger nach seinen Einsichten zu widerlegen. Und der Prinz schien sich nach einigen Einwendungen überzeugen lassen zu wollen. Der Prediger ermahnte ihn darauf, daß wenn er sehe, er sey wirklich Schuld an dem Unglücke, das er gestiftet habe, so müsse er den heiligen Geist zu seiner künftigen Besserung inbrünstig anrufen. Der Prinz erwiederte, daß er das wohl thun wolle, wenn nur Gott und der Kö-

nig ihm vergeben, was er nicht leicht glauben könne. Denn er könne von der zurückkehrenden Gnade des Königs noch nicht die geringste Spür entdecken. Der Prinz glaubte übrigens geraume Zeit, der Prediger solle auch ihn zum Tode bereiten und suchte ihn auszuforschen. Der Prediger suchte ihm diese Meinung auszureden, tröstete ihn mit der göttlichen und väterlichen Barmherzigkeit und bat in dem Berichte an den König, daß die Härte, die man bisher gegen den Prinzen bewiesen, gemildert werden möchte, weil sonst wohl eine unheilbare Gemüthskrankheit daraus entstehen möchte. Auf diesen Bericht folgte das zweite königliche Handschreiben.

Würdiger, lieber Getreuer. Ich habe eure Berichte vom 6ten und 7ten dieses wohl erhalten. Es ist euch darauf zur Antwort, daß ihr noch bis auf weitere Ordre daselbst verbleiben, und fleißig bei dem arrestirten Cronprinz hingehen, und ihm aus Gottes Wort zureden und ermahnen sollet, daß er recht in sich gehen und von Herzen alle seine begangenen Sünden bekennen und bereuen müsse, welche er sowohl gegen den lieben Gott, als gegen mich, seinen Vater und König, und gegen sich selbst und seine honneur begangen; denn Geld zu leyhen, ohne daß man solches wieder bezahlen kann und desertiren wollen, kämen von keinem honnet-homme her, sondern gewiß aus der Höllen, von des Teufels Kindern und also ohnmöglich von

Gottes Kindern. Hiernächst habet ihr mir auf euer Gewissen, so wie ihr es dermaleinst vor Gott verantworten könnt, gemeldet, daß der Prinz in Cüstrin sich zu Gott bekehrte und seinen König, Herrn und Vater tausendmal um Vergebung bäte, über alles, was er gethan und verbrochen hätte, und daß es ihm von Herzen leyd thäte, daß er sich nicht allemal seines Vaters Willen, willigst unterworfen hätte; woferne ihr nun den Cronprinz also findet, daß er dieses veste vor Gott verspricht, und ihm seine Sünden von Herzen leyd sind, es auch seine wahre Intention ist, sich versichertermaaßen und auf die Art, wie ich es hier gesetzet, zu bessern; so sollet ihr in meinem Namen ihm andeuten, daß ich ihm zwar noch nicht gänzlich pardonniren könnte; aber ich würde ihn dennoch, aus unverdienter Gnade, aus dem scharfen Arrest lassen und wiederum Leute bei ihn geben, die auf seine Conduite Acht haben sollten; es sollte ihm die ganze Stadt zum Arrest seyn, so, daß er nicht aus der Stadt gelassen werde. Ich würde ihm auch vom Morgen bis Abend Occupationes geben, bey der Kriegs- und Domainenkammer und Regierung; sowohl in ökonomischen Sachen zu arbeiten, als Rechnungen abzunehmen, Akten nachzulesen, und Extracten zu machen; ehe und bevor aber solches geschehe, würde ich ihn einen körperlichen Eyd ablegen lassen, meinem Willen und Ordre stricte und gehorsamlich nachzuleben, und in allen Stücken zu

thun, was einem getreuen Diener, Unterthan und Sohn gehöret und gebühret; woferne er aber wieder umschlagen, und auf die alten Sprünge kommen würde, solle er der Crone und der Chur bei der Succession verlustig seyn, auch nach denen Umständen wohl gar das Leben verlieren; er möchte sich also patientiren, bis alles, was zu der neuen Einrichtung gehöret, fertig seyn wird, alsdann ich ihm die Generallieutenants von Grumbkow, von Borck und von Röder, den Generalmajor von Buddenbrock, die Obristen von Waldow und von Derschau, und den Geh. Rath von Thulemeyer hinsenden würde, ihm den Eyd abzunehmen. Ich erinnere euch hiebei, dem Prinzen in meinem Namen vorzustellen, daß ich ihn wohl kennete, oder ob er noch glaube, daß ich ihn nicht gekandt? also würde er selbst überzeugt seyn, daß ich sein böses Herz kennete; wo demnach dasselbe nicht gebeuget und geändert, sondern in dem alten Zustande wäre, und er diesen vorgedachten Eyd abschwören sollte, würde er selbigen nur nachmurmeln und nicht laut nachsprechen; ihr sollet ihm dannenhero wegen dieses Punkts in meinem Namen sagen; ich ließe ihm als ein getreuer Freund rathen, den Eyd laut und deutlich zu schwören und zu glauben, daß er vor Gott verbunden sey, solchen nach denen Worten zu halten. Die reservationes mentales verstünden wir hier nicht, sondern wir verstünden nichts, als wie es da geschrieben stünde; woferne er nun den Eid übertreten und

brechen würde, so würde, könnte keine Excuse weiter Statt haben; also möchte er dieses wohl bedenken und sein böses Herz durch göttlichen Beystand zwingen und ändern, weil dieses eine sehr wichtige und schwere Sache wäre.

Gott der Allerhöchste gebe seinen Seegen, und da er oft durch wunderbare Leitungen, wunderliche Wege und saure Tritte die Menschen ins Reich Christi zu bringen weiß, so helfe unser Heiland, daß dieser ungerathene Sohn zu seiner Gemeinschaft gebracht, sein gottloses Herz zerknirscht, erweicht und geändert, und auch dem Satan aus den Klauen entrissen werden möge. Das helfe der allmächtige Gott und Vater, um unsers Herrn Jesu Christi und seines Leidens und Sterbens willen! Amen! Ich bin übrigens euer wohlaffectionirter König

Wusterhausen, Fr. Wilhelm.
am 8ten Nov. 1730.

Mit diesem verfügte sich der Prediger zum Prinzen und fand ihn in der Bibel lesend, und zwar bei der Stelle Ebr. 2, 14. 15. welche ziemlich auf seinen Zustand paßte. Er ließ sich nun mit ihm in ein Gespräch über das Verdienst Christi durch den Tod, und der Prediger nahm aufs neue Gelegenheit, ihn auf die Materie der Buße und Bekehrung zu führen, und ihn zu fragen, ob er denn auch bei derselben standhaft bliebe und die nöthigen submissen Gesinnungen gegen seinen Herrn Vater hegte, und künftig

beweisen wolle? — Er antwortete, daß er dieß gerne wolle, wenn sein Herr Vater seiner Zusage als aufrichtig trauete. Der Prediger antwortete, daß dieß der Fall seyn würde, wenn er die Wahrheit seiner guten Vorsätze mit einem Eide bestätigen könnte? — Der Prinz fragte wieder, ob ihm dann der König auch wieder gnädig seyn würde? und ob er das gewiß wüßte? — Der Prediger sagte ihm darauf den Inhalt der zweiten Instruktion, wodurch derselbe so gerührt wurde, daß ihm die Thränen aus den Augen fielen. Aber bald fragte er wieder: ob der Prediger vielleicht nur so sagen müßte? worauf dieser umständliche Mann die Ordre aus der Tasche holte und sie dem Prinzen vorzeigte.

Nachdem er sie gelesen, sagte er, daß er sich alles gefallen lasse, so wie er den Eid, von dessen Wichtigkeit er überzeugt sey, laut und deutlich nachsprechen werde. Hiebei aber habe er das Vertrauen, daß sein Herr Vater nichts anders, als was väterlich sey, von ihm verlangen und daß man ihm vorher die Eidesformel vorlegen solle, damit er nichts beschwöre, was er nicht reiflich und gewissenhaft erwogen hätte. — Auf königlichen Befehl unterhielt sich der Prediger noch einige Tage mit dem Prinzen, las mit ihm in der Bibel, suchte ihn in seinem Glauben recht zu befestigen, betete mit ihm auf den Knien und der Prinz bewies hierbei eine besonnene Folgsamkeit, die ihren Zweck nie aus

den Augen verlor. Die Liebe zum Leben war in ihrer ganzen Stärke wieder zurückgekehrt.

Während daß der König schon gesonnen war, dem Prinzen zu verzeihen, stellte er sich noch immer an, als ob er ihm das Leben nicht schenken könne, um die königliche Familie und den Kronprinzen zu ängstigen und für ähnlichen Versuchen zu warnen. Darüber giengen denn von mehrern Regenten Bittschreiben ein, dem Prinzen das Leben zu schenken, durch die er sich nun mit Ehre konnte besänftigen lassen. Endlich gab er dem Grumbkow die Weisung, den Prinzen zu vermögen, daß er sich vor ihm demüthigte und ihm in eignem Schreiben um Verzeihung bäte. Doch sollte Grumbkow nicht merken lassen, daß der König diesen Schritt veranlasse. Grumbkow reisete sogleich nach Küstrin und rieth dem Prinzen, ohne Verzug einen sehr demüthigen Brief zu schreiben, da der König sich in einer sehr günstigen Stimmung befände. Anfänglich wollte der Prinz davon nichts hören, besonders auch, weil Grumbkow die Sache betrieb, den er haßte; als ihm aber dieser bemerklich machte, daß er dadurch seine Frau Mutter und seine noch immer im Arrest befindliche Schwester Friederike gleichsam ins Leben zurückrufen würde, so ergriff er die Feder und schrieb.

Nachdem der König diesen Brief erhalten hatte, schickte er eine Kommission nach Küstrin, welche ihm ankündigte, daß er des bisherigen

engen Arrests entledigt seye, aber bis auf weitere Ordre in Küstrin als Privatmann bleiben solle, um daselbst bei der Domainenkammer als Rath zu arbeiten und daß er sich nun ganz und ausschließlich auf die Staatswirthschaft legen solle. Zugleich wurde ihm durch gedachte Kommission ein Eid abgenommen, 1) daß er nie gegen die, welche er im Verdacht hätte, ihm zuwider gehandelt zu haben, Rache üben wolle; 2) daß er sich nie wieder dem väterlichen Gehorsam entziehen und ohne dessen Erlaubniß eine Reise machen wolle; 3) daß er fromm leben und 4) sich mit keiner andern Prinzessin vermähle, als die ihm der König geben würde. — Dabei wurde, was ihm gewiß bitter ankam, erklärt, daß er seine Befreiung vorzüglich der Gnade des Kaisers verdanke. Der Prinz leistete den Eid, bekam seinen Degen wieder und mußte gleich darauf in der Kirche die Predigt anhören und das Abendmahl empfangen. Darauf stellte man ihm seinen neuen Hofstaat vor, der sehr klein und aus lauter ihm unbekannten Leuten zusammengesetzt war. Auch seine Einkünfte waren sehr mäßig, so daß zu seinem Vergnügen nichts übrig blieb. Seine Kleidung bestand aus einem grauen Rocke mit schmaler, silberner Tresse und es war ihm verboten, französisch zu sprechen.

Erst nach einigen Monaten kam der König nach Küstrin, wo sich ihm der Prinz zu Füssen warf, und für die erzeigte Gnade dankte, wo aber von dem Vorgefallenen kein Wort erwähnt

wurde. Der Prinz wohnte seitdem zu Küstrin, arbeitete daselbst bei der Domainenkammer, und kam erst zu Ende des Jahres 1731 bei der Vermählung seiner Schwester Friederike mit dem Markgrafen von Bayreuth zurück. Das Wiedersehen verursachte seiner Mutter und seinen Schwestern große Freude, aber Friedrich hingegen blieb dabei so gleichgültig, daß der König ihm selbst Vorwürfe darüber machte. Er speiste mit dem Könige allein, und der König versicherte ihn, daß er alles vergessen wollte, aber auch zum letztenmale. Bei dem Balle tanzte er mit, aber so, daß man wohl merken konnte, er sey seiner Familie fremd geworden. Am folgenden Tage gab ihm der König ein Infanterieregiment und erlaubte ihm Degen und Uniform zu tragen. Er erhielt seitdem auch mehr Freyheit, sich seine Gesellschaften und Vergnügungen selbst zu wählen, und genoß das letztere bisweilen um so stärker, je eingeschränkter er bisher hatte leben müssen.

Drittes Kapitel.

Vermählung des Kronprinzen. — Sein Auffenthalt zu Rheinsberg und dortige Lebensweise. — Sein Zug an den Rhein und Bekanntschaft mit Eugen. — Er fängt einen Briefwechsel mit berühmten Gelehrten an. — Schreibt den Antimachiavell. — Wird Freymaurer.

Nach dieser Aussöhnung lag dem Könige nichts mehr am Herzen, als den Kronprinzen zu ver-

mählen. Obgleich die Königin sowohl als der Kronprinz, wie oben gedacht, eine englische Prinzessin für ihr Haus wünschten und die Königin Jahre lang daran gearbeitet hatte, so waren doch seit mehreren Jahren eine solche Menge Verdrießlichkeiten zwischen dem Englischen und Preußischen Hofe entstanden, daß der König von Preußen zuletzt rund heraus erklärte, es sey an keine Vermählung des Kronprinzen mit einer Englischen Prinzessin zu denken. Vielleicht hätte indessen sein Unwille sich mit der Zeit gelegt, wenn der König nicht so gut Oestreichisch gesinnt, oder die Oestreichische Parthei in Berlin weniger thätig gewesen wäre. Beides war der Fall und so erklärte der König, daß der Kronprinz sich mit der Prinzessin Elisabeth Christine von Braunschweig-Bevern vermählen sollte. So sehr dem Kronprinzen diese Verbindung zuwider war, so hatte er doch bei seiner Entweichung die Gesinnung seines Vaters zu gut kennen gelernt, als daß er es hätte wagen sollen, sich seinem Willen entgegen zu setzen oder Aufschub zu verlangen. Er gab also seine Einwilligung ohne weiters, ergriff aber das Auskunftsmittel, um sich selbst und die Wünsche seines Vaters zugleich zu befriedigen, daß er sich die Prinzessin antrauen ließ, ohne je die Ehe mit ihr zu vollziehen. Die Verlobung geschahe im Jahr 1732, und die Vermählung am 12. Jun. 1733 auf dem Schlosse Salzdahlen. Die Hochzeit wurde mit vieler Pracht gefeiert; der Kö-

nig war sehr vergnügt, sich aufs neue mit Oestreich verbunden und vom Kronprinzen keine Widersetzlichkeit erfahren zu haben; aber weder der Prinz, der gezwungen handelte, noch die Prinzessin, welche dieses wußte, noch die Königin, deren mühevolle Arbeiten an diesem Tage sämtlich vernichtet waren, ließen eine Heiterkeit blicken. Man sahe also bei dieser Hochzeit nur Anstalten zur Freude.

Nach dem Einzuge der Braut schenkte der König dieser unglücklichen tugendhaften Prinzessin, welche Friedrich, wäre seine Abneigung weniger eisern gewesen, am Ende hätte liebgewinnen müssen, das Lustschloß Schönhausen und dem Prinzen die Grafschaft Ruppin zum Sitz und Leibgedinge. Bald darauf erhielt derselbe auch noch das Schloß und Städtchen Rheinsberg, das mitten im Sande an der Meklenburgischen Gränze liegt, und bloß den Vorzug schöner Waldungen und eines großen Sees hat. Dieses ward von ihm jedoch so verschönert, daß man es nicht mehr kannte. Er ließ das Aeußere durch Aufbau eines neuen Flügels in bessere Form bringen und das Innere sehr prächtig ausschmücken. Hier nahm er sich vor, seine Tage in Ruhe und Vergnügen, ganz nach seinen Wünschen zu verleben und sich mit den Angelegenheiten der Regierung nur in sofern zu befassen, als es seinem Vater gefiele, ihn daran Theil nehmen zu lassen. Hier wollte er in den schönsten Jahren seines Lebens das Glück genießen, davon ihm aus den

Schriften der Dichter und Weltweisen ein reizendes Ideal vorschwebte. Ohnstreitig waren das auch in vielfacher Rücksicht die glücklichsten Jahre seines Lebens, wie sie vielleicht nur wenigen Sterblichen verflossen. Er las die trefflichsten Geisteswerke der Griechen und Römer und der Franzosen, die damals fast ausschließlich auf Geschmack Anspruch machen konnten; er studierte die Philosophie, von der er damals nur noch die Hinterseite erblickte; er hielt eine ausgesuchte Tafel, wo der Genuß der Speisen durch witzige Unterhaltung gewürzt wurde; die Spatziergänge in den Wäldern, die Lustfahrten auf der See gaben dem Körper die Kraft, welche den sinnlichen und geistigen Vergnügungen immer neuen Reiz giebt. Er, der selbst die Gabe der Unterhaltung in hohem Grade besaß, wählte sich zu seinem Umgange nur Personen, welche sich durch Witz, Kenntnisse und feine Sitten auszeichneten. Diese wohnten meist in Rheinsberg. Alles Steife und Cerimoniöse war hier verbannt; es schien nicht der Thronfolger eines Königs, sondern ein Privatmann in Rheinsberg zu wohnen, der das Leben genießen will und sich mit andern seines Gleichen, die eben den Endzweck haben, vereinigt.

Seine vornehmsten Gesellschafter waren, der Baron von Knobelsdorf, ein ernsthafter, geschickter Mann, der in der Baukunst große Kenntnisse besaß, der Obristwachtmeister von Semnig, der sein Lehrer in der Mathematik gewesen war und

viel Munterkeit besaß, der Freiherr von Kaiserling, ein witziger äußerst aufgeräumter und dabei sehr redlicher Mann; der geheime Rath Jordan, erst Prediger der reformirten Gemeinde zu Prenzlow, ein Mann von Kenntnissen und liebenswürdigem Charakter und der Hofprediger des Chaups. Späterhin ward auch der Ritter Chasot, ein französischer Edelmann von großem Muthe in diese Gesellschaft gezogen, welche den täglichen Umgang des Prinzen ausmachte. Auch einige Offiziers vom Regimente speisten an seiner Tafel, Wylich, Buddenbrock, Kleist, Rathenau und Schenkendorf. Noch wohnten in Rheinsberg zwei berühmte Maler, Pesne und du Buisson und die berühmten Musiker Graun und Benda. Auch der bekannte Baron von Bielefeld, der Verfasser der bekannten freundschaftlichen Briefe, den Friedrich bei seiner Aufnahme in den Freimaurerorden hatte kennen lernen, hielt sich eine Zeitlang daselbst auf. In seinen angenehm geschriebnen Briefen finden sich mehrere sehr charakteristische Züge von Friedrich als Prinzen und als König.

Die Lebensweise dieser ausgesuchten Gesellschaft war gewöhnlich folgende: In den Morgenstunden war jeder für sich und beschäftigte sich seiner Neigung nach, womit er wollte, und Friedrich selbst beschäftigte sich mit dem Studium der Philosophie und Geschichte, oder mit der Poesie oder blies auch die Flöte. Wenn es Zeit zur Tafel war, versammleten sich die tägli=

chen Tischgesellschafter und die Eingeladenen im Speisesaal zur Mittagsmahlzeit, wo sich die Unterhaltuug immer um interessante Gegenstände drehete. Bald kam eine philosophische Frage zur Sprache, bald Gegenstände der Dichtkunst, Malerei und Beredtsamkeit, bald scherzte man wie es einem und dem andern einfiel; seltner ward über Kriegs- und Regierungsgeschäfte gesprochen. Nach geendigter Mahlzeit, die bisweilen ziemlich lange dauerte, begab sich der Prinz und seine Gemalin, jedes in ein besonderes Zimmer, und tranken den Kaffe, während daß die übrigen Herren und Damen den Kaffe gemeinschaftlich tranken, scherzten und spielten. Bei schöner Witterung machte man einen Spaziergang oder eine Wasserfahrt, des Abends war Konzert, wo der Prinz die Flöte spielte. In seinen Briefen an Suhm schreibt Friedrich im Jahre 1736:

Rheinsberg, den 23. Okt. 1736.

„Ich fürchte nicht, Ihnen zu mißfallen, wenn ich Ihnen ein paar Worte von unserm ländlichen Zeitvertreibe sage, denn wen man liebt, dem möchte man auch gern das allerunbedeutendste wissen lassen. Wir haben unsere Beschäftigungen in zwei Klassen, in nützliche nemlich, und angenehme getheilt. Zu den nützlichen rechne ich das Studium der Philosophie, der Geschichte und der Sprachen; die angenehmen sind die Musik, die Lust- und Trauerspiele, welche wir aufführen, die Maskeraden und die

Schmausereyen, die wir geben. Ernsthafte Beschäftigungen behalten indessen den Vorzug, und ich darf wohl sagen, daß wir nur einen vernünftigen Gebrauch von den Vergnügungen machen, indem sie uns bloß als Erholungen und zu Milderung der Finsterheit und des Ernsts der Philosophie dienen, welche die Grazien nicht leicht zu einem freundlichen Gesichte bringen können." —

An Verdrießlichkeiten fehlte es freilich auch hier nicht. Es gab Leute, die ihren Vortheil dabei fanden, die Abneigung des Königs gegen den Kronprinzen zu erhalten.

So schrieb der letztere im Jahr 1737. an Suhm:

„Die Sachen stehen, seit ich Sie nicht gesehen habe, fast noch eben so wie ehemals, indem mir von Zeit zu Zeit immer Verdruß gemacht wird. Thöricht würde es aber seyn, alles Verdrusses überhoben seyn wollen; denn die Welt ist eine Schule der Leiden, und Unfälle sind das Salz, unser Vergnügen zu würzen, und zu hindern, daß es durch lange Dauer nicht verdirbt und unschmackhaft wird." Und in demselben Jahre:

„Diese letzten Tage hindurch hat es wieder Klatschereyen und Händel gegeben, die alle aus einer Eifersucht Bredow's gegen Wolden herrührten. Der erstere hat dem Könige beizubringen gewußt, ich wäre ein Mensch ohne Religion. Manteufel und Sie hätten viel dazu bei-

getragen, mich zu verderben, und Wolden wäre der Narr, der den Possenreißer bei uns spielte und deßhalb mein Liebling. Sie wissen, daß die Beschuldigung, keine Religion zu haben, immer die letzte Zuflucht der Verleumder ist, und daß, wenn diese an Mann gebracht ist, sie nichts mehr anzubringen wissen."

„Indessen fing dieser Funke, allein ich hielt mich stille, mein Regiment hielt sich unvergleichlich, und die Fertigkeit in den Handgriffen, ein bischen Mehl auf den Kopf der Soldaten gestreut, über sechs Fuß hohe Leute, und viele Rekruten, waren stärkere Beweisgründe, als die meiner Verleumder. Jetzt ist alles ruhig, man sagt nichts von Religion, von Wolden, von meinen Verfolgern, und von meinem Regimente."

Diese ziemlich gleichförmige Lebensweise ward nur einigemal durch Reisen unterbrochen, und nur einmal durch eine kriegerische Bewegung an den Rhein im Jahre 1734, als Frankreich und Oestreich sich wegen der Pohlnischen Königswahl stritt. Der König von Preußen und der Kronprinz führte dem Kaiser die vertragsmäßigen 10,000 Mann Hülfstruppen selbst an den Rhein zu, theils damit der Kronprinz den Krieg sollte kennen lernen, theils auch um des berühmten Eugens willen, der die kaiserlichen Truppen kommandirte. Dieser alte Krieger gab sich die Mühe dem Kronprinzen alles zu zeigen, was er glaubte, daß ihm angenehm und nützlich seyn könnte und fand an ihm einen Schü-

ler, der alles mit Verstand betrachtete. Schon damals fällte Eugen, der sich besser als jemand auf Menschenkenntniß verstand, das Urtheil, daß Friedrich einst ein großer König werden würde.*)

Im Sommer 1735. besuchte der Prinz den vertriebnen Pohlnischen König Stanislaus, dem Friedrich Wilhelm einen sichern Auffenthalt in seinen Staaten zugestanden hatte, zu Königsberg, blieb einige Wochen bei diesem edeln, unglücklichen Monarchen, und stiftete eine Freundschaft mit ihm, welche durch Briefwechsel bis zu Stanislaus Tode im Jahr 1769 unterhalten wurde. Die übrigen Reisen, die er mit dem Könige durch die Provinzen machen mußte, lassen wir unerwähnt:

Durch das Lesen der berühmtesten damaligen Schriftsteller war der Wunsch in ihm rege geworden, mit den von ihm so hoch geachteten Männern in Briefwechsel, und wo es möglich war, in persönliche Bekanntschaft zu kommen.

---

*) Bei dieser Gelegenheit machte Friedrich mit einigen jungen Leuten die Probe, ob man nicht den Schlaf ganz entbehren könne? um auf diese Weise gleichsam länger zu leben, d. h. thätig zu seyn. Er trieb es mittelst starken Kaffes 4 Tage, alsdann aber zeigte ihm seine Natur, daß sie unveräußerliche Rechte habe; er schlief bei Tische ein, und machte seitdem keinen Versuch mehr. Mir scheint diese Anekdote für das Studium der Philosophie etwas werth zu seyn.

Er schrieb demnach an den Philosophen Wolf, der damals von Halle vertrieben, in Marburg lebte; an den Französischen Historiker Pallin, an die Mathematiker, Granvesand und Maupertuis an Algarotti und Voltaire, und unterhielt sich mit ihnen über wissenschaftliche Gegenstände. Seinen ersten Brief an Voltaire setze ich im Auszuge her, weil er die Gesinnung zeigt, welche der Prinz damals gegen diesen berühmten Mann hegte und dann auch, weil er ohngefähr die Stufe der Geistesbildung zeigt, auf welcher sich der Prinz damals befand.

Mein Herr!

Ob ich Sie gleich nicht von Person kenne, so sind Sie mir doch durch Ihre Schriften bekannt. Die Schätze des Verstandes, welche darinne mit so viel Geschmack ausgebreitet sind, scheinen immer neu zu bleiben, so oft man sie auch liest. Hierin glaube ich den besondern Charakter ihres Urhebers zu erkennen. Wenn einst der Streit, ob die Alten oder die Neuen den Vorzug verdienen? wieder rege werden wird, so muß er sich durch Sie zu Gunsten der Neuern entscheiden. Wie viel Wissenschaften verbinden Sie nicht mit dem Talent für die Dichtkunst. Sie haben gethan, was vorher niemand versuchte, metaphysische Gedanken in Versen vorzutragen. Dieser Geschmack, den Sie an der Philosophie finden, bewegt mich, Ihnen die Vertheidigung des Herrn Wolf zu übersenden, die-

ses berühmten Weltweisen unsrer Zeit, welcher in den dunkelsten Stellen der Metaphysik Licht angezündet uud schwerere Gegenstände auf eine sicher erhabne und anständige Weise abgehandelt hat, und deßhalb des Atheismus beschuldigt worden. Es ist aber das Schicksal erhabner Geister, daß ihr ausgezeichneter Verstand sie den Pfeilen des Neides vor allem aussetzt. Jetzt lasse ich seine Abhandlung von Gott, der Welt und der Seele übersetzen und werde Sie Ihnen zuschicken, überzeugt, daß die Stärke der Wahrheiten, welche geometrisch auseinander folgen, Sie überzeugen und rühren wird.

Ihre Liebe zu allen, welche sich den Künsten und Wissenschaften widmen, läßt mich hoffen, daß Sie auch mich nicht aus der Zahl derer ausschließen werden, die Sie Ihres Unterrichts würdigen, der jedem denkenden Wesen nützlich seyn muß. Denn ich bin, ohne gegen andere Verdienste ungerecht zu seyn, der Ueberzeugung, daß nur wenige Menschen leben, deren Lehrmeister Sie nicht seyn könnten. — — Sollte Corneille in unsern Tagen wieder aufleben, so würde er gestehen müssen, daß die Muse des Trauerspiels Ihnen die Gaben, die sie ihm oft kärglich zutheilte, im größten Ueberflusse geschenkt habe. Und was wird der Urheber so vieler Meisterstücke nicht noch in der Zukunft hervorbringen? —

Ich hege ein lebhaftes Verlangen, Ihre Werke zu besitzen, und bitte mir alles, was bisher ge-

druckt ist, zu überschicken. Sollten Sie mir etwas noch Ungedrucktes mittheilen wollen, so verspreche ich Ihnen, es niemand zu zeigen, und mich daran bloß für meine Person vergnügen. Im Besitze Ihrer Werke werde ich mich glücklicher schätzen, als im Besitze der Glücksgüter, die man durch Zufall erwirbt und verdient. Habe ich jene einmal meinem Gedächtnisse anvertrauet, so bleiben sie mein Eigenthum, so lange jenes dauert. Bestände die Dichtkunst noch darinne, langweilige Kriegsgesänge, einförmige Hirtenlieder oder abgeschmackte Stanzen herzutrillern, oder die Leyer zu faden Lobgedichten zu stimmen, so würde ich ihr für immer entsagen. Sie aber zeigen uns neue Wege, welche jenen Thoren unbekannt waren und die Kunst veredeln. Sie verbreiten sich über die ganze Sittenlehre, schildern die Tugend mit den schönsten Farben, bestimmen den Begriff des wahren Ruhms, bringen jedem die Liebe zu den Wissenschaften auf die angenehmste Weise bei, und reizen ihn, sich selbst auf einer so ehrenvollen Bahn zu versuchen. Aber wie oft mußte ich zu mir sagen: Laß die Last, die deine Schultern nicht ertragen können! um Voltaire nachzuahmen, muß man Voltaire selbst seyn. Wie sogar nichts helfen hier die Vorzüge der Geburt, die nur den äußern Menschen zieren, aber den Vorzügen des Geistes weit nachstehen müssen. Den Großen der Erde liegt die Pflicht ob, diejenigen zu belohnen, welche in Künsten und Wis-

senschaften beträchtliche Fortschritte machen, möchte sich doch der Ruhm meiner Person bedienen, um Ihre Bemühungen zu krönen! Aber ich befürchte, daß unser armes Land nicht Lorbern so viel hervorbringt, als Ihre Werke verdienen. Doch auch wenn mir das Glück Ihren Besitz nicht gönnt, so bleibt mir doch die Hoffnung übrig, einst denjenigen zu sehen, den ich so lange abwesend bewundert habe, und Sie dann mündlich zu versichern, daß ich mit aller der Hochachtung und Verehrung, welche dem Manne gebührt, der nur der Wahrheit folgt und für das Wohl der Menschheit arbeitet, bleibe

Ihr

affektionirter Freund

Friedrich.

In diesem stillen Auffenthalte schrieb Friedrich den Antimachiavell, der mehr seinem Herzen als seinem Scharfsinne Ehre macht. Er widerlegt darinne die feindlichen und unterdrückenden Grundsätze, die dieser Italiäner den Völkerbeherrschern und ihren Ministern giebt. Voltaire gab dieses Buch heraus, das bald ins Deutsche, Holländische, Englische und Italiänische übersetzt ward. In der Vorrede entwickelt der Prinz Grundsätze, welche jedem Regenten und Minister theuer seyn müssen. Machiavell, heißt es, unternahm es, die Grundsätze einer reinen Sittenlehre zu zerstören und doch ist Machiavell nur von wenigen Moralisten angegriffen

worden, so daß sich seine schädliche Moral bis auf unsre Zeiten erhalten hat. Ich überneh- me die Vertheidigung der Menschlichkeit gegen den Unmenschen, der dieselbe vernichten will. Ich setze die Vernunft und die Gerechtigkeit dem Laster entgegen und gebe also das Gegengift auf die Vergiftung. Ich habe das Buch des Machiavell allezeit für eins der gefährlichsten gehalten, die je geschrieben worden, durch das- selbe muß besonders ein junger Fürst, der noch nicht Recht und Unrecht zu unterscheiden weis, durchaus verdorben werden. Wenn es aber schon ein Unglück ist, die Unschuld einer Privatperson, welche am Ende auf die Weltbegebenheiten nur einen geringen Einfluß hat, zu verführen, so ist es noch weit schädlicher, Fürsten zu verführen, welche Völker beherrschen, um die Gerechtigkeit zu üben, ihren Unterthanen ein gutes Beispiel zu geben und durch Güte, Großmuth und Er- barmen sichtbare Bilder der Gottheit zu werden. Die Ueberschwemmungen, welche Länder verwü- sten, der Blitz, welcher Städte in die Asche legt, und die Pest, welche Länder entvölkert, sind bei weitem nicht so schädlich, als die schlechte Mo- ral und die unbändigen Leidenschaften der Kö- nige. Jene Plagen des Himmels dauern nur gewisse Zeit und treffen nur gewisse Gegenden, und ein solches Unglück läßt sich, so weh es thut, wohl wieder gut machen. Aber wie lange und wie vielen schaden nicht die Laster der Könige! Wie es die Könige in ihrer Gewalt haben, Gu-

tes zu thun, so können sie auch Böses thun, so viel sie wollen, und wie bejammernswürdig ist nicht das Loos der Unterthanen, wenn sie von dem Mißbrauch der höchsten Gewalt immer das Schlimmste zu befürchten haben, wenn ihr Vermögen dem Geiz, ihre Freiheit der Willkühr, ihre Ruhe der Ehrsucht, ihre Sicherheit der Treulosigkeit, ihr Leben der Grausamkeit Preis gegeben ist."

„Da manche geglaubt haben, Machiavell habe nicht sagen wollen, wie ein Fürst handeln müsse, sondern wie die meisten Fürsten zu handeln pflegten, und dieser Gedanke, weil er die Fürsten beleidigt, vielen gefallen hat, so will ich darüber auch ein Wort sagen. Diejenigen, welche dieser Meinung beigetreten sind, haben sich ohne Zweifel zu diesem harten Urtheile durch die Beispiele einiger bösen Fürsten, welche zu Machiavells Zeiten lebten, oder durch das Leben eines andern Tyrannen, der ein Schandfleck der Menschheit war, dazu verleiten lassen. Solche Splitterrichter bitte ich zu erwägen, daß man auf dem Throne mehr als gemeine Tugend nöthig habe, der Verführung zu widerstehen, daß es also gar kein Wunder sey, wenn unter einer so großen Anzahl Fürsten auch einige böse unter den guten stehen, wenn man neben einem Trajan und Antonin auch einen Nero, Caligula, und Tiberius findet. Es ist gewiß eine Ungerechtigkeit, dasjenige einem ganzen Orden zur Last zu legen, was nur einzelne Glieder trifft.

Möchte

Möchte man doch in der Geschichte nur die Namen der guten Fürsten aufbehalten und die Namen der trägen, ungerechten und lasterhaften einer ewigen Vergessenheit übergeben. Dann würden freilich die Geschichtsbücher dünner werden, aber die Menschheit würde gewinnen, denn die Ehre, in der Geschichte fortzuleben, würde bloß der Tugend zu Theil werden."

In demselben Sinne schrieb er an Suhm in den Jahren 1737 und 38.

Rheinsberg, den 26. Nbr. 1737.

Auf alles das, was Sie mir höfliches sagen, kann ich Ihnen nicht antworten. Zärtliche Liebe hat Ihnen die Feder geführt, und diese ist, wie das Glück, blind. Ich bitte Sie, mein Lieber, streichen Sie meinen ganzen Heldenmuth aus, und lassen Sie nur die Freundschaft stehen, die ich für Sie habe. Wenn Eigenschaften des Herzens gleichfalls Bestandtheile eines Helden ausmachen können; wenn Treue und Menschlichkeit dabei die Stelle jener rohen und oft wilden Wuth der Eroberer einnehmen dürfen; wenn Scharfsinn in der Wahl rechtschaffener Leute der großen Gabe, die größten und erstaunendsten Entwürfe zu machen, vorzuziehen ist; wenn endlich gute Absichten und Sanftmuth den Vorzug vor der Thätigkeit jener unruhigen Menschen verdienen, die nur geboren zu seyn scheinen, die ganze Welt umzukehren, alsdann und auf diese Bedingungen mag man mich ihnen gleich stellen.

Da aber alle ebenbenannte Eigenschaften, Güte, Sanftmuth ꝛc. nur einen guten Bürger und keinen großen Mann bilden können, so habe ich keinen so eiteln Stolz, um auf diesen Titel Anspruch machen zu wollen, und ich versichere Sie, daß ich jederzeit die Eigenschaften eines treuen Freundes, eines Mannes, der Gefühl für die Leiden anderer Menschen hat, und endlich eines Mannes, der nur da zu seyn glaubt, um andern Wohlthaten erzeigen zu können, er befinde sich, in welcher Lage er wolle, allen andern vorziehen werde. —

Rheinsberg, den 27ten Dez. 1738.

Aus Kleve bin ich zurück, und jetzt ein stiller Einsiedler in Rheinsberg, wo ich vom Morgen bis Abend studire. Die Welthändel werden Sie wohl eher vom Zeitungsschreiber als von mir erfahren. Es ist doch nur die Geschichte von den Thorheiten der Großen; hier Krieg, dort Streitigkeiten, überall kindische Belustigungen. Solche Neuigkeiten sind der Blicke eines vernünftigen Menschen so wenig werth, als die Kriege der Ratten und Mäuse es seyn können. —

Künftige Woche geht die Exercierzeit an. Den 27. Mai werden wir in Berlin seyn, von da gehts im Julius nach Wesel, und alsdann wird Ihr Freund wieder nach seinem Tusculum eilen, um da in gemächlicher Muße zu philosophiren. So ist mein Leben; man kann es mit

ein Paar Worten beschreiben, und mein künftiger Geschichtschreiber wird viel Mühe und Papier ersparen. Seine Leser werden nur drei Epochen zu merken nöthig haben: Musterungen, Reisen und Rheinsberg. Schon sehe ich mich wieder hier, und freue mich darüber. Sie sollen gewiß nicht vergessen werden und haben in dieser Rücksicht nichts zu befürchten. Unvertilglich werden in meinem Herzen jene Empfindungen bleiben, welche Sie kennen. Meinen Geist baue ich soviel als möglich an. Ich wünschte daraus ein fruchtbares, mit allen Arten von gutem Saamen besätes Erdreich zu machen, wo er zeitig keimen und gute Früchte bringen könne. —

Wer muß nicht unaussprechlich viel von einem Prinzen erwarten, der mit solchen Grundsätzen den Thron zu besteigen gedachte! und in der That war schon damals die Erwartung aller helldenkenden Männer und Menschenfreunde auf seine Regierung gespannt. Ein solcher Fürst durfte keinen ungerechten Krieg anfangen, nie die Schleifwege einer gewissenlosen Politik gehen, nie das nehmen, worauf er kein Vorrecht hatte, keinen Stand dem andern zum Nachtheile begünstigen, oder nach Laune handeln; er mußte unpartheiische Gerechtigkeit üben, Menschenblut schonen, und sich durch reine Sitten als Beispiel der Nachahmung aufstellen, oder er hatte sich sein Urtheil selbst gesprochen, ehe er anfing zu regieren.

Die Erwartung des aufgeklärten Publikums von seiner Regierung stieg noch höher, als er im Jahre 1738 sich in den damals noch sehr falsch beurtheilten Freimaurerorden aufnehmen ließ. Als er nemlich in diesem Jahre mit seinem Vater den Prinzen von Oranien zu Loo besuchte, sprach der König über der Tafel sehr nachtheilig von dem Freimaurerorden, den er bloß durch Gerüchte kannte, und der Graf Albert Wolfgang von Lippe Bückeburg, der selbst Maurer war, übernahm mit großer Freimüthigkeit die Vertheidigung desselben. Seine Rechtfertigung brachte dem Kronprinzen eine so günstige Meinung von diesem Orden bei, daß er nach der Tafel gegen den Grafen den Wunsch äußerte, in denselben aufgenommen zu werden. Dieses geschahe auch noch in demselben Jahre zu Braunschweig, und hatte für den Orden die wohlthätige Folge, daß derselbe mehr Sicherheit als bisher genoß, sobald Friedrich den Thron bestiegen hatte. In der Folge ward er sehr lau gegen denselben, wie er überhaupt in vielen Stücken seine Meinung änderte, wovon wir noch Gelegenheit haben werden zu reden.

Viertes Kapitel.

Krankheit des Königs — Fortdauernde Abneigung desselben gegen den Kronprinzen. — Der Prediger Rolof hält dem Könige seine Ungerechtigkeit vor. — Der König läßt den Kronprinzen kommen, unterhält sich mit ihm allein, übergiebt ihm die Regierung und stirbt. — Schilderung dieses Königs. —

Der König, Friedrich Wilhelm, hatte seit mehrern Jahren am Podagra gelitten und sein Uebel durch Mangel an Schonung und Diät und durch seine Heftigkeit immer mehr verschlimmert. Schon einmal war er dem Tode nahe gewesen, hatte sich aber wieder erholt. Es hatte sich endlich an einem Fuße ein gichtisches Geschwür zusammengezogen, worauf seine Besserung erfolgte. Allein dieses Geschwür brach im Jahre 1739 bei den Herbstrevüen wieder auf und wurde unglücklicher Weise von einem unwissenden Feldscheerer schnell zugeheilt. Seitdem ward der König nicht wieder gesund und konnte fast gar nicht ausgehen. Er litt die Schmerzen geduldig, nur das war ihm unausstehlich, daß er nicht fortkonnte. Ein Augenzeuge *) schildert ihn während seiner Krankheit folgendermaßen:

*) Pöllnitz a. a. O.

„Er stand des Tages mehrmals auf, setzte sich auf seinen Räderstuhl und ließ sich im Zimmer herumschieben. Er konnte keinen Augenblick allein seyn. Wenn des Morgens diejenigen fortgegangen waren, die des Nachts bei ihm gearbeitet hatten, so arbeitete er mit seinen Sekretairen. Nachdem die Geschäfte abgethan waren, kam die Königin und seine gewöhnlichen Gesellschafter ins Zimmer. Acht Monate lang, denn so lange dauerte die Krankheit, brachte ich 10 bis 12 Stunden täglich in seinem Zimmer zu, so daß ich gegen seinem Bette über saß und ihn unterhalten mußte. Er schlief bisweilen ein, aber wir redeten drum doch fort, denn sonst wachte er gleich wieder auf. Wenn er nicht schlief, spielte er das Solitärspiel, oder verfertigte kleine Kästchen von Lindenholz. Er bediente sich dabei Bildhauerwerkzeuge und arbeitete im Bette, über welches man einen Tisch legte. Dieses that er bei Nacht wie bei Tage und zwar mit solchen Geräusch, daß man das Klopfen auf der Straße hören konnte."

Während dieser Krankheit zeigte sich an einem kleinen Vorfalle, daß er den Kronprinzen in Verdacht habe, er wünsche seinen Tod. Als er sich eines Abends besser als gewöhnlich befand, ließ er sich ankleiden und sämmtliche Generale, Chefs und Kommandeurs der Berliner Garnison zu sich einladen. Man versammelte sich in einem großen Saale, der König ließ denen, die Tabak rauchen wollten, Pfeifen geben,

man setzte sich in einen großen Kreis und war sehr heiter, besonders war der König außerordentlich aufgeräumt. Indem man sich unterhielt, trat der Kronprinz in den Saal; die Versammlung stand von ihren Sitzen auf und machte ihm eine ehrerbietige Verbeugung. — Da die Gesichter, welche den Prinzen bewillkommten, sämmtlich vom Könige abgewendet waren und nach dem Befehle des Königs im Tabakskollegium niemand aufstehen durfte, selbst vor dem Könige nicht, so ward er über diese Höflichkeit, die man dem Kronprinzen beweisen zu müssen glaubte, äußerst aufgebracht. „Also betet man schon die aufgehende Sonne an, rief er, aber ich werde Euch zeigen, daß ich noch lebe und Euer Herr sey.“ Darauf ließ er sich in sein Zimmer führen und der ganzen Gesellschaft sagen, daß sie gleich das Schloß verlassen und nicht wieder daselbst erscheinen sollten. Man schickte zwar gleich einen an den König, der die Rechtfertigung der Gesellschaft übernahm, aber es ward nichts ausgerichtet und man erhielt Befehl, sich auf der Stelle zu entfernen. Indessen dauerte die Verbannung nicht lange; der König fühlte das Bedürfniß der Unterhaltung; man betheuerte aufs neue seine ehrerbietigen Gesinnungen, und so kehrte die Gesellschaft nach und nach zurück. Am schlimmsten kam der Herzog von Holstein weg. Zu diesem sagte der König, daß er sich nicht einbilden müsse, ein Vorrecht zu haben, weil er

ein Prinz sey; sein Kopf werde eben so gut wie der übrigen ihre abfliegen, wenn er fortfahre, die aufgehende Sonne anzubeten. Mit dem Kronprinzen, der doch ganz unschuldig war, söhnte er sich erst wenige Tage vor seinem Tode wieder aus.

Auch diese Entrüstung trug dazu bei, die Kräfte des Königs zu schwächen und ihn allmählich dem Grabe näher zu bringen. Seine Geschwulst vermehrte sich in den ersten Monaten des Jahres 1740 so sehr, daß er selbst seinen Tod für unvermeidlich hielt. Er ließ deßwegen den lutherischen Prediger Rolof kommen, der ihm sehr scharf zuredete.*) Anfangs schien der König auf seine Vorstellungen nicht sehr zu achten und sagte, er hoffe selig zu werden, weil er die zehn Gebote nicht übertreten, namentlich seiner Gemalin nie untreu gewesen, und überhaupt keine Sünde begangen habe, die ihn vom Himmelreiche ausschlösse. Aber Rolof stellte ihm vor, daß der Mensch zwar auf Gottes Barmherzigkeit und das Verdienst Christi vertrauen müsse; aber er dürfe nur Gnade von Gott hoffen, wenn er sich demüthige und seine Sünden recht erkenne. — „Ich will mich wohl demüthigen, erwiederte der König, nur erinnre ich mich jetzt meiner Fehler nicht. Sind sie

*) Lebens- und Regierungsgeschichte Friedrichs II. von Seyfart, 1. Theil, Beilage No. 3. und 4.

Ihm bekannt, so erinnre Er mich daran, daß ich sie wieder gut machen kann.“ Darauf erzählte Rolof ohne Scheu eine Reihe von Ungerechtigkeiten, die unter seiner Regierung geschehen wären, namentlich die gewissenlosen Werbungen und die bei der Verschönerung Berlins begangenen Gewalthätigkeiten, da man die Einwohner zwang, auf eine gewisse Art zu bauen, auch wenn sie kein hinreichendes Vermögen hatten. Der König antwortete, daß er seine Urtheile allemal nach den Berichten abgefaßt, die Werbungen aus Staatsgründen nothwendig gefunden und von den Gewaltthätigkeiten in Berlin nichts wisse. Allein der Prediger zeigte im Beiseyn verschiedener Hofherren, daß er nicht ohne Grund spreche und sagte dem Könige, daß seine Entschuldigungen allenfalls einen Menschen befriedigten, aber vor Gott nicht hinreichten. — Anstatt über diese derben Vorstellungen in Zorn zu gerathen, sprach er die Worte, die ihm zur Ehre gereichen. „Er schont meiner nicht; Er spricht als ein guter Christ und als ein ehrlicher Mann mit mir; ich danke Ihm dafür und erkenne, daß ich ein großer Sünder bin: bete Er doch mit mir, daß ich Gott um Verzeihung bitten kann.“ Das that der Prediger; der König betete andächtig mit und bat Rolof, alle Abende wieder zu kommen.

Gegen das Ende des Aprils fand sich der König so erleichtert, daß er wieder Hoffnung zum Leben faßte und sich nach Potsdam bringen

ließ, nachdem er den Berliner Armen 100,000 Thaler geschenkt hatte. Aber seine Hoffnung dauerte nicht lange. Schon am 27 Mai befand er sich so schlecht, daß man einen Kourier an den Kronprinzen nach Rheinsberg schickte. Der Empfang war sehr rührend. Lange sprachen beide kein Wort. Endlich sagte der König zum Prinzen: Er sey zwar strenge gegen ihn gewesen, aber er habe ihn stets mit väterlicher Zärtlichkeit geliebt und es gereiche ihm zum Troste, ihn jetzt wieder zu sehen. Der Kronprinz versicherte seiner Seits, daß er immer die zärtlichste Hochachtung für seinen Vater gehegt und von der Gnade Gottes hoffe, daß sie sein Leben erhalten werde. Darauf sagte der König, daß er gewiß nicht lange mehr zu leben habe und es für nöthig halte, ihn von dem Zustande, in welchem er ihm den Staat hinterlasse, zu unterrichten. Beide blieben nun zwei Stunden allein. Nachdem dieses geschehen war, ließ er sich seinen Sarg bringen, betrachtete ihn freudig und sagte: In diesem Bette will ich ruhig schlafen. Darauf ließ er einen Aufsatz vorlesen, wie er begraben seyn wollte. Dann kamen zwei Prediger, Cochius von der lutherischen und Desfeld von der reformirten Kirche, und unterhielten sich über religiöse Gegenstände auf eine ganz freymüthige Weise, die nach unsern Begriffen an Härte gränzen würde, was aber der König mit großer Unterwerfung anhörte. Am folgenden Tage hatte er wieder eine geheime Unter-

redung mit dem Kronprinzen und Tags drauf verlangte er sein ganzes Gefolge nebst den Stabsoffizieren und Hauptleuten seines Regiments zu sehen. Als sie versammelt waren, ließ er sich an ein Fenster bringen, wo er seinen Marstall übersehen konnte, schenkte seinen beiden Günstlingen, dem Fürsten von Anhalt und dem Herrn von Hake, jedem ein Pferd, als das letzte Zeichen seiner Freundschaft. Als der Fürst eins ausgesucht hatte, sagte er ihm, er habe das schlechteste genommen, und zeigte ihm ein andres, das besser wäre. Beiden Pferden ließ er auch das prächtigste Reitzeug anlegen. Da aber die Stallknechte Sattel und Decke auflegten, die sich nicht zusammen schickten, rief er voll Zorn: Wenn ich nur gesund wäre, ich wollte die Kerls derb abprügeln. Gehen Sie hinunter Hake, und prügeln Sie die Schurken.

Hierauf berief er den Kronprinz und den Kabinetsminister, Grafen von Podewils an sein Bette und ließ durch letztern der Versammlung erklären, daß er zu Gunsten seines ältesten Sohnes, Friedrich, die Regierung niederlege, ihm alle seine Länder, seinen Schatz und die Armee zur freien Disposition übergebe, und ihn als König von Preußen anerkenne; er spreche seine Unterthanen von dem Eyde der Treue gegen seine Person los, und ermahne sie, seinem Sohne eben so treu zu seyn, als sie ihm gewesen wären. Dasselbe befahl er auch an allen auswärtigen Höfen bekannt zu machen. Darauf be-

kam er eine Ohnmacht und als diese vorüber war, betete er mit den Predigern. Indem fiel es ihm bei, daß seine Bedienten jetzt neue Livree bekommen hätten; sie mußten also in derselben vor ihm erscheinen. Bei ihrem Anblicke rief er aus: O Eitelkeit! Bald darauf ließ er sich einen Spiegel geben, besahe sich und sagte: Bis hieher bin ich schon todt. Der Prediger rief ihm bei dieser Aeußerung die biblischen Worte zu: Wenn Ihr diese Zeichen sehet angehen, so merket Ihr, daß sich Eure Erlösung nahet. Darauf sagte der König: Herr Jesu dir leb ich, Herr Jesu dir sterb ich, du bist im Leben und im Tode mein Gewinn, fiel in eine Ohnmacht und starb.

Gleich nach dem Abscheiden rief der nunmehrige König Friedrich den Baron von Pöllnitz zu sich und gab ihm Befehl, für die Beerdigung des Königs nach dessen Vorschrift zu sorgen; doch wollte er es mit größrer Pracht vollzogen wissen, als der König befohlen hätte, weil das Publikum, dem das Mißverständniß zwischen ihm und seinem Vater bekannt geworden, glauben könne, es geschehe aus Mangel an Achtung. Und um die Idee des Kronprinzen mit dem letzten Willen des Königs zu vereinigen, schlug Pöllnitz vor, den Leichnam selbst, dem letzten Willen gemäß, zu begraben, und nachher noch ein prächtiges Leichenbegängniß zu halten, was auch genehmigt wurde.

Es wird den Lesern nicht unangenehm seyn, hier eine Schilderung des verstorbenen Königs zu lesen, die von einem Manne herrührt, der ihn genau kannte. Sie setzt manche Handlungen Friedrichs II. in ihr wahres Licht.

Friedrich Wilhelm war von mittelmäßiger Größe; seine Stirn war erhoben; seine Augen groß, voll Feuer und Leben, für gewöhnlich düster und ernst, doch auch fröhlich, wenn er wollte. Er hatte eine schöne und dem Gesichte, dessen Umriß ganz den Regeln der Schönheit entsprach, angemessene Nase. In seiner Jugend, und noch lange, nachdem er verheirathet war, hatte er die schönste Haut von der Welt gehabt; er hatte alles gethan, um sie zu verderben, und doch war es ihm nicht geglückt. Ehe sein Unterleib zu dick wurde, war er vorzüglich gut gewachsen: seine Hände waren weiß und gut gebildet, die Finger lang und dünn. Er hatte runde Knie. Bein und Fuß waren sehr wohl gestaltet. Er hatte das schönste Haar von der Welt gehabt, von einem ins Aschfarbige fallende Blond: aber er hatte sie abschneiden lassen, und hatte lange Zeit braune Zopfperücken getragen; in den letzten Jahren seines Lebens trug er aber kleine, fast weiße Perücken, die zwar schlecht gemacht waren, die aber, wie einem schönen Gesichte alles gut steht, ihn doch gut kleideten. Er war besonders bei der Armee und auf Reisen unermüdet. Er aß mit großer Gierigkeit; aber in der Wahl der Speisen

war er nicht delikat. Er machte weniger aus Leckereien, als aus ordentlichem Fleische, welches er sehr schnell aß, und fast, ohne es zerbissen zu haben, verschlang. Er trank zwar gerne Wein; aber er hatte fast ganz darauf Verzicht gethan, da seine Gesundheitsumstände die strengste Enthaltsamkeit von ihm forderten. Er schlief wenig und unruhig, er entwarf daher oft in der Nacht die größten Projekte, die er in der Folge ausführte. Ob er gleich auf seinen Feldzügen in Flandern und vor Stralsund Beweise seines Muths gegeben hatte: so liebte er doch den Krieg nicht. Man sahe weder an seiner Person, noch an seinem Gefolge etwas Prachtvolles; wenn man ihn nicht gekannt hätte, man hätte ihn nicht für den König gehalten. Sein Betragen war ziemlich gemein, und er lebte mit denen, die er kannte und schätzte, auf einen sehr vertrauten Fuß. Doch durfte man sich nicht immer darauf verlassen; seine Liebkosungen kamen nicht immer aus dem Herzen; denn er wußte im Nothfall anders zu sprechen, als er dachte. Er liebte in seiner Kleidung keinen Luxus, er trug immer die Uniform seines Regiments, die fest an seinen Körper anschloß, mit einem langen Degen, der in der Höhe der Hüfte befestigt war. Er wollte, daß seine Offiziers sich eben so tragen sollten. Seine Geistesgaben waren vortrefflich, und in Ansehung der innern Angelegenheiten des Staats war er ein sehr geschickter Regent: aber in sei-

nen politischen Planen war er sich nicht immer gleich genug. Er gieng gerne von einem Extrem zum andern über. Gewöhnlich war er bis zum Uebermaaße zurückhaltend, und bei einigen Vorfällen zeigte er eine uneingeschränkte Offenherzigkeit. Diese Ungleichheiten fanden sich bei seinen Tugenden und bei seinen Fehlern. Als Sohn verdient er mehr Achtung, als er sie als Vater und Gatte verdient. Er liebte seine Kinder und seine Gemalin; aber dabei behandelte er sie doch sehr hart. Von seiner zartesten Kindheit an hatte er außerordentliche Neigung zum Soldatenstande und einen großen Abscheu vor den Wissenschaften. Diese Neigung und Abneigung gieng so weit, daß er, als er zur Regierung gelangt war, wohl gewünscht hätte, daß alle Menschen Soldaten würden, und niemand sich den Wissenschaften widmete. Daher kam es, daß er so wenig Sorgfalt auf die Erziehung seiner Kinder verwendete. Er verheirathete seine Töchter auf eine Art, die es nicht undeutlich an den Tag legte, daß er sich um ihr Glück eben nicht bekümmere. Die enge Freundschaft, in welcher er mit dem Könige August von Polen lebte, führte ihn zu nichts, und sein Bündniß mit dem Kaiser, welches in seinem Hasse gegen Frankreich und die Franzosen seinen Grund hatte, war ihm weder nützlich noch rühmlich. Er sahe dieß selbst am Ende ein; aber nun war es zu spät. Er erhob viel mehr Geld aus seinen Staaten, als seine Vorgänger

gezogen hatten; alles, um eine große Armee unterhalten zu können, und um Schätze zu sammeln und zu vergraben. Die Ausgaben für seine eigene Person waren immer sehr klein, und auch die Kosten zur Unterhaltung seines Hofstaates waren sehr mittelmäßig. Ein gleiches kann man von dem sagen, was er auf seine Gesandtschaften verwendete. Doch war er eigentlich nicht geizig. Er gab oft, gab gern, gab auf eine gute Art, und vergaß, daß er gegeben hatte. Er bezahlte seine Soldaten, seine Bedienten, und seine Arbeiter richtig. Er nahm es nicht übel, wenn man mit ihm handelte; wenn man ihn nur nicht zu hintergehen suchte. Dieß verursachte, daß seine Staaten, wenn sie gleich viel zu geben hatten, doch reich waren. Er erhielt sie nicht nur, sondern er vergrößerte sie auch durch die Besitznehmung der Stadt Stettin und verschiedener anderer Ländereien. Es wäre ihm vielleicht nicht unmöglich gewesen, auch Polnisch Preußen hinzuzufügen, wenn er sich nach dem Tode des Königs August in die Angelegenheiten Polens hätte mischen wollen; aber er liebte den Frieden zu sehr, und wollte nichts wagen. Seine Laune war so ungleich, daß er oft der härteste, und bisweilen der beste Herr war. Selbst bis auf die Religion erstreckte sich seine Unbeständigkeit; nur in seinen Hasse gegen die Katholiken, die er doch aber nicht verfolgte, war er fest. Er glaubte nicht an das alte Testament; aber für das neue

wäre

wäre er zum Märtyrer geworden. Sein Vorurtheil gegen das erstere gieng so weit, daß er dem Hofprediger Cochius verbieten ließ, es in seinen Predigten anzuführen.

Von Seiten seiner Geistesfähigkeiten verdient Friedrich Wilhelm unter die klügsten Fürsten gezählt zu werden. Er begriff sehr leicht etwas, hatte eine starke Einbildungskraft und ein bewundernswürdiges Gedächtniß. In unendlich viele Dinge und Geschäftsarten drang er ganz ohne Führer ein. Alles, was zur Regierung gehörte, mußte unter seinen Augen abgehandelt werden und durch seine Hände gehen. Seine Minister wagten es nicht, wie es an andern Orten üblich ist, seine Unterschrift unter etwas zu setzen. Er unterzeichnete alles selbst, ohne sich darin auf sie zu verlassen, soviel Vertrauen er auch auf ihre Discretion und ihre Redlichkeit setzte. Der Befehle, die er an seine Diener im Civil- und Militärstande ergehen ließ, waren oft in einem Tage mehrere hunderte. Die Strenge, die er bis an das Ende seines Lebens unausgesetzt zeigte, verursachte, daß seine Unterthanen seinen Verlust leicht verschmerzten. Er nahm ihre Bewunderung mit ins Grab; aber ihre Liebe erwarb er sich nicht.

Fünftes Kapitel.

Friedrichs II. Regierungsantritt und wohlthätige Verordnungen. — Er läßt sich huldigen. — Man freuet sich im voraus auf seine Regierung, besonders seine bisherigen Gesellschafter. — Die letztern betriegen sich in ihren Erwartungen. — Er reiset incognito nach Frankreich, wird aber bald erkannt und geht zurück. — In Wesel lernt er Voltairen kennen.

Bis zum Tage der feierlichen Beerdigung des Königs hielt sich Friedrich II in Charlottenburg auf. Seine erste löbliche Regentenhandlung war die, daß er die Magazine öffnete und den Armen das Getreide um einen sehr wohlfeilen Preis (den Scheffel zu 20 Gr.) verkaufen ließ; er befahl auch noch Getreide, für Pommern besonders, in Polen anzukaufen und noch mehrere Magazine anzulegen. *) Er erleichterte ferner die Ehen und hob dabei die königliche Dispensation auf; er erlaubte den lutherischen Glaubensgenossen, die Cerimonien und geistlichen Kleidungen wieder, welche Friedrich Wilhelm abgeschafft hatte. Er berief den durch die Theologen von Halle vertriebnen Professor Wolf mit

*) Lebens- und Regentengeschichte Friedrichs II 1 Th.

einem starken Gehalt nach Halle zurück.*) Ueberdieß ward das Heer durch mehrere neue Regimenter verstärkt und zahlreiche Standeserhöhung durchs ganze Reich gemacht; es ward befohlen, daß jeder, der ein Amt im Preußischen haben wollte, wenigstens zwei Jahre auf einer innländischen Universität studirt haben müßte; für die Kindermörderinnen ward die Strafe des Säckens abgeschafft, und der Orden pour le merite gestiftet.

Gleich nach dem Tage der Beerdigung ward das große, riesenmäßige Potsdammer Leibregiment, das dem Vater Friedrichs II ungeheure Summen gekostet und tausend Verdrießlichkeiten zugezogen hatte, abgeschafft. Ein ausgesuchtes Bataillon davon ward zum Andenken, unter dem Namen der Leibgrenadiergarde, beibehalten; die übrigen Leute unter die Regimenter gesteckt, und die nicht mehr dienen konnten, in ein Garnisonbataillon zusammengeschmolzen, dem die verwittwete Königin bis an ihren

*) Unter den an den Probst Reinbeck erlassenen Befehl, Wolfen zur Rückkehr zu bewegen, hatte der König eigenhändig geschrieben: „Ich bitte Ihn, sich um den Wolf Mühe zu geben. Ein Mensch, der die Wahrheit suchet und liebet, muß unter aller menschlichen Gesellschaft werth gehalten werden, und glaube ich, daß er eine Conquete im Lande der Wahrheit gemacht hat, wenn er den Wolf hieher persuadirt.“

Tod eine jährliche Zulage, 6 Rthl. für den Mann, gab.

Am 16. Jul. nahm er in eigner Person die Huldigung in Königsberg an, und suchte sich überall durch vernünftige Anstalten und Befehle die Liebe seiner Unterthanen zu erwerben. Vorzüglich erwarb er sich ihr Zutrauen dadurch, daß er den Preußischen Ständen ihre alte Freiheit, Landtage zu halten, wieder gab, die ihnen der vorige König genommen hatte, und wie bisweilen kleine Züge große Wirkung thun, so weissagete man aus dem Umstande eine sehr milde Regierung, daß er die wilden Thiere im Hetzgarten zu Königsberg abschaffte und die tausend Thaler, welche ihre Fütterung kosteten, zur Verpflegung der Königsberger Armen austheilen ließ. Den Fremden, die sich in Berlin niederlassen wollten, ward außer den schon zugestandenen Begünstigungen noch eine zweijährige Steuerfreiheit bewilligt. — In Berlin nahm er die Huldigung am 2. August ein; in den übrigen Theilen des Reichs geschahe dieses durch Deputirte.

Alles, was Friedrich der Zweite seit dem Antritte seiner Regierung redete und that, ließ eine milde, weise und gerechte Regierung hoffen und ward um so mehr mit Dank erkannt, da Friedrich Wilhelm die Härte seines Scepters allzusehr fühlen lassen, und alles bis auf seine Familie soldatisch behandelt hatte. Ohne den Vorsatz, oder das Bewußtseyn, ungerecht zu

handeln, hatte er die Steuern und Rekrutirungen mit großer Härte betrieben, Leute zum Bauen gezwungen, die kein Vermögen besaßen, hatte mehrere Edelleute genöthigt, ihm ihre Güter zu verkaufen, wenn sie ihm gefielen und Leute gegen ihre Neigung verheirathet. Wie viel Gutes mußte man nicht im Gegentheile von einem Fürsten erwarten, der beim Antritte seiner Regierung seinen Ministern sagte: „Unser Hauptzweck wird allemal seyn, das Glück unsrer Staaten zu befördern und jeden unsrer Unterthanen fröhlich und zufrieden zu machen. Wir wollen nicht, daß Ihr sie drückt, sondern daß Ihr Beides, das Glück des Landes und unsern Vortheil, vereinigt vor Augen habt. So oft ihr den Nutzen meiner Unterthanen mit meinem Vortheile im Streite findet, so dürft ihr Euch nicht bedenken, jenen vorzuziehen.“

Wenn nach dergleichen vernünftigen und gerechten Aeußerungen die Preußen einer vortrefflichen Regierung entgegen sahen, so ergötzten sich diejenigen, welche der Kronprinz als Gelehrte oder aufgeräumte Gesellschafter eines nähern Umgangs gewürdigt hatte, im voraus an den Gnadenbezeugungen die ihnen Friedrich als König würde zufließen lassen. Und in der That hatte sich derselbe als Kronprinz so ganz als Freund und guter Gesellschafter, ohne Rücksicht auf seinen hohen Stand, bewiesen, daß sie sich keinen Augenblick einbilden konnten, die königliche Würde würde das Verhältniß unter ihnen be-

trächtlich verändern. Jeder war also der Meinung, daß ihm der König gern zugestehen würde, was ihm am liebsten wäre, und bei dem und jenem durch die Finger sehen. Wie weit das Vertrauen von Seiten jener Lieblinge gegangen sey, davon giebt der Baron Bielefeld in seinen bekannten freundschaftlichen Briefen einen drolligen Zug an. Der genannte Baron, der bei dem Prinzen in Rheinsberg wohnte, hatte sich Scheidemünze zum Spiele gewechselt und diese aus Versehen auf den Boden des Zimmers verschüttet. Indem er eben im Begriff war, diese Münze aufzulesen, trat der Herr von Manteufel, ebenfalls einer von Friedrichs Lieblingen herein, und meldete ihm, daß der König Friedrich Wilhelm todt sey. Bielefeld bezeugte seine Freude über den Fall, fuhr aber fort, seine kleine Münze zusammen zu suchen. „So lassen Sie doch jetzt diesen Bettel, sagte Manteufel, Sie haben es ja nicht nöthig, da es nun Dukaten die Fülle auf uns regnen wird." Allein Bielefeld fuhr fort aufzulesen, und die Folge bewies, daß er besser gerechnet hatte, als Mannteufel. Denn nicht nur der goldne Regen blieb aus, sondern der Prinz trat von dem Augenblicke seine Regierung an in ein anderes Verhältniß gegen seine Günstlinge, das heißt, er zeigte sich ihnen als ihren König und betrachtete sie als seine Diener; sein Scherz war nicht mehr so frei und vertraulich; seine Mißbilligung dessen, was ihm nicht gefiel, entschieden und

bitter. Einige von ihnen, die ihm ehemals bei seinen jugendlichen Thorheiten Beistand geleistet hatten, warfen einigen Einwohnern in Charlottenburg die Fenster ein, und achteten die Klagen derselben nicht. Als man aber dieselben vor Friedrich brachte, ließ er wie billig, die Muthwilligen arretiren, und als Störer der öffentlichen Ruhe bestrafen. Einer seiner Gesellschafter, ein Franzos, schrieb gleich nach dem Tode Friedrich Wilhelms an seinen Freund in Paris: „Endlich hat unser geliebter Kronprinz den Thron bestiegen; eilen Sie nach Berlin; ihr Glück ist gemacht; Freude und Vergnügen erwartet Sie.“ Dann schilderte er in sehr launigen Ausdrücken, was sie thun wollten, und was der König thun würde. Nachdem er seinen Einbildungsbrief geendiget hatte, las er ihn noch einmal durch und freute sich seiner Schilderung. Allein in demselben Augenblicke riß ihm der König, der hinter ihm gestanden und mit gelesen hatte, den Brief aus der Hand und in Stücken und sagte: „Was soll das? die Possen haben nun ein Ende.“ Ueberhaupt betrogen sich auch die Franzosen der Kolonie, sowohl als die, welche sich sonst in Berlin und den Preußischen Staaten niedergelassen hatten, in ihrer Meinung, daß sie vor allen zu Ehrenstellen gelangen würden. Sie wurden bei ihrem Glückwunsche wegen der Thronbesteigung ziemlich kalt und hoch empfangen. In wiefern die Meinung gegründet sey, daß Friedrich, als König, nur einen sehr geringen

Theil der Schulden, die er als Kronprinz gemacht, bezahlt habe, kann ich nichts bestimmtes angeben, da andre gerade das Gegentheil behauptet haben, und beide Theile vorgeben, ihrer Sache gewiß zu seyn, und die Sache auf jeden Fall von zwei Seiten angesehen werden kann. Gegen Voltaire allein blieb der König, wie es scheint, in dem vorigen Verhältnisse.

Am 15. Aug. 1740 reisete Friedrich in Begleitung des Prinzen Wilhelm, seines ältesten Bruders, der Obristen von Bork und Stille, nach seinen Clevischen Landen; und zwar durch Sachsen, über Wittenberg und Leipzig nach Bayreuth, wo er einige Tage bei seinen Verwandten sehr vergnügt zubrachte. Von da gieng er über Frankfurt am Mayn, Canstadt und Kehl nach Strasburg, wo er im strengsten Incognito unter dem Namen eines Grafen von Four ankam. Der Zweck dieser Reise war wahrscheinlich nur ein kleiner Streifzug nach Paris. Denn zu einem längern Aufenthalte waren nicht die geringsten Anstalten getroffen. Er wollte wahrscheinlich die dortigen Gelehrten, mit denen er bisher im Briefwechsel gestanden, persönlich kennen lernen und etwa unter der Hand mit einem geheimen Freunde über die Lage von Europa sprechen und Verbindungen anknüpfen, denn er war nie ohne politische Zwecke. Allein das ganze Projekt verunglückte schon in Kehl. Der Wirth, wo sie abstiegen, hatte dem Könige gesagt, daß er drüben über der Rhein-

brücke nothwendig einen Paß haben müsse. Er ging also mit seinem Kammerdiener Fredersdorf in ein Kabinet, ließ diesen den Paß schreiben, und siegelte ihn im Namen des Königs von Preußen. Weil der verständige und erfahrne Wirth in dem Betragen des Reisegefolges gegen den König eine mehr als gewöhnliche Ehrerbietung zu bemerken glaubte, so hatte er sich in ein Nebenzimmer geschlichen und da der Ausfertigung des Passes zugesehen. Beim Herausgehen sagte er zu Fredersdorf, er wisse nun, der Herr Graf sei der König von Preußen. Dafür erhielt er ein Geschenk, und das Verbot, zu schweigen.

Er kam auch unerkannt in Strasburg an, besuchte daselbst die Komödie und die Wachparade, und zog einige französische Offiziers, die ihm besonders gefielen, zur Tafel. Allein hier ward er, wie man sagt, von einem preußischen Deserteur erkannt, und nun verbreitete sich das Gerücht von seiner Anwesenheit wie ein Lauffeuer durch die Stadt. Der Kommendant der Stadt, der Marschall von Broglio, ließ bei dem Besuch, den ihm Friedrich machte, verschiedenemal das Wort Majestät fallen; des Abends waren verschiedne Straßen erleuchtet, das Volk rief ihm ein Vivat und sogar der Schneider, der dem Könige seine neuen französischen Kleider gemacht hatte, wollte keine Bezahlung annehmen und erklärte, daß ihm die Ehre, für den König von Preußen gearbeitet zu haben,

hinlängliche Belohnung sey. Diese Entdeckung machte den König so verdrießlich, daß er schon am dritten Tage wieder abreiste. Er blieb bis zum 11. September in Wesel, wo er mit Voltaire persönliche Bekanntschaft machte und denselben noch mehr lieb gewann, als durch die schriftliche Bekanntschaft geschehen war.

Sechstes Kapitel.

Kaiser Karl VI stirbt. — Friedrich macht Ansprüche auf einen Theil Schlesiens. — Gründe, welche den König zu diesen Ansprüchen bewegen. — Kriegsmanöver des Königs und Neupergs. — Der König besetzt Breslau. — Die Kaiserin läßt dem Könige Friedensvorschläge thun. — Trauriger Zustand der Kaiserin Maria Theresia. — Der König unterhandelt mit ihr. — Schlacht bei Czaslau. — Breslauer Friede.

Im Oktober befiel ihn ein starkes Wechselfieber. Um seine Gesundheit wieder herzustellen, begab er sich mit seiner Familie und einigen Lieblingen nach Rheinsberg, wo er den Winter zuzubringen und einer angenehmen Ruhe zu geniessen gedachte. Allein der am 20. Okt. 1740 erfolgte Tod Kaiser Karls VI veränderte die ganze Lage der Sachen. Sobald als man Friedrich davon benachrichtigt hatte, ließ er seine Minister nach Rheinsberg kommen, entdeckte ihnen seine Ansprüche auf die Verlassenschaft des Kaisers, und machte große Zurüstungen zum Kriege. Der

Verlauf dieses Krieges ist im ersten Theile meiner Geschichte des 18. Jahrhunderts erzählt worden. Ich werde hier also bloß den Gang desselben mit wenigen Worten andeuten, immer der Person des Königs folgen und die Züge angeben, welche auf seine Denkungsart und Handlungsweise das nöthige Licht werfen. Da der König selbst in seinen hinterlassenen Werken diesen Krieg beschrieben hat, so werde ich einen gedrängten Auszug seiner Geschichte liefern und dasjenige einschalten, was ich für nöthig halte.

„Der Gegenstand, schreibt der König, welcher damals Europa am meisten beschäftigte, war die Erbfolge im Oestreichischen Hause nach dem Ableben des letzten Mannes. Um die Zerstückelung der Erbschaft zu verhüten, hatte Karl VI die pragmatische Sanktion gemacht (der zufolge seine Tochter alle seine Staaten ohne Schmälerung erhalten sollte.) Frankreich, England, Holland, Sardinien, Sachsen und das deutsche Reich hatten sie angenommen. Auch Friedrich Wilhelm war ihr gegen das Erbrecht auf Jülich und Berg beigetreten, also nur bedingungsweise. Weil aber der Kaiser sein Versprechen nicht gehalten hatte, so war auch der König von Preußen nicht mehr an die pragmatische Sanktion gebunden. Denn bei den Unterhandlungen, welche nach dem Tode Friedrich Wilhelms über die Bergische Erbsache gepflogen wurden, zeigte sichs, daß der Kaiser dem Churfürsten von Sachsen und Pfalz, auf dieses Her-

zogthum Hoffnungen gemacht hatte. Der König wendete sich deßhalb an die Höfe von Wien, Paris und London; fand aber nirgends Gehör; Frankreich wollte ihm bloß einen mäßigen Strich von dem Herzogthum Berg verschaffen. Der König sahe also wohl, daß es zu blutigen Auftritten kommen würde, und rüstete sich."

„Indessen zeigte sich bei einer Eroberung des Herzogthums Berg große Schwierigkeit. Man hatte wegen Frankreich, das die ganze Besitznehmung des Königs nicht verstatten wollte, weil es sich bei der Nachbarschaft schwächerer Staaten besser befand, ein sehr großes Heer an den Rhein stellen müssen. Da nun das Preussische Heer damals nicht über 60,000 Mann stark war, so konnten dann nur sehr wenige Truppen in den übrigen Provinzen bleiben, und diese wurden auf solche Weise den Anfällen der Feinde bloß gestellt, deren Preußens wachsende Größe nicht wenig hatte, namentlich Sachsen und Hannover. Sollte man einen Theil der Truppen zurücklassen, so war man am Rheine zu schwach."

„Demungeachtet wollte der König seine Ansprüche nicht aufgeben. Durch Nachgiebigkeit hätte man die damals gegen das kleine Königreich Preußen herrschende Geringschätzung der größern Europäischen Mächte noch verstärkt. Welche Kränkungen hatte nicht der vorige König von Zeit zu Zeit erdulden müssen. Man nennte seine Macht eine Scheinmacht, seine Of-

fiziere Fechtmeister, seine Soldaten Miethlinge, die keine Tapferkeit beweisen könnten, ihn selbst einen Helden, der seine Waffen stets spanne und nie losdrücke, und das alles bloß darum, weil man weder den Grund seiner Friedensliebe, noch seine Vorliebe für das Militär, aus dem rechten Gesichtspunkte betrachtete. Der Wiener und Petersburger Hof besetzte den Polnischen Thron, ohne dem König von Preußen die geringste Nachricht zu geben. König Georg der II nennte den verstorbenen König: seinen Bruder, den Unteroffizier, den König der Landstraßen des heiligen Römischen Reichs Erzsandstreuer; die Preußischen Werber waren oft den gröbsten Beschimpfungen ausgesetzt und wurden eingekerkert.*) Konnte wohl der neue König diese Beschimpfung des Preussischen Namens ertragen? mußte er nicht gleich beim Antritte seiner Regierung Beweise von Muth und Entschlossenheit geben und einer braven Nation zeigen, daß er werth sey, ihr König zu heißen?"

„Dazu kam noch ein zweiter Grund. Friedrich der Erste hatte aus Eitelkeit den Namen eines Königs angenommen, ohngeachtet sein

*) Dieses kann allerdings wohl zuweilen unverdienter Weise geschehen seyn; allein oft begiengen die Werber auch Gewaltthätigkeiten und Niederträchtigkeiten, wovon Pöllnitz in seinen Memoiren Beyspiele anführt, was aber freilich dem Könige meist verborgen blieb, oder schonend erzählt wurde.

Land kaum etwas mehr, als ein Churfürstenthum war. Wollte man die königliche Würde behaupten, so mußte man seine Besitzungen mit einem beträchtlichen Lande vermehren, oder in Gefahr stehen, bei der ersten Gelegenheit wieder unter dem Titel erscheinen, den man vor 40 Jahren geführt hatte. Eine solche Vorstellung konnte ein junger Fürst, der seine Kräfte fühlte, dem man aber wenig kriegerische Eigenschaften zutrauete, nicht ertragen; er mußte sich gleich beim Antritte zeigen, ob er dergleichen besitze. Gelang es ihm, so war ihm der Weg zu größern Unternehmungen erleichtert. Gelang es nicht, so war wenigstens der Versuch ehrenvoll."

„Jene Ursachen waren es vorzüglich, welche den König bewogen, seine Augen auf die Oestreichische Erbschaft zu richten, wo sich mehr erwarten ließ, als vom Herzogthume Berg, obgleich auch dieses Unternehmen seine gefährliche Seite hatte. Maria Theresia konnte, wenn sie angegriffen wurde, auf Englands, Hollands, Rußlands und des deutschen Reichs Beistand rechnen; es konnte Sachsen durch mäßige Aufopferung in sein Interesse ziehen; es hatte den ungeübten Preußen alte, erfahrne Krieger entgegen zu stellen; ihr Land war reich an innern Hülfsquellen und Preußen desto ärmer. Von der andern Seite schienen aber wieder gewisse Umstände einen günstigen Erfolg zu versprechen. Man konnte voraussehen, daß von mehrern

Seiten her Ansprüche an die Erbschaft erhoben werden würden; die Oestreichischen Finanzen waren in Unordnung; die Armee durch ihre Niederlagen in der Türkei verdrießlich und muthlos; die Minister uneinig; die Eifersucht zwischen Frankreich und England mußte eins von diesen Reichen auf die Preussische Seite leiten; wegen Berg konnte er sich mit Frankreich oder Oestreich vergleichen, und in Schlesien mit einer mäßigen Macht sehr viel ausrichten. Der Tod der Kaiserin von Rußland, Anna, der bald nach dem Tode des Kaisers erfolgte, die Schwäche der Regierung und die Intriguen während der Minderjährigkeit des Prinzen Iwans, räumten für jetzt einen Feind hinweg und brachten den Entschluß des Königs, sich Schlesiens zu bemächtigen, zur Reife.“

„Die Zurüstungen, welche der König gleich nach dem Tode Karls VI machte, erregte die Aufmerksamkeit des Publikums und nach und nach auch des Wiener Hofes. Der König versuchte Anfangs gütliche Unterhandlungen. Er ließ Maria Theresia den Vorschlag thun, ihm Schlesien in Güte abzutreten; dafür wolle er ihr die ganze übrige Erbschaft beschützen und ihrem Gemahle bei der Kaiserwahl seine Stimme geben. Weil er aber eine abschlägliche Antwort voraussahe, so gab er seinem Bothschafter für diesen Fall den Auftrag, ohne weiters den Krieg zu erklären, und rückte sogar schon

zwei Tage vor Gotters Ankunft in Wien, in Schlesien ein.“*)

Vor seiner Abreise hielt er an die Offiziere von der Berlinischen Besatzung folgende Anrede: „Ich unternehme einen Krieg, in welchem ich keine andern Bundesgenossen habe, als Ihre Tapferkeit und guten Willen. Meine Sache ist gerecht und meine Hülfe suche ich bei dem Glücke. Erinnern Sie sich beständig des Ruhms, den Ihre Vorfahren sich auf den Schlachtfeldern bei Warschau, Fehrbellin und bei der Unternehmung in Preußen erwarben. Ihr Schicksal ist in Ihren eignen Händen; Ehrenzeichen und Belohnungen, durch glänzende Thaten verdient, warten Ihrer. Aber ich habe nicht erst nöthig, Sie zur Ehre anzufeuren; sie steht vor Ihren Augen; sie nur ist ein würdiger Gegenstand für Ihre Bemühungen. Wir werden Truppen angreifen, die unter dem Prinzen Eugen den größten Ruf hatten. Zwar ist dieser Prinz nicht mehr, aber unser Ruhm wird desto größer seyn, wenn wir so brave Soldaten besiegen. Adieu! Reisen Sie ab. Ich werde

Ihnen

*) Bei diesem ersten Zuge des Königs nach Schlesien, wollte man in die Preußischen Fahnen die Worte setzen: pro Deo et patria — für Gott und das Vaterland. — Der König aber strich pro Deo weg und sagte: Man muß den Namen Gottes nicht in die Streitigkeiten der Menschen mischen. Der Krieg betrifft eine Provinz, nicht die Religion. —

Ihnen ohne Verzug zu dem Sammelplatze der Ehre folgen, die uns erwartet.“

Es war am 23. Sept. 1740 als das Preussische Heer Schlesien betrat. Man konnte ohne Widerstand einrücken, weil keine Oestreichische Armee da stand, und machte bekannt, daß man, ob gleich das Haus Brandenburg unstreitige Rechte auf Schlesien habe, doch für jetzt nur das Land besetzte, um es gegen die Ansprüche eines Dritten zu schützen. Das Publikum nahm diese Erklärung nach den Worten und die Protestanten, bei weitem der größte Theil der Schlesischen Einwohner, freuten sich unter einen Fürsten ihres Glaubens zu kommen. Glogau ward zuerst blokirt und mit dem 1. Januar 1741 auch Breslau, das sich in wenig Tagen auf Anregen der Bürgerschaft ergab. Ohlau ergab sich ebenfalls und bald darauf die meisten Plätze auf dem Wege nach Neisse. Bloß an den Festungen Glatz, Brieg, und Neisse scheiterten die Preußischen Bemühungen. “ *)

*) Als der König Schlesien erobert hatte, ward zu Ende des Jahres 1741 die Huldigung auf dem Rathhause in Breslau veranstaltet. In Ermangelung eines andern Thrones brauchte man dazu den, auf welchem einst der Kaiser Matthias gesessen hatte. Zum Unglück war dieser mit dem zweiköpfigen Reichsadler gestickt. Allein man wußte sich zu helfen. Man schnitt dem doppelten Adler einen Kopf ab und heftete dem Ver-

„Nachdem die Eroberung Schlesiens dem größten Theile nach geendigt war, reiste der König nach Berlin zurück und zog bei Brandenburg, unter dem Fürsten Leopold von Anhalt, eine Armee zusammen, welche auf den Fall gegen Sachsen oder Hannover agiren sollte. Bald darauf ward dem Könige die Freude, zu sehen, daß Frankreich einer Verbindung mit Preußen nicht abgeneigt sey; dagegen verband sich Sachsen und England mit Rußland im Stillen gegen ihn und es schien auch, als ob sich die meisten deutschen Fürsten gegen ihn erklären wollten. Bei diesem Anscheine machte Friedrich das Anerbieten, sich mit dem Fürstenthum Glogau zu befriedigen und sich mit Oestreich zu verbinden, was aber nichts fruchtete. In kurzem begab sich der König wieder nach Schlesien, um seine Truppen zu bereisen."

„Oestreichischer Seits wurden den Winter über Truppen zusammengezogen und dem Feldmarschall Neuperg das Kommando gegeben. Sie lagerten sich bei Ollmütz und richteten ihre Absicht auf Neisse, und es fielen öftere Scharmützel vor. Im März erhielt der König Nachricht, daß man seine Truppen in ihren Quartieren überrumpeln wollte; er zog sie daher en-

stümmelten den Namenszug Friedrichs auf die Brust, und so war der Thron gut Preußisch. Bielefelds Briefe T. II. p. 60.

ger zusammen. Bei Jägerndorf vereinigten sich dieselben. Er marschirte mit allen vereinigten Korps nach Neustadt und von da nach Steinau, wo er über die Neiße hatte Brücken schlagen lassen, und wo er erfuhr, daß Neuperg bei Neiße angekommen sey. Am folgenden Tage rückte er nach Falkenberg, dann bei Michelau über die Neiße, um nach Grotkau zu marschiren. Diesen Ort hatte Neuperg bereits eingenommen und war im Begriff Ohlau anzugreifen, wo er wußte, daß Preußische Artillerie stand. Dahin marschirte nun der König und traf den Feind bei dem Dorfe Molwitz. Hier kam es am 18. April zu einer blutigen und so hartnäckigen Schlacht, daß die Preußen im Begriff standen, aus Mangel an Munition geschlagen zu werden. Eine glückliche Wendung des Feldmarschalls Schwerin mit dem linken Flügel rettete die Preußische Armee und gewann die Schlacht. Oestreichischer Seits zählte man 7000, Preußischer Seits 2500. Beide Theile hatten ohngefehr 5000 Verwundete und Gefangene. Der Gewinn dieser Schlacht war für den Muth der Preußen bei künftigen Unternehmungen äußerst wichtig."

„Der Eindruck, erzählt der König, den der Bericht von dieser Schlacht in Europa machte, war sehr verschieden. Der Wiener Hof zog, erbittert über den Unfall, Truppen aus Ungarn und Landmilitz herbei, um Neuperg zu verstärken. Der König von England und von Po=

len änderten ihre Meinung von der Tapferkeit der Preußen; das deutsche Reich hatte alle Ursache in Furcht zu gerathen; Frankreich freute sich, daß Preußen den Stoß so glücklich angefangen hatte; und schickte einen Gesandten, den Marschall von Belleisle, ins Lager bei Molwitz, und ließ eine Allianz vorschlagen. Vermöge derselben sollte der Churfürst von Baiern zum deutschen Kaiser erwählt, die Länder der Königin von Ungarn zerstückelt, Niederschlesien unter Frankreichs Garantie an Preußen abgetreten werden, das dafür seinen Ansprüchen auf Jülich und Berg entsagte. In dieser Absicht wollte Frankreich zwei Armeen nach Deutschland schicken, die eine dem Churfürsten von Baiern zu Hülfe, die andre nach Westphalen, um die Hannoveraner und Sachsen im Zaume zu halten, während daß Schweden Rußland beschäfftigte. Sachsen wollte man dadurch an sich ziehen, daß man ihm Mähren gäbe. Diese Unterhandlung ward indessen nicht unterzeichnet. Der König von Preußen, der sich vor der Hand nicht zu weit wagen wollte, trat auch mit dem Könige von England in Unterhandlung. Allein da er sahe, daß er nicht weit kommen würde, und daß die meisten Mächte das, was er gethan, nicht gut heißen wollten, so unterzeichnete er den Traktat mit Frankreich unter der Bedingung, daß derselbe geheim gehalten würde, so lange es Preußen für nöthig fände, und daß der König, um den Franzosen Zeit zum Anmarsche

zu verschaffen, noch eine Weile unterhandelte.“

„Nachdem der König sich hinlänglich gerüstet hatte, ließ er seine Armee wieder marschiren, ließ Brieg mit Lebensmitteln versehen, und nahm sein Lager bei Grotkau. Neuperg stand drei Meilen davon hinter Neiße in einem festen Lager. Beide Theile beobachteten einander und sannen auf Gelegenheit, einander zu schaden. Darüber giengen einige Monate hin. Während der Zeit entwarf Neuperg den Plan, Breslau, das bisher vom Könige von Preußen für neutral erklärt worden war, zu besitzen, indem er die Armee des Königs umgieng. Die erste Idee dazu gaben ihm katholische Damen in Breslau an die Hand, denen es unerträglich fiel, Schlesien in protestantischen Händen zu sehen. Die Anzahl derselben war beträchtlich, bildete eine geschlossene Gesellschaft und bediente sich der Mönche zu Boten ins Oestreichische Lager. Als der König von dieser Unternehmung Nachricht erhielt, wußte er eine ihm ergebne Person weiblichen Geschlechts in diese Gesellschaft zu bringen, und erfuhr auf diese Weise Neupergs ganzen Plan. Sogleich machte er Anstalt, Breslau zu besetzen, überrumpelte die Stadt am 7. August so glücklich, daß niemand dabei ums Leben kam. Eben so schnell vereitelte der König Neupergs Plan, Schweidnitz zu überrumpeln.“

„Während dieser Zeit, fährt der König fort, rückten die Franzosen über den Rhein und an die Donau hin. Diese Erscheinung vermochte die Königin von Ungarn, den, an ihrem Hofe residirenden, Englischen Minister Robinson, einen eifrigen Verehrer ihrer Person, an den König von Preußen zu schicken, und ihm für seine Ansprüche auf Schlesien, Limburg, das Spanische Geldern und 2 Millionen Thaler anzubieten und das Vergangene zu vergessen, wenn er gleich seine Truppen zurückzöge. Robinson hielt seine Anrede an den König in einem sehr pathetischen Tone, der dem Könige sehr lächerlich vorkam. Auf der Stelle setzte sich der König in eine ähnliche Stellung und rief aus: Nur Fürsten ohne Ehre können ihre Ansprüche für Geld verkaufen; die Vorschläge des Wiener Hofes sind für mich noch beleidigender, als seine vorige stolze Verachtung. Darauf fuhr er mit erhöhetem Tone fort: Meine Armee würde mich nicht werth finden, sie zu befehligen, wenn ich durch einen schimpflichen Vergleich die Vortheile verlöre, welche sie mir durch tapfere Thaten verschafft hat, die ihr die Unsterblichkeit erwerben. Wissen Sie ferner, daß ich meine neuen Unterthanen, alle diese Protestanten, die mich durch ihre Wünsche herbeigerufen haben, nicht ohne die schwärzeste Undankbarkeit verlassen kann. Wollen Sie, daß ich diese wie Schlachtopfer der Tyrannei ihrer Verfolger überliefere, welche sie ihrer Rachsucht aufopfern würde? Ha! wie!

sollte ich in einem einzigen Tage, die Empfindungen der Ehre und der Rechtschaffenheit verleugnen, mit denen ich auf die Welt kam? Wäre ich einer so niedrigen, so entehrenden Handlung fähig, so würde ich glauben zu sehen, wie sich die Gräber meiner Vorfahren öffneten; sie würden heraufsteigen, und mir zurufen: nein, du gehörst nicht mehr zu unserm Blute! Wie? du sollst für Gerechtsame, die wir auf dich gebracht haben, kämpfen: und du verkaufst sie! Du befleckest die Ehre, die wir dir, als den schätzbarsten Theil unsers Erbvermächtnisses, hinterlassen haben: unwürdig des Fürstenranges, unwürdig des Königthrones, bist du nur ein verächtlicher Krämer, der Gewinn dem Ruhme vorziehet! — Lieber will ich mich und mein Kriegsheer unter den Trümmern von Schlesien begraben lassen, als daß ich zugebe, daß die Ehre und der Ruhm des Preußischen Namens den geringsten Fleck bekäme. Dieß, mein Herr, ist die einzige Antwort, die ich ihnen ertheilen kann."

Der Gesandte reiste unverrichteter Sache nach Wien zurück. Aber der König gab sich Mühe, das Ungewitter, das sich über seinem Haupte zusammenzog, zu zertheilen. Er bemühte sich um Hollands Freundschaft durch Mittheilung der Oestreichischen Vorschläge und unterzeichnete einen Traktat mit Baiern, dessen Ansprüche auf Karls VI Verlassenschaft er öffentlich anerkannte. Dieses sollte ihm Schlesien ga=

rantiren, dafür wollte Friedrich dem Churfürsten Oberöstreich, Tirol, Breisgau und Böhmen verschaffen, und damit niemand zweifeln dürfte, daß alles so geschehen würde, kaufte Friedrich dem Churfürsten die Grafschaft Glatz, die ihm noch nicht gehörte, für 400,000 Thaler ab. Schweden erklärte Rußland den Krieg und Sachsen verband sich mit Baiern für das Markgrafthum Mähren, das zu einem Königreiche erhoben werden sollte. Jetzt bot die Königin von Ungarn aufs neue dem Könige 4 Schlesische Fürstenthümer an, ward aber kalt zurückgewiesen. Die Französischen Truppen und die Baiern rückten bis Linz vor und bedroheten Wien. Die Kaiserin that dem Könige neue Vorschläge, die mit der Aeußerung abgewiesen wurden, daß das Bündniß mit Baiern jede andre Rücksicht aufhebe und es dem Könige unmöglich mache, die, von der Königin von Ungarn ihm angebotene, Allianz anzunehmen. In welcher traurigen Lage sich damals Maria Theresia befunden habe, erhellet aus dem Briefe, welchen die verwittwete Kaiserin, Karls VI Gemalin, eine Braunschweigische Prinzessin, an den Prinzen Ludwig von Braunschweig schrieb:

den 21. Dez. 1741.

Mein lieber Neffe!

„Der Zustand unserer Angelegenheiten hat „eine so drückende Wendung genommen, daß

„man unsern Fall völlig trostlos und verlassen „nennen kann. Denn nun ist niemand mehr „für uns. Was uns in unserm Unglücke trö„stet, ist: daß Gott mehr als einen Pharao in „das rothe Meer stürzen und unsere fal„schen verstellten Freunde zu Schande machen „wird. Es ist nicht möglich, daß die mehre„sten Menschen noch einen Gott glauben. Das „ist wahr: der falsche Schein hat mich nicht „eingeschläfert. Ungeachtet der Churfürst von „Baiern uns die Franzosen auf den Hals ge„zogen hat, und mich jetzt von hier vertreibt, „so halte ich ihn doch für einen würdigen Für„sten. Denn er hat nicht geheuchelt, und ist „nicht falsch gewesen, er hat sich gleich anfangs „entdeckt, und ist ganz ehrlich zu Werke ge„gangen. Ich trage Bedenken, Ihnen mehr „von hieraus zu schreiben. Das ist ein trauri„ges Jahr für mich. Erhalten Sie uns die „Allianz und daß Sie sich dort vor falschen und „verstellten Freunden in Acht nehmen. Die ich „verharre, Ihre wohlgeneigte Tante, Eli„sabeth."

„Unterdessen nahm der Englische Hof, aus gerechter Besorgniß, daß das Churfürstenthum Hannover von den Franzosen besetzt werden möchte, die Vermittlung des Friedens zwischen Oestreich und Preußen ernstlich vor, die denn auch bald zu Stande kam. Der Wiener Hof willigte ein, Schlesien mit Neiße und einen Theil von Oberschlesien abzutreten, wenn der

König von Preußen Oestreichs Feinden nicht mehr beistünde. Der König nahm diesen Vergleich, der leicht gemißbraucht werden könnte, unter der Bedingung an, daß die allerstrengste Verschwiegenheit beobachtet werden sollte, widrigenfalls er ihn für nichtig erkläre. Zum Scheine sollten demnach die Oestreicher aus Schlesien vertrieben werden, und die Preußen das Land besetzen; zum Scheine sollte noch ein Korps Preußen mit den Sachsen und Baiern nach Böhmen ziehen."

„Dieses ward ins Werk gerichtet. Da man dieses Bündniß als eine geheime Treulosigkeit von Seiten des Königs gegen Frankreich ansehen konnte, so rechtfertigt sich der König durch die Erklärung, daß Frankreich die Staaten des Oestreichischen Hauses deßhalb unter die Königin von Ungarn, den Churfürsten von Baiern, den König von Preußen und Polen habe theilen wollen, damit es gegen diese schwächern Fürsten als Schiedsrichter handeln, sie nach Willkühr beherrschen könnte, wie einst die Römer gegen die übrigen Völker der Erde handelten. Hätte der König sich von Frankreich dazu als Werkzeug brauchen lassen, so hätte Ludwig XV sehr bald die lange projektirte Universalmonarchie errichten können, ohne bedeutenden Widerstand zu erfahren. Besser war es, Frankreich und Oestreich hielten sich das Gleichgewicht. Ueberdieß versicherte auch der König, Nachricht gehabt zu haben, daß der Französische Hof ihn

würde verlassen haben, wenn der Wiener ihm Luxenburg und einen Theil von Brabant abtreten wollte. Voltaire, seiner Regierung ergeben, beklagte sich sehr über diese Handlungsweise des Königs, namentlich, daß er gegen seine philosophischen Grundsätze den Krieg liebe, den er so laut als eine verabscheuungswürdige Sache dargestellt habe. Hier ist die charakteristische Antwort des Königs, die einen neuen Beweis giebt, daß gute Theoretiker oft sehr schlechte Praktiker sind.

„Ich fürchte Ihnen zu schreiben, denn ich „habe Ihnen keine andere Neuigkeiten zu be„richten, als solche, um die Sie sich nicht viel „bekümmern, oder die Sie gar verabscheuen. „Wenn ich Ihnen zum Beispiel erzälte, daß „Völker aus verschiedenen Gegenden Deutsch„lands das Innere ihrer Wohnungen verlassen „haben, um andern Völkern die Hälse zu bre„chen, deren Namen sie nicht einmal wissen, „und die sie in einem entfernten Lande aufsu„chen, — warum? weil ihr Herr einen Bund „mit einem andern Herrn gemacht hat, und weil „sie beide einen dritten Herrn erwürgen wol„len — so würden Sie mir antworten: Was „sind doch das für Narren, Wahnwitzige und „Unsinnige, daß sie sich so dem Eigensinne und „der Wuth ihres Herrn überlassen! Wenn ich „Ihnen erzählen wollte, daß wir uns mit der „äußersten Sorgfalt rüsten, einige mit großen „Kosten erbauete Mauern zu zerstören; daß

„wir da ernten, wo wir nicht gesäet haben, „und daß wir da den Herrn spielen, wo niemand stark genug ist, uns zu widerstehen: so „würden Sie rufen: Ach ihr Barbaren! Ihr „Mordbrenner! Ihr Unmenschen! die Ungerechten werden nicht das Himmelreich ererben, nach „Matthäi 12. V. 34. Weil ich nun schon voraus sehe, was Sie mir hierauf antworten „würden, so will ich nichts weiter davon gedenken, sondern Ihnen bloß melden, daß ein „Mann, von dem Sie unter dem Namen des „Königs von Preußen werden gehört haben, „vernommen hat, wie die Staaten seines Bundesgenossen, des Kaisers, von der Königin von „Ungarn verwüstet worden, daher er ihm zu „Hülfe geeilt ist, seine Truppen mit den Soldaten des Königs von Polen vereinigt hat, „einen Einfall in Unteröstreich zu versuchen, und „daß ihm solches wohl geglückt ist, daß er in „kurzem die Hauptmacht der Königin von Ungarn zu schlagen hofft. Das heißt Edelmuth! „werden Sie sagen. Das heißt Heldenmuth! „indeß, mein lieber Voltaire, ist doch das erste „Gemälde mit diesem einerlei. — Die Menschen verdammen am Abend dasjenige, was sie „am Morgen noch billigten, und die Sonne, „die ihnen in ihrer Morgenröthe gefiel, ist ihnen bei ihrem Untergange beschwerlich, daher „kommt es, daß der gute Name geschwind entsteht, geschwind verloren geht, geschwind von „neuem wieder auflebt, und wir sind thöricht

„genug, uns unser ganzes Leben hindurch für „die Ehre zu beeifern. Ist es wohl möglich, „daß man, seitdem diese falsche Münze entdeckt „worden, sich noch immer von ihr kann betrie„gen lassen?“ —

„Unterdessen war der Churfürst von Baiern bis zwei Tagmärsche von Wien vorgerückt, wo bereits die Archive und Kostbarkeiten fortgebracht waren. Auch die Kaiserin war mit ihrem Sohne nach Ungarn geflüchtet. Man erwartete, daß der Churfürst bald seinen Einzug in Wien halten und sich darauf Böhmen unterwerfen würde. Allein wider alles Vermuthen wendete er sich nach Böhmen, aus Furcht, Sachsen möchte sich dieses Königreichs, das ihm so nahe lag, bemächtigen. Zwar eroberte er dieses Reich in kurzer Zeit und ließ sich zum Könige von Böhmen ausrufen, auch ward er am 12. Febr. 1742 zum Kaiser erwählt, allein der wichtigste Zeitpunkt, sein Vorhaben zu Stande zu bringen, gieng darüber verloren.“

„Die Königin von Ungarn hatte mittlerweile ihre Truppen zusammengezogen und eine Armee durch den Beistand ihrer treuen Ungarn mit 21,000 Mann vermehrt. Der Graf Khevenhüller, welcher 20,000 Mann kommandirte, gieng über die Ens, trieb das französische Korps unter Segur bis Linz, und blokirte es daselbst. An demselben Tage rückte der Oestreichische General Bärenklau in München ein, nachdem er den Bairischen General Törring geschlagen.

Fast zu gleicher Zeit erklärte sich Sardinien und England öffentlich für Oestreich."

„In dieser Verlegenheit drang der Churfürst von Baiern in Friedrich, ihm Hülfe zu leisten, zu welcher er nach dem Traktate verbunden war. Ein Marsch nach Böhmen schien das Zweckmässigste zu seyn, um sich mit den Sachsen zu vereinigen. Der König reiste selbst nach Dresden und erhielt, wiewohl nicht gern, die Einwilligung zur Verbindung der Preußischen Armee."

„Ehe man sich in Marsch setzte, ließ Maria Theresia noch einmal Friedensvorschläge thun, welche aber ohne besondre Aufmerksamkeit vom Könige angehört wurden, so geneigt der König für sich zum Frieden war. Hierauf wurden von Oestreichischer Seite zwei Heere aufgestellt, deren eins in Mähren eindringen, das andre in Oberschlesien den Preußen in den Rücken fallen sollte, indem der Prinz von Lothringen von vorne angriffe. Der König war entschlossen, den Prinzen von Lothringen zu schlagen und dann erst den Frieden zu schließen, weil er dann auf bessere Bedingungen rechnen konnte, und der Prinz von Lothringen suchte eine Schlacht ebenfalls, deren glücklicher Ausgang Oestreich leidlichere Bedingungen verschaffte. Die Armeen beider Theile trafen am 17. Mai 1742 bei Czaslau aufeinander; der König hatte den Vortheil der Stellung und gewann die Schlacht. Darauf schloß er den für sich sehr vortheilhaften Frieden zu Breslau am 11. Jun. 1742. In demselben erhielt er Ober- und Nie-

derschlesien und die Grafschaft Glatz, mit Ausnahme von Troppau und Jägerndorf. — An England mußten 1,700,000 Thaler ausgezahlt werden, welche als Schuld auf Schlesien haftete. Die Hauptursachen, welche den König nach seinem eignen Geständnisse mitten im Laufe seiner Siege zum Frieden bewogen, waren die Falschheit des Französischen Hofes, verbunden mit der sichtbar werdenden Erschöpfung des königlichen Schatzes."

Sehr charakteristisch ist, was der König über diesen ersten Schlesischen Krieg sagt: „Staaten werden wohlfeil erkauft, wenn sie nicht mehr? als 7 bis 8 Millionen kosten. Die zusammentreffenden Umstände begünstigten diese Unternehmung; Frankreich mußte sich in diesen Krieg hineinziehen lassen, Rußland mußte von Schweden angegriffen werden; aus Furcht mußten sich die Sachsen und Hannoveraner ruhig verhalten; die gewonnenen Vortheile mußten ununterbrochen fortdauern; der König von England mußte wider seine Neigung das Werkzeug der Preußischen Erhebung werden. Was am meisten zu dieser Eroberung beitrug, war ein 22 Jahre lang durch bewundernswürdige Mannszucht gebildetes Kriegsheer; wahrhaft patriotische Befehlshaber; erfahrne und unbestechliche Staatsdiener und endlich ein gewisses Glück, welches oft die Jugend begleitet und sich dem reiferen Alter entzieht. Wäre diese große Unternehmung mißlungen, so hätte man den

König für einen unbedachtsamen Fürsten gehalten, der Dinge unternimmt, die seine Kräfte übersteigen; da es gelang, sah man ihn als einen glücklichen an. In Wahrheit, es ist nur das Glück, was über den Ruf entscheidet; wer vom Glücke begünstigt wird, erhält Beifall; wer es verschmähet, wird getadelt. — Nach Auswechslung der Ratifikationen zog der König seine Truppen aus Böhmen zurück. Ein Theil kehrte durch Sachsen in die Erblande zurück; der andre zog nach Schlesien, um dasselbe zu schützen."

Siebentes Kapitel.

Der König macht während des Friedens allerlei nützliche Einrichtungen. — Seine Gesellschafter. — Er vermehrt seine Armee und bauet Festungen in Schlesien. — Er ist thätig für Verbesserung des Kirchen- und Schulwesens und Vermehrung des Handels. — Ihm fällt Ostfriesland zu.

„Nachdem der König seine Schlesischen Festungen besichtigt hatte, kam er am 12. Jul. in Berlin, unter dem frohen Zurufe seiner Unterthanen, an. Er benutzte den Zustand des Friedens zur Verbesserung seiner Staaten, insbesondre Schlesiens, das durch den Krieg nicht wenig gelitten hatte und eben nicht mit Sorgfalt regiert worden war. Er verbesserte die Justitzverfassung, setzte zwei Oberamtsregierungen ein, errichtete für die Evangelischen

zwei Oberkonsistorien, in Breslau und Glogau und ließ die katholischen Glaubensgenossen bei ihren Rechten, doch so, daß sie in die Rechte der andern Religionspartheien keine Eingriffe machen durften. Den Reformirten in Breslau wies er ein großes Gebäude für ihren Gottesdienst an. Sogar Schwenkfelder, Böhmische Brüder und Herrenhuter erhielten freie Religionsübungen. Verschiedne Städte erhielten neue Märkte; Künstler und Handwerker Geldunterstützungen; mehrere Gegenden Schlesiens blieben von der Werbung frei, was der Klugheit wohl gemäß war."

„In den übrigen Ländern ermunterte der König seine Unterthanen zur Maulbeerzucht und Seidenbau; schränkte die damalige große Verschwendung bei der Trauer ein und verbesserte das sehr fehlerhafte Depositenwesen. Ein verdrießliches Werk! Das Militair wurde durch neue Regimenter vermehrt und die bestehenden Husarenregimenter verstärkt."

„An die Opern, welche in dem neuerbaueten Opernhause vom Jahre 1743 aufgeführt wurden, verwendete er große Summen, an verschiedne Lustschlösser wurde verwendet, was man für jetzt entbehren konnte; in Charlottenburg stellte er die prächtige Alterthumssammlung des Kardinal Polignac auf, und vermehrte die Bibliothek und das Münzkabinet. Der Unterricht im Kadettenhause ward zweckmäßiger eingerichtet.

Die Beschwerden des Feldzuges hatten auf seinen, von Natur nicht sehr starken und damals noch nicht abgehärteten, Körper, einen nachtheiligen Einfluß gehabt. Um seine Gesundheit wieder herzustellen, besuchte er noch in demselben Jahre das Bad zu Aachen mit einem zahlreichen Gefolge; bereisete nach geendigter Brunnenkur seine Westphälischen und Schlesischen Länder, und blieb bis zu den Berliner Winterlustbarkeiten in Potsdam, wo der Marquis d'Argens, die Grafen von Rothenburg und Golz, Jordan und Daryet seine täglichen Gesellschafter waren. Die Berliner Lustbarkeiten fielen dießmal sehr glänzend aus, weil eine Menge Fremden den jungen Monarchen sehen wollten, der sich einem Theile des Publikums durch einen glücklichen Krieg, einem andern durch seinen hellen Kopf und weltbürgerliche Aeusserungen bemerklich gemacht hatte.

Auch im Jahre 1743 bewies er dasselbe ruhmwürdige Bestreben, seine Länder mit Weisheit und Liberalität zu regieren. Es wurden hier und da Manufakturen und Fabriken angelegt und geschickte Kolonisten aufgenommen. Die von Friedrich I. gestiftete, von Friedrich Wilhelm verachtete Societät der Wissenschaften, ward nach Französischem Muster in eine Akademie der Wissenschaften verwandelt, für deren Beschützer sich der König erklärte. Sie erhielt bessere Einkünfte und einen schicklichern Platz zu ihren Sitzungen und Büchern. In Königs-

berg ward eine gelehrte Gesellschaft zu Verbesserung der deutschen Sprache errichtet. — Mit Vermehrung der Armee und dem Festungsbaue in Schlesien ward unermüdet fortgefahren. Die Tortur, dieses unzuverlässige und elende Mittel, die Wahrheit zu erfahren, ward abgeschafft. Für die Lutheraner in Schlesien ward eine neue Schulordnung gegeben, und das Schul- und Kirchenwesen beträchtlich verbessert. Der Schlesischen Handlung ward alle mögliche Beihülfe gethan, namentlich bei Crossen zu Verkürzung des Weges ein Berg abgetragen, und zwischen Breslau und Neiße eine fahrende Post angelegt. Bei Plauen in der Mark ward ein Kanal angelegt. Alles dieses gieng durch seine Hände und ward von ihm selbst entweder angegeben oder geprüft und verbessert.

Dieselbe nützliche Thätigkeit bewies er im Jahre 1744, wo er im Sommer den Pyrmonter Brunnen gebrauchte, der ihm gute Dienste leistete. In diesem Jahre fiel das Fürstenthum Ostfriesland, durch Absterben des Fürsten Karl Edzart, an Brandenburg. Auch hier wurden mit rühmlichem Eifer die nöthigen Verbesserungen gemacht und die Holländer für ihre Schuldforderung mit 1 Million und 200,000 Gulden abgefunden. Das Land blieb gegen die Summe von 40,000 Gulden von aller Einquartirung und Werbung frei.

In das Jahr 1744 fällt auch die Vermählung der Prinzessin Ulrike, der Schwester Frie-

drichs, an den König von Schweden, die mit aller möglichen Pracht gefeiert wurde und dem Könige einen in seiner Lage ihm wichtigen Monarchen genauer verband, was auch die Hauptabsicht dieser Vermählung war. Die Trennung dieser von der königlichen Familie sehr geliebte Prinzessin war wirklich herzlich und rührend.

Achtes Kapitel.

Der König zweifelt an der Dauer des Friedens, unterhandelt und rüstet sich. — Er befördert die Vermählung des russischen Großfürsten mit einer Anhältischen Prinzessin. — Läßt sich aufs neue in Unterhandlungen gegen Oestreich ein und rückt plötzlich durch Sachsen nach Böhmen. — Prag wird erobert. — Der König erobert verschiedene Städte in Böhmen, wird aber von dem Prinzen von Lothringen vertrieben. — Der Tod Karls VII verändert die politische Lage von Europa. — Schlacht bei Strigau. — Der Hannöverische Traktat. — Schlacht bei Sorr. — Der König erhielt Nachricht von einem Einfall in der Mark Brandenburg und sucht ihn zu vereiteln. — Die Preußen rücken in Sachsen ein. — Schlacht bei Kesselsdorf. — Die Preußen besetzen Dresden. — Friede zwischen Preußen und Sachsen.

Der König hatte deßhalb die wenigen Jahre der Ruhe zur Vermehrung seiner Armeen und Finanzen und zur Vertheidigung Schlesiens vorzüglich angewendet, weil er überzeugt war, daß Oestreich ihm dieses entrissene Stück Land schwerlich so leichten Kaufs überlassen würde. Ob übrigens der König in diesem Zeitpunkte

einen fortdauernden Frieden einem neuen Kriege vorgezogen habe, ist wohl schwer zu entscheiden. Denn was er darüber selbst in seinen Schriften sagt, *) erschöpft noch nicht alle Betrachtungen, welche sich seinem weitaussehenden Geiste, nach der damaligen Lage der Dinge, darbieten konnten. Wir halten uns indessen hier an seine eigne Darstellung der Sache, um seinen Geist aus der Art, wie er der Nachwelt seine Geschichte vorlegt, kennen zu lernen.

„Seit dem Breslauer Frieden, sagt er, nahmen die Unterhandlungen kein Ende. Die Engländer wollten den König von Preußen in den Krieg ziehen, wie die Franzosen, der Kaiser verlangte seine Vermittelung. Aber er zog die Ruhe vor, weil sie Preußen in dem Maaße stärkte, als der fortdauernde Krieg Oestreich schwächte. Die Politik erforderte, das Gleichgewicht unter den kriegführenden Mächten zu erhalten. Der neugewählte Kaiser durfte also nicht vom Throne gestoßen, die Franzosen noch nicht aus Deutschland vertrieben werden. Dem zufolge wendete der König von Preußen alle sein Ansehen an, daß der König von England nicht, wie er wollte, seine Truppen der Königin von Ungarn zu Hülfe sendete; die Holländer ließen sich durch sanftere Vorstellungen davon zurückhalten. Zur Erhaltung des Kaisers

*) Th. 1 und 2, seine hinterlassenen Schriften.

wollte er einen Reichsbund unter den deutschen Fürsten stiften, was aber von diesen aus Furcht vor Oestreich nicht angenommen wurde."

„Eine der vorzüglichsten und nützlichsten Unterhandlungen war die, den Russischen Hof dahin zu vermögen, daß er den Breslauer Frieden garantirte. Dagegen setzte sich Oestreich aus allen Kräften und es kam zu vielerlei Unternehmungen und Gegenunternehmungen, ohne daß die Preußische Parthei und die Oestreichische geraume Zeit einen besondern Erfolg sahe. Indessen schien sich das Glück immer mehr für Oestreich zu erklären. Sardinien und die Republik Holland verbanden sich mit demselben und man war gesonnen, Lothringen wegzunehmen, weil man von den über den Rhein getriebenen Franzosen nur geringen Widerstand befürchtete. Zu diesem Endzwecke arbeitete man im Winter von 1743 bis 1744 eifrig, den Russischen Hof zu einer entscheidenden Erklärung für Oestreich zu vereinigen; man suchte die Kaiserin Elisabeth vom Throne zu stoßen und die verwiesene Familie der Prinzessin Anna wieder empor zu bringen. Durch die Mißbilligung dieser Intrigue hoffte der König von Preußen am Russischen Hofe eine für sich günstige Erklärung zu erhalten, konnte aber nicht zum Zwecke kommen."

„Unterdessen arbeitete Oestreich, im Vertrauen auf seine bisherigen Siege, und England in der Absicht, Frankreich zu demüthigen, an

der Thronentsetzung des neugewählten Kaisers *) und wie man bald darauf erfuhr, auch an der Wiedereroberung Schlesiens. Es fanden sich nach und nach so deutliche Beweise von dem letztern Projekte, daß der König für nöthig hielt, sehr auf seiner Hut zu seyn, und sich auf einen neuen Krieg zu rüsten. Er vermuthete ein solches Ereigniß, vermehrte deßhalb seine Armee und brachte so viel Geld zusammen, daß er damit zwei Feldzüge aushalten konnte; die Sache war also bald geschehen."

„Um im Fall eines Krieges den Rücken frei zu haben, bemühete er sich um Rußlands Freundschaft, welches er für seinen gefährlichsten Nachbar hielt, das zwar nicht etwa wegen der Größe oder Tapferkeit der Russischen Truppen, sondern wegen des Schwarmes von Kosaken und Tatarn, die auf dem Lande sengen und brennen, die Einwohner ermorden, oder in die Sklaverei schleppen und dadurch das Verderben der Länder werden, die sie überschwemmen. An den Feinden kann man, sagt der König, Böses mit Bösem vergelten; aber bei den Russen ist dieß unmöglich, man müßte denn mit einer Flotte und einem ansehnlichen Kriegsheere seine Unternehmung gegen Petersburg selbst richten." —

„Das schicklichste Mittel, sich dem russischen Hofe zu verbinden, fand der König in der Ver-

---

*) Des unglücklichen Churfürsten von Baiern.

heirathung des Russischen Großfürsten, der sich damals vermählen sollte, mit einer Prinzessin nach seinem Sinne. Dazu schien ihm keine schicklicher, als die damalige Prinzessin von Anhalt Zerbst, nachmals Katharina II. Ihr Vater war General-Feldmarschall in der Preußischen Armee, und ihre Mutter eine Schwester des Schwedischen Thronfolgers. Der König von Preußen glaubte sich daher nicht zu verrechnen, wenn er von dieser Prinzessin lebenslängliche Dankbarkeit erwartete. Er war auch so glücklich, diese Heirath zu Stande zu bringen. Aber die Erfahrung entsprach nicht ganz seinen Absichten. Während dieser Zeit verband sich Sachsen, das mit Preußen sehr unzufrieden war, aufs neue mit Oestreich, und es ward zwischen diesem letztern, England und Sachsen, ein Vertheidigungsbündniß beschlossen, welches man sehr geheim hielt, wovon sich der König von Preußen aber doch eine Abschrift zu verschaffen wußte. In diesem entdeckte der König feindselige Absichten gegen sich, weil man darinne, ohne weiter jemand zu nennen, von Truppen gesprochen hatte, welche die Königin von Ungarn aus Italien abrufen und in Deutschland gebrauchen wollte, und weil sich die Verbündeten ihre Staaten gegenseitig garantirten, ohne des Breslauer Traktats und der darin geschehenen Abtretung Schlesiens zu gedenken. Hierbei schien es ihm am besten zu seyn, nicht erst einen Angriff dieser Verbündeten zu erwarten, sondern ihnen zuvor zu kommen."

„Mittlerweile bat der Kaiser den König vor Preußen aufs dringendste um Hülfe. Derselbe versprach auch zu helfen, aber er wollte sich nicht übereilen, sondern machte folgende Bedingungen, ehe er angriffsweise gegen die Königin von Ungarn zu Werke gienge: erstlich, müßte ein Bündniß zwischen ihm und zwischen Rußland und Schweden zu Stande gebracht werden: zum andern Schweden sollte einen Einfall in das Herzogthum Bremen und die Franzosen in das Hannöverische machen: zum dritten wenn der König nach Böhmen zöge, müßten die Franzosen am Rheine angriffsweise verfahren: viertens Böhmen sollte von den übrigen Staaten der Königin von Ungarn getrennt werden, und der König die drei, Schlesien zunächst gelegenen Kreise, davon erhalten.“

„Während daß man in Frankreich über diese Bedingungen unterhandelte, gewannen die Oestreicher, unter dem Prinzen von Lothringen, über die Franzosen Vortheile, und brachten den unglücklichen Kaiser in die traurigsten Umstände, er lebte, seiner Staaten beraubt, in Frankfurth am Mayn von den Gnadengeldern, die ihm der König von Frankreich gab. Da so viele Unglücksfälle ihn leicht dahin bringen konnten, sich nach den Wünschen der Königin von Ungarn zu bequemen und sich mit ihr zu vergleichen, so entschloß sich sowohl Frankreich, mit größerm Nachdruck zu handeln, als Preußen, den Krieg bald wieder zu erneuern. Friedrich entschloß

sich demnach ohne Verzug in drei Kolonnen nach Böhmen einzurücken. Die erste unter des Königs Kommando am linken Ufer der Elbe bis nach Prag. Die 2te unter dem Prinzen Leopold von Anhalt durch die Lausitz am rechten Ufer der Elbe; und die 3te unter Schwerin aus Schlesien über Braunau; alle drei sollten sich bei Prag vereinigen, zwei andere Armeen blieben zur Bedeckung Schlesiens und der Brandenburgischen Staaten. Ehe man noch von dem Sächsischen Hofe Erlaubniß zum Durchmarsch der Preußischen Truppen eingeholt hatte, standen diese schon in Sachsen und erzwangen sich den Durchmarsch und Lebensmittel. Am 13. August rückte der König in Böhmen ein, und am 2ten Dezember kam er bei Prag an, ohne bedeutenden Widerstand zu finden. Die beiden andern Kolonnen kamen ohngefähr mit ihm zu gleicher Zeit an. Man schritt sogleich zur Belagerung dieser Stadt. Sie gieng schon am 16. Dez. durch Kapitulation an die Preußen über. Aber das war auch der ganze Vortheil, den der König von diesem Feldzuge hatte, er betrog sich auch darinne, daß er glaubte, durch diese Eroberung Sachsen von der Oestreichischen Allianz abzuziehen. Es erfolgte gerade das Gegentheil, Sachsen gab dem Kaiser 22,000 Mann Hülfstruppen statt 6000." —

„Nach der Eroberung von Prag wollte Friedrich das Oestreichische Heer bei Braunau angreifen und den Oestreichern ihre Magazine

wegnehmen, allein Belleisle beredete ihn zu seinem Unglücke tiefer in Böhmen einzudringen und sich mit Baiern in Verbindung zu setzen. Dem zufolge ließ er 12,000 Mann in Prag, und eroberte mit der übrigen Armee, Tabor, Budweis, Frauenberg und Winterberg. Allein der Prinz Karl von Lothringen rückte mit 60,000 Mann in Böhmen ein, zog verschiedene Korps an sich, vereinigte sich mit den Sachsen, und drückte den König von Posten zu Posten zurück. Daß der König keine entscheidende Schlacht wagte, lag daran, daß seine Armee durch Hunger, Krankheiten und Desertion täglich geschwächt wurde, daß die Einwohner sich feindselig bewiesen, und der Feldmarschall Traun, der unter dem Prinzen von Lothringen kommandirte, seine Armee stets vortheilhaft stellte. So kam denn der König sehr unzufrieden am 25. Okt. bei Glatz in Schlesien an. Ueber diesen Feldzug fällt der König folgendes Urtheil: Kein General begieng wohl mehr Fehler, als der König in diesem Feldzuge, 1) er versahe sich nicht hinlänglich mit Magazinen, um sich wenigstens 6 Monate in Böhmen halten zu können; 2) er zwang Sachsen nicht, ehe er in Böhmen einrückte, seine Parthei zu ergreifen, oder neutral zu bleiben; 3) er hätte das kleine östreichische Korps, welches schon in Böhmen stand, schlagen, und die östreichischen Magazine wegnehmen sollen, ehe der Prinz von Lothringen einrückte; 4) in der Nähe des Feindes mußte er seine Ar-

mee nicht kantoniren lassen. Dieser Feldzug war für den König eine Schule des Krieges und Traun sein Lehrer."

„Kaum hatte sich Friedrich von seiner Armee entfernt, so rückten die Oestreicher in Oberschlesien und in die Grafschaft Glatz ein, und die Preußen zogen sich zurück. Aber der König eilte wieder nach Schlesien und traf solche zweckmäßige Anstalten, daß die Oestreicher mit großem Verluste nach Böhmen und Mähren zurückgeworfen wurden. Im Anfange des Jahres 1745 starb der Kaiser Karl VII. Durch seinen Tod löste sich die Frankfurter Union, und die Franzosen wurden eines großen Theils ihrer Verbindlichkeit gegen den König entbunden. Die ganze Last des Krieges fiel nun auf den König von Preußen, dem die Königin von Ungarn ohngeachtet seines Glücks die Eroberung von Schlesien nicht vergab."

„Um dieses ihm drohende Unglück abzuwenden, setzte der König alle Triebfedern der Politik in Bewegung, merkte aber mit jedem Tage das Mißliche seiner Lage mehr. Frankreich hatte nur Sinn für seine eignen Angelegenheiten; Oestreich stand im Begriffe die Kaiserkrone wieder an sich zu bringen; die meisten deutschen Fürsten waren vom Könige von England gewonnen. Und wen wollte man als Mitwerber um die Kaiserkrone aufstellen? Der Churfürst von der Pfalz war zu schwach, der von Baiern wegen seiner Jugend noch nicht wahlfähig; der

Churfürst von Sachsen konnte nicht König von Polen und Kaiser zugleich seyn.

„Unter diesen Umständen gieng die Politik Frankreichs und Preußens vor allen dahin, Sachsen und Oestreich zu trennen und zwar dadurch, daß man den König von Polen zu der erledigten Kaiserkrone als Kandidaten aufstellte. Bewies er die geringste Neigung diese Krone zu tragen, so zog er sich natürlich den Haß des Oestreichischen Hauses zu. Allein der König von Polen bezeigte wenig Lust zur Kaiserkrone. — Etwas glücklicher war Friedrich in seinen Unterhandlungen mit England. Lord Carteret, die Seele des Krieges gegen ihn, erhielt, wegen der allgemeinen Unzufriedenheit gegen ihn, seinen Abschied. Die Pelhamische Parthei, welche an das Ruder kam, war gemäßigter und friedliebender und daher den Wünschen Georgs, den Krieg fortzusetzen, entgegen. Allein da die eingegangnen Bündnisse doch nicht ohne alle Veranlassung zerrissen werden konnten, so blieb die Lage der Sachen im Allgemeinen, wie sie war; und man mußte sich für die Gegenwart mit der verminderten Furcht und für die Zukunft mit der Hoffnung günstiger Ereignisse befriedigen."

„Der König, der sich auf seine Tapferkeit allein verlassen mußte, machte seine Truppen vollzählig und sorgte für hinreichende Magazine. Man nahm 6 Millionen aus dem Schatze und anderthalb Millionen schossen die Landstände als Darlehn vor. Der König reiste am 15. März

1745 von Berlin ab. Unterweges erfuhr er, daß der junge Churfürst von Baiern, von den Oestreichern in die Enge getrieben, sich mit Maria Theresia verglichen habe und zwar auf dringendes Zureden des Feldmarschalls von Seckendorf. Er entsagte allen Ansprüchen auf die Staaten des Hauses Oestreich und versprach dem Großherzog Franz, dem Gemahl der Maria Theresia, seine Stimme zur Kaiserwahl. Bei so bewandten Umständen hielt es der König fürs beste, an keine weitaussehende Unternehmung zu denken, sondern nur Schlesien zu vertheidigen und in der Nähe desselben dem Feinde einen empfindlichen Schlag beizubringen. Er wollte den Herzog von Lothringen in dem Augenblicke angreifen, wo derselbe aus den Gränzgebirgen heraustråte, ihn nach Böhmen zurücktreiben, das Land auf 12 Meilen an der Schlesischen Gränze ausfouragiren und am Ende des Feldzugs nach Schlesien zurückkehren. Er zog daher seine Truppen so dicht zusammen, als möglich war und ließ sie eine Kette an der Schlesischen Gränze, von der Lausitz an bis an die Mährische Gränze, ziehen. General Truchses kommandirte von der Lausitz bis an die Grafschaft Glatz; Lehwald in dieser Grafschaft; Markgraf Karl auf den Gränzen von Oberschlesien; Hautcharmois in den Gegenden jenseits der Oder. Die Hauptarmee stand zwischen Breslau, Brieg, Schweidnitz, Glatz und Neiße. Der König schloß aus den Magazinen der Feinde, daß sie bei Landshut einbrechen

wollten, und zog daher seine Hauptmacht gegen diese Stelle hin, doch so, daß es nicht bemerkt werden konnte. Denn der Sammelplatz war weiter oben bei Frauenstein, wo sich der Markgraf Karl nach einem blutigen Treffen mit dem Könige vereinigte. Um die Feinde an einen Platz zu locken, wo eine Schlacht ihm am bequemsten war, ließ der König unter der Hand die Nachricht verbreiten, daß er die vereinigte Sächsische Armee nicht zu erwarten gedenke, sondern sich bis Breslau zurückziehen wolle, um nicht seine Leute unnütz aufzuopfern. Er bestellte einen Spion zu sich, von dem er wußte, daß er dem Prinzen Karl und ihm zugleich diente, gab ihm eine ansehnliche Summe Geld und bat ihn um Nachricht, wenn und wo der Prinz vorrücken werde, damit er sich bei Zeiten zurückziehen könnte. Zum Schein wurden auch die Wege nach Breslau ausgebessert. Der Spion hinterbrachte dem Prinzen diese Nachricht getreulich, und die Preußen zogen sich wirklich über Schweidnitz zurück. Sie nahmen ihre Stellung zwischen Strigau und Schweidnitz, während daß der Prinz von Lothringen über Landshut in Schlesien eindrang. Als die Sächsisch-Oestreichische Armee bei Hohenfriedberg angelangt war, hielt man Kriegsrath auf einer Anhöhe, von welcher man die Ebne von Strigau bis Schweidnitz übersehen konnte und es ward beschlossen, weiter vorzurücken, weil man von den Preußen nur einzelne Korps entdeckte,

da die Armee von dem Nonnenwalde und den aufgeworfenen Erdwällen verborgen wurde."

„Als der König merkte, daß das feindliche Heer im Begriff war in die Falle zu gehen, welche er ihm bereitet hatte, ließ er am 3ten Juny des Abends einen Theil seines Herrs in der allergrößten Stille nach Strigau aufbrechen, wo man einen Felsen vor der Stadt besetzte. Die übrige Armee folgte diesem Korps in der größten Stille nach und traf um Mitternacht bei den Brücken von Strigau ein. Um 2 Uhr des Morgens ward Kriegsrath gehalten, und die Disposition zur Schlacht gemacht. Eben als die kommandirenden Offiziere wieder auf ihren Posten waren, die Armee zu marschiren anfieng und der Morgen grauete, zogen die Sachsen heran, um Strigau einzunehmen. Aber welch ein Schrecken, als mit einemmale die Preußischen Kanonen von den Strigauer Anhöhen auf sie donnerten. Ehe sie sich noch erholen konnten, stürzte die Preußische Reuterei auf die Sächsische und warf sie; drauf gieng die Preußische Infanterie auf die Sächsische mit dem Bajonet loß und stieß nieder was ihr vorkam. Die Sachsen wehrten sich tapfer, aber es half ihnen nichts. Die Oestreicher, welche zu ihrem Schutze herbeieilten, wurden eben so schnell geworfen und in kurzem war die Flucht allgemein. Vielleicht fochten die Preußen nie mit größerm Ungestüm als hier, wo der glückliche Anfang der Schlacht viel entschied. Die Oestrei-

reicher und Sachsen verloren 4000. Todte und 7000 Gefangene, die Preußen unverhältnißmäßig weniger. „Dieß war die dritte Schlacht, sagt der König, um zu entscheiden, wem Schlesien gehören sollte und es war nicht die letzte. Wenn die Fürsten um Provinzen spielen, so sind die Unterthanen die Spielmarken, die sie bezahlen. Durch List ward diese Schlacht vorbereitet, durch Tapferkeit gewonnen."

1) Nach dieser Schlacht zog sich der Prinz von Lothringen nach Böhmen zurück und die gegenseitigen Preußischen und Sächsischen Gesandten wurden abgerufen. Als der König beim Nachrücken in Landshut eintraf, umringte ihn ein Haufe von 2000 Bauern und bat um die Erlaubniß, alle Katholiken in der Gegend ermorden zu dürfen, weil diese zur Zeit der Oestreichischen Herrschaft den Protestanten viel Ungemach zugefügt und ihnen ihre Kirchen genommen hätten. Statt ihnen diese Erlaubniß zu geben, sagte der König, daß sie nach den Befehlen der heiligen Schrift verbunden wären, ihre Beleidiger zu segnen und für ihre Verfolger zu beten, wenn sie das Himmelreich ererben wollten. Die Bauern gaben ihm Recht und ließen den bösen Vorsatz fahren.

„Indem die kaiserliche Armee sich nach Böhmen zurückzog, folgte ihr der König auf dem Fuße nach und lagerte sich bei Königinngrätz, der Oestreichischen Armee gegenüber, und fieng an, die Gegend rein auszufuragiren, damit der

Feind nicht in der Nähe Schlesiens Winterquartieren halten könnte. Uebrigens hatte er die Absicht, sich hier bloß auf Vertheidigung und aufs Aushungern einzulassen. Er veränderte seine Lagerstätte öfters und neckte die Feinde, zog sich aber späterhin näher an die Lausitzer Gränze, weil er vernommen hatte, daß der Sächsische Hof einen Einfall in die Mark Brandenburg vorhabe. Um diesen zu verhindern, erhielt der Fürst von Anhalt Befehl, seine Truppen bei Halle zusammen zu ziehen und es ward ein Manifest ausgestreuet, welches drohete, Sachsen feindlich zu behandeln. Doch die Unterzeichnung des Hannöverischen Traktats am 22. September ersparte Sachsen vor der Hand dieses Unglück. Vermöge dieses Traktats garantirte der König von England dem Könige von Preußen den Besitz aller seiner Lande und der König versprach dem Großherzog von Toscana seine Stimme zur Kaiserwahl zu geben, wenn nämlich Oestreich dem Könige von Preußen keine weitern Ansprüche an Schlesien erhübe.

„Allein Oestreich fand Friedrichs Foderungen ungerecht und wies die unter der Hand geschehenen Vorschläge zu einem Frieden zurück. Trotz seiner Protestationen ward der Großherzog von Toscana am 22. September zum Kaiser erwählt. Die Kaiserin, sagt der König, genoß zu Frankfurt ruhig das Schauspiel der Krönung, welche sie mit so vieler Mühe durchgesetzt hatte. Sie überließ ihrem Gemahl den

äußern Prunk und behielt die Macht für sich; auch sah sie es nicht ungerne, wenn man bemerkte, daß der Großherzog nur das Schattenbild, sie aber die Seele sey. Sie zeigte viel Uebermuth gegen die deutschen Fürsten und erklärte öffentlich, daß sie lieber den Rock am Leibe, als Schlesien missen wollte. Sie sagte von dem Könige von Preußen, daß er zwar einige ausgezeichnete Eigenschaften besitze, aber dieselben durch Ungerechtigkeit und Unbeständigkeit beflecke. Sie verwarf die Friedensvorschläge, die ihr Preußischer Seits zu Frankfurt gethan wurden und war gesonnen, über Deutschland despotisch zu herrschen, weßhalb sie auch nicht dulden wollte, daß ein Reichsfürst, wie der König von Preußen, seine Macht verstärkte. Dieser Grund hielt die Königin von Ungarn auch ab, der Haunöverischen Konvention beizutreten. Sachsen trat ihr ebenfalls nicht bei, weil es durch Oestreichische Beihülfe die Polnische Krone bei seinem Hause zu behalten gedachte und durch einen Theil von Schlesien seine Erbstaaten mit Polen verbinden wollte."

„Die Preußische und Oestreichische Armee unternahmen den größten Theil dieses Feldzugs nichts von Bedeutung, ungeachtet sie oft nur einen Kanonenschuß weit von einander standen. Die Oestreicher strebten unaufhörlich den Preußen die Zufuhr abzuschneiden, wo es oft zu blutigen Gefechten kam, in denen die Preußen gewöhnlich siegten. Demungeachtet fiengen ihnen

die Lebensmittel an zu fehlen und der König mußte an den Rückzug nach Schlesien denken, besonders da die Einwohner den Preußen gar nicht geneigt waren und die Preußische Armee durch die häufigen Detaschements sehr geschwächt war."

„Dem Prinzen Karl von Lothringen lag theils für seine Ehre sehr dran, dem Könige eine Schlacht zu liefern, ehe er Böhmen verließe, theils erhielt er auch vom Wiener Hofe den gemessensten Befehl dazu. Er rückte also dem zurückziehenden Könige mit möglichster Schnelligkeit näher und hatte die Absicht, ihn unvermuthet anzugreifen. Der König, dem es mit jedem Tage mehr an Lebensmitteln zu fehlen anfieng, war dagegen bemüht, die Schlesische Gränze zu gewinnen. Allein dießmal gewannen die Oestreicher einen starken Vorsprung. Sie langten am 30. September unvermuthet in der Gegend von Staudenz und Sorr an und stellten sich gleich in Schlachtordnung. Der König erfuhr nicht sobald diese unangenehme Nachricht, als er seine Truppen zu den Waffen greifen ließ. Die Preußische Armee mußte sich unter den Kanonen des Feindes in Ordnung stellen und noch dazu war der Platz zur Schlacht wegen der Gebüsche, Erhöhungen und Vertiefungen und Hohlwege äußerst unbequem. Demungeachtet ordneten sich die Preußen mit großer Behendigkeit und der Prinz von Lothringen bewies die Billigkeit, ihnen dazu Zeit zu lassen. Nachdem die ersten Angriffe mit

großer Tapferkeit gemacht worden waren, wußte sich der König durch geschickte Schwenkungen den Vortheil der Stellung zu verschaffen; die Preußen fochten mit großer Tapferkeit und so ward diese Schlacht nach 5. Stunden gewonnen. Diese Schlacht bei Sorr kostete den Oestreichern an 6000 Mann. Sie waren an 40,000 Mann und die Preußen nur 18000 Mann stark. Während der Schlacht plünderten kaiserliche Husaren einen Theil des Preußischen Lagers, das man in der Eile nicht hatte abbrechen können und begiengen an Kranken und Weibern große Grausamkeit. — Nach dieser Schlacht zog sich der König über die Schlesische Gränze zurück und verlegte seine Truppen in die Winterquartiere.

Im Winter von 1745. gab sich der König die äußerste Mühe, die Kosten zum nenen Feldzuge zusammen zu bringen, besonders da der größte Theil des Schatzes durch den Krieg aufgezehrt worden war. Daß er noch nicht Friede haben würde, vermuthete er und erhielt bald durch den Schwedischen Gesandten am Sächsischen Hofe völlige Gewißheit. Dieser, ein Vertrauter des Grafen Brühl, beichtete ihm, daß der Wiener und Dresdner Hof die Verabredung getroffen hätte, der Herzog von Lothringen solle im Winter durch Sachsen ziehen, wo sich die Sächsische Armee mit ihm vereinigen würde und dann wollte man gerade in die Mark Brandenburg und namentlich nach Berlin rücken. Im Fall das Unternehmen gelänge, wollte man den König an seinem Gebiete

für den Schlesischen Krieg züchtigen. Oestreich wollte Schlesien zurück nehmen, Sachsen sollte die Bisthümer Halberstadt und Magdeburg nebst Halle und was ehemals davon zu Sachsen gehört, wiedernehmen.

„Die Haupttriebfeder dieses feindseligen Benehmens, fährt der König fort, war der Minister Brühl, der sich durch eine Stelle des Manifestes, welches der König ausstreuen ließ, sehr beleidigt gefunden hatte. *) In diesem Manifest hatte der König erklärt, daß das Sächsische Volk nicht Schuld an dem Kriege sey, der sie drücke, sondern daß man vermuthen müsse, der König von Polen werde durch die Treulosigkeit seiner Minister zu falschen Schritten verleitet.“

„Auf diese Nachricht befahl der König dem Fürsten von Anhalt, seine Armee bei Halle zusammenzuziehen, und um alles recht zu überlegen, berief er einen Staatsrath zusammen. Der Prinz von Anhalt wollte dem angeblichen Projekt Brühls keinen Glauben beimessen, weil er es nach seiner Eitelkeit für erdichtet hielt, der Graf Podewils wollte auch keinen Krieg, weil er

*) Wir müssen hier bemerken, daß nicht bloß Brühl, sondern auch die Kaiserinnen von Rußland und Deutschland sich vom Könige, der sehr oft seiner Laune freien Lauf ließ, für beleidigt hielten und doch ohne diesen persönlichen Grund alle Unterhandlungen eine bessere Stätte gefunden haben würden. Ein Fehler, dessen Schaden der König selbst bekannte.

Kapitalien in der Steuer zu Leipzig stehen hatte. Fast alle übrigen Offiziere waren gegen den Krieg mit Sachsen und zweifelten an der Wahrheit des Brühlischen Projekts. Der König allein blieb bei seiner Behauptung und legte sein Ansehen drein, um Anhalt zur Versammlung des Heeres und den Grafen von Podewils zur Ausfertigung der Erklärungen an die Europäischen Höfe wegen des Einmarsches in Sachsen zu bewegen. In derselben Zeit, als man sich zu einem Einfalle in Sachsen rüstete, ließ die Russische Kaiserin dem Könige melden, daß sie hoffe, er werde diesen Schritt unterlassen, weil man sich sonst genöthigt sähe, Sachsen die bundsmäßige Hülfe zu senden. Allein der König erklärte rund heraus, daß er sich von Niemand ungestraft beleidigen lasse und seine Feinde zu Schanden zu machen hoffe.

„Die Erklärung der Russen beschleunigte die Ausführung des königlichen Unternehmens. Rußland brauchte 6 Monate Zeit zur Ausrüstung. Während derselben wollte er Sachsen zum Frieden zwingen oder dasselbe besiegen. Er errichtete ein vermischtes Truppenkorps, welches an der Gränze von Böhmen und der Lausitz den Prinzen von Lothringen beim Durchzuge beobachten und demselben zur Seite bleiben sollte. Die Hauptarmee unter Anführung des Königs sollte den Prinzen angreifen; Anhalt von Leipzig nach Dresden marschiren und die Sächsische Armee schlagen.

„Um sich auf den Fall vorzubereiten, daß die feindlichen Korps gerade auf Berlin losgiengen, ward die Veranstaltung getroffen, daß die königliche Familie, die Archive, die Kassen und Landeskollegien nach Stettin gebracht werden sollen. Für die Stadt selbst blieb ein Korps von 7000 Mann unter dem Kommando des General Haake zurück, um dem anrückenden Korps eine Schlacht zu liefern. Die Stadt selbst zu vertheidigen, war ihrer Beschaffenheit wegen nicht möglich. Nachdem alles dieses besorgt war, reiste der König nach Schlesien ab.“

„Am 15. November 1745. traf er in Liegnitz ein, um das Kommando über eine Armee von 30,000 Mann zu übernehmen. Er nahm auch dießmal seine Zuflucht zu einer Kriegslist. Er stellte sich, als ob er nicht über die Sächsischen Gränzen gehen wollte und nur Krossen vor dem Prinzen von Lothringen zu erreichen gedächte, zu welchem Endzweck man die Wege ausbesserte und von Station zu Station dahin Magazine errichtete. Ein Korps von Winterfeld setzte sich bei Naumburg an der Queis und machte Miene gegen Krossen zu ziehn, wenn der Feind sich dahin zöge. Damit der Prinz von Lothringen so wenig als möglich Nachrichten von dem Preußischen Heere erhielte, ließ der König die Queis, die Neisse und den Bober durch Truppen besetzen, die jedermann herüber, aber niemand hinüberließen. Darauf zog die königliche Armee auf Naumburg an der Queis, wo er vier Brü-

cken schlagen ließ. Seine Absicht war, die Kaiserlichen herein zu locken, ihnen dann in den Rücken zu fallen, sie von ihren Lebensmitteln abzuschneiden, und sie dann entweder zu einer Schlacht zu nöthigen, oder unverrichteter Sache nach Böhmen zurückzudrängen.

„Als der König von dem Anrücken der Oestreicher Nachricht erhielt, setzte er am 23. November unter Begünstigung eines starken Nebels bei Naumburg über die Queis in 4 Kolonnen. Die Reuterei war auf den Flügeln, die Infanterie bildete die beiden innern Kolonnen, vor denen ein Regiment Husaren vorauszog. Der König war an der Spitze der ersten Kolonne Infanterie. In Katholisch Hennersdorf stieß man auf das Sächsische Lager, das man wegen eines vorliegenden Morastes für unangreifbar gehalten und daher nicht sorgfältig bewacht hatte. Die Preußen hatten aber einen Weg durch den Morast gefunden und griffen um 4 Uhr Morgens die Sachsen an, welche auf einer Fläche von einer halben Meile zerstreut standen. Sie wurden von drei Seiten angegriffen und geschlagen. Auf diese Nachricht zog sich auch der Herzog von Lothringen gegen Zittau zurück, verlor aber auf dem Rückzuge sein Gepäck und viele Leute, und war genöthigt, seine Wagen selbst zu verbrennen. Auch einige Magazine fielen den Preußen in die Hände und der Prinz von Lothringen zog sich in der größten Eile nach Böhmen zurück. Die Armee des Königs nahm ihre

Quartiere in und um Görlitz und einige detaschirte Korps wurden gegen Dresden geschickt, um dem Fürsten von Anhalt seinen Einfall in Sachsen zu erleichtern.

Dieser rückte ganz langsam in Sachsen ein, besetzte Leipzig ohne Widerstand und zog nach Meissen und Dresden, wo alles in der größten Bestürzung war. Der Graf Rutowsky marschirte mit seiner Armee zur Beschützung Dresdens. In diesem Zeitpunkte ließ der König von Preußen, der in die Länge bei dem Kriege gefährdet war, dem Könige von Polen den Frieden aufs neue anbieten und zwar ohne alle Abtretung, um ihn dadurch von dem Bündnisse mit Oestreich abzubringen und einem neuen Kriege vorzubeugen. Allein er erhielt abschlägliche Antwort. Der Minister Brühl erklärte dem Englischen Gesandten Villiers, welcher die Vermittlung übernommen hatte, daß der König von Polen gar nicht in dem Falle sey, sich zu einem nachtheiligen Frieden entschließen zu müssen, indem er mit Gewißheit auf Oestreichs und Rußlands kräftige Unterstützung gegen so ungerechte Angriffe rechnen könne, daß er aber zum Frieden geneigt sey, wenn die Preußen sogleich alle Feindseligkeiten einstellen, keine Kontributionen mehr forderten, Sachsen unverzüglich räumten, und den verursachten Schaden ersetzen.

Unterdessen erfuhr der König, daß der Prinz von Lothringen über die Elbe gegangen sey und

nach Dresden marschire und daß der König von Polen mit seinen Kindern schnell nach Prag abgereiset sey. Er rückte daher nach Bauzen vor und wartete 8. Tage vergeblich auf Nachricht von dem Fürsten von Anhalt. Endlich berichtete derselbe, daß er auf den 12. December in Meissen zu seyn gedächte und der König eilte nun, um sich mit diesem Fürsten zu vereinigen. Der Marsch gieng über Kamenz nach Königsbrück, wo man am 14. December ankam. Schon am 13. December war der Prinz von Lothringen bei Dresden angekommen, während daß die Sachsen unter dem Grafen von Rutowsky bei Kesselsdorf standen. Unglücklicher Weise hatte man die Truppen des Prinzen so weit auseinander gelegt, daß es nicht möglich war, den Sachsen zu Hülfe zu kommen, wenn sie von dem Fürsten von Anhalt angegriffen würden und der Graf Rutowsky glaubte überdieß durch seine zahlreiche Artillerie und gute Stellung von den Preußen nichts besorgen zu dürfen. Diese Umstände waren für die Sächsische Armee, wie wir gleich sehen werden, von den traurigsten Folgen.

Nachdem der König mit möglichster Eile nach Meissen gerückt war, um sich dem Prinzen von Lothringen nöthigenfalls entgegen zu stellen, bot der König von Polen den Frieden durch den Englischen Gesandten an. Während daß der König den Brief dieses Gesandten durchlas, berichtete man ihn, daß man in der Gegend von Dresden den ganzen Horizont im Feuer sehe und

anhaltenden Kanonendonner höre. Der König ließ sogleich die Reuterei satteln und die Infanterie ins Gewehr treten, um gegen Dresden zu rücken und dem Fursten von Anhalt, der ohne Zweifel den Sachsen eine Schlacht lieferte, zu Hülfe zu eilen. Dieß war die berühmte Schlacht bei Kesselsdorf, welche der Fürst von Anhalt gewann und wobei die Sachsen 3000 Mann an Todten und 6000 an Gefangnen, die Preußen ohngefehr die Hälfte verloren. Der König, welcher die Nachricht auf dem Marsche erhielt, kehrte also einstweilen nach Meissen zurück.

„Der Graf Rutowsky flohe mit seiner geschlagenen Armee nach Dresden, wo der Prinz von Lothringen seine Truppen eiligst zusammenzog und dem Grafen den Vorschlag that, die Preußen am folgenden Tage anzugreifen. Allein der Graf entschuldigte sich mit der Schwäche und Muthlosigkeit seines Heeres und daß es Dresden an Lebensmitteln und Kriegsvorrath fehle, um eine Belagerung auszuhalten; es sey rathsamer, sich vor der Hand an die Böhmische Gränze zu ziehen. Dieß geschahe darauf. Die Sachsen zogen von Dresden ab und die Preußen rückten am 18. December daselbst ein. Die Thore waren offen geblieben, die jüngsten Prinzen der königlichen Familie, die Minister und Landeskollegien waren nicht geflüchtet und die ganze Besatzung von Dresden bestand aus 6000 Mann Landmiliz, welche gleich entwaffnet wurde.

Man bekam auch noch 1500 Verwundete von der Kesselsdorfer Schlacht nebst 415 Offizieren.

„Der König behandelte die königliche Familie mit großer Höflichkeit, ließ ihnen alle ihnen zukommende Ehre wiederfahren und sogar die Schloßwache stand unter ihrem Befehle. Die Truppen waren angewiesen, gute Mannszucht zu beobachten und die öffentlichen Lustbarkeiten in Dresden wurden nicht gestört, welche für den König von Polen angeordnet waren. Den gefangenen Offiziers ließ er einen zweimonatlichen Gehalt auszahlen und an die Armen 18,000. Brote austheilen. Der König ließ die zurückgebliebenen Sächsischen Minister vor sich kommen und erklärte ihnen, daß er selbst als Sieger dieselben milden Bedingungen anbiete. Kurz darauf erschien der Englische Gesandte mit Vollmacht vom Könige in Polen und der Graf von Harrach von Seiten der Kaiserin Königin in Dresden, wo der Friede am 25. December 1745 geschlossen ward. Sachsen versprach, keinem Feinde des Königs Durchzug durch sein Land zu verstatten; aller Schadloshaltung zu entsagen und eine Million Kriegssteuern zu bezahlen; Preußen: vom Tage der Unterzeichnung an alle Kriegsschatzung einzustellen und die Truppen unverzüglich aus Sachsen zu führen. In Meissen blieb allein eine Besatzung für das Feldlazareth."

Von diesem Kriege redet der König zum Schlusse seiner Geschichte also: Er ward von

beiden Seiten mit der größten Erbitterung geführt. In demselben ließen die Sachsen ihren ganzen Haß gegen die Preußen und ihren Neid über die Vergrößerung dieses benachbarten Staats blicken, die Oesterreicher fochten für ihr Uebergewicht bei den Reichsangelegenheiten, Preußen besiegte alle drohende Gefahren, denen es ausgesetzt war, durch die Kriegszucht und den Heldenmuth seiner Truppen. Der Tod Karls VII. war eine von den Begebenheiten, welche man nicht voraussehen konnte. *) Er vereitelte den Entwurf, dem neuen Hause Oestreich die Kaiserwürde auf immer zu entreißen. Schätzt man die Sachen nach ihrem wahren Werthe, so muß man gestehen, daß dieser Krieg in gewisser Rücksicht ein unnützes Blutvergießen verursachte und daß eine Reihe von Siegen zu weiter nichts diente, als Preußen den Besitz von Schlesien zu sichern. — Er kostete Preußen 8. Millionen Thaler und 14,440 Menschen; den Oesterreichern und Sachsen 45,000 Mann. Dem Könige von Polen kostete der Krieg 5. Millionen und die Königin von Ungarn mußte alle Hülfsmittel aufbieten, die Kosten desselben zu bestreiten. Der König von Preußen wandte seine erste Sorgfalt auf die Wiederherstellung

*) Wie wenig kann man voraus sehen! Daher erforderte die ächte Staatsklugheit, nur auf das zu arbeiten, was zu allen Zeiten und unter allen Umständen für gerecht und billig gehalten wird.

seiner Armee und ergänzte dieselbe größtentheils durch die Oestreichischen und Sächsischen Gefangenen, unter welchen er das Auslesen hatte. Auf die Art wurden seine Truppen auf Kosten des Auslandes vollzählig gemacht und die vielen Schlachten kosteten dem Staate nur 7000. Mann. Seitdem in Europa die Kriegskunst zur Vollkommenheit gediehen ist und die Staatskunst ein gewisses Gleichgewicht unter den Mächten zu errichten gewußt hat, bringt das gewöhnliche Loos der größten Unternehmungen nur selten die gewünschten Wirkungen hervor. Gleiche Stärke von beiden Seiten und abwechselnder Gewinn und Verlust machen, daß selbst am Ende des blutigsten Krieges die Feinde sich beinahe in derselben Lage gegen einander befinden, wie vorher. Die Erschöpfung der Finanzen bringt endlich einen Frieden hervor, welcher eigentlich das Werk der Menschenliebe *) und nicht der Nothwendigkeit hätte seyn sollen. Endlich wenn Ehre und Waffenruhm es verdienen, daß man für ihren Besitz seine Kräfte aufbietet, so sind die Preußen für diesen Fall durch den zweiten Krieg hinlänglich belohnt worden. Aber dieses ist auch alles, was sie davon hatten und

---

*) Weil sich jetzt so viele von dem Ausdrucke: Menschenliebe keinen rechten Begriff machen können, so mögen sie statt desselben das Wort: wohlverstandnen Eigennutz setzen und die Sentenz des Königs bleibt noch wahr.

selbst dieser vergängliche Dunst erweckt noch Neider."

Neuntes Kapitel.

Allgemeine Freude der Preußen über den Frieden. Friedrich macht in der Rechtspflege wichtige Veränderungen. — Er befördert die Duldung in Religionssachen. — Hebt die Kirchenbuße auf. — Er sorgt für die Bevölkerung und das Fabrikwesen — und macht viele andere nützliche Anstalten. — Seine Tage theilt er zwischen Regierungsgeschäften, Studieren, Militärübungen und Vergnügen. — Seine jährliche Badung — Das Schloß Sanssouci — Der Marquis d'Argens — Friedrichs gelehrte Arbeiten in Sanssouci.

Friedrich hätte in dem eben geführten Kriege sich so viel militärischen Ruhm erworben, als nach der gemeinen Meinung ein Fürst, der gefürchtet und geachtet seyn will, haben muß. Das Ehrenvolleste für ihn aber war unstreitig, daß seine Truppen in Feindes Land, namentlich in Sachsen, eine Mannszucht und Menschlichkeit hatten beobachten müssen, dergleichen man damals noch gar nicht gesehen hatte und gewohnt war, und man kann auch in sofern von ihm sagen, daß er einem Theile des Kriegswesens eine neue Gestalt gegeben, nämlich die Greuel desselben vermindert habe. Wenn einst die gebildetere Nachwelt über den Werth kriegerischer Tapferkeit und die wahre Größe der Fürsten ein andres

andres Urtheil fällen wird, als die Vorwelt und ein beträchtlicher Theil unsrer Zeitgenossen, dann wird Friedrichs Milde im feindlichen Lande eine der Züge bleiben, die ihn unter die großen Fürsten setzen.

Die Herzen seiner Unterthanen verband er sich in dem zweiten Schlesischen Kriege dadurch, daß er durch seine Klugheit den Krieg von ihren Gränzen entfernte. Es war daher auch die Freude über seine glückliche Zurückkunft rein und unverstellt. Man rief ihm ein frohes Willkommen zu, man erleuchtete die Hauptstadt, die Familienväter ergötzten sich mit den Ihrigen und in den Kirchen betete man für die Erhaltung des menschlichen, tapfern und glücklichen Königs. Das angenehme Bewußtseyn, diese öffentlichen Freudensbezeugungen durch guten Willen verdient zu haben, ward indessen durch die Krankheit seines ehemaligen Lehrers du Hau gestört, der gerade an dem Tage, als er in Berlin einzog, mit dem Tode rang. Kaum erfuhr Friedrich diese Nachricht, so eilte er zu seinem sterbenden Lehrer, gab ihm sehr rührende Beweise von seiner herzlichen Liebe und die Versicherung, daß seine Dankbarkeit nur mit seinem Leben aufhören würde.

Wir können mit Zuversicht glauben, daß Friedrich sich in diesem Zeitpunkte nach Ruhe und frohen Lebensgenuß sehnte. Er hatte sich mit seinen Augen überzeugen gelernt, daß der Kriegsruhm sich dem, der ihn erlangt hat, von einer

ganz andern Seite zeigt, als dem, der ihn an einem andern bewundert. Jener weis, welchen Antheil das Glück, oder die Ungeschicklichkeit des Gegners, die Willigkeit oder Trägheit der Truppen, die größere oder geringere Geschicklichkeit und Tapferkeit der Unterbefehlshaber, an dem Kriegsruhm haben; er hat den blutigen Weg gesehen, den man zu dieser Gattung von Ehre wandeln muß, dieser hingegen betrachtet den Sieger stets in dem Moment des triumphirenden Einzugs und des Eindrucks, den der Anblick des Siegers auf die Menge macht, oder die Lobreden, die man ihm zu Ehren ausspricht. Auf die Felder voll Leichen, auf das Elend der Familien und der Einzelnen, auf alles, was jenen bescheiden macht, wirft er nur einen flüchtigen Blick.

Die wiederhergestellte Ruhe wendete Friedrich jetzt auf die Beförderung der Landeswohlfahrt und auf die Verstärkung seiner Kriegsmacht. Vor allen Dingen zog die fehlerhafte Beschaffenheit der Rechtspflege seine Aufmerksamkeit auf sich. Er wußte sehr gut und hatte es während seines Aufenthaltes in Küstrin mit eignen Augen gesehn, wie schlecht die Justizverfassung in seinem Lande war, wie lange die meisten Processe, durch unnütze Formalitäten, dauerten, wie leicht es dem Reichen ward, jeden Proceß zu gewinnen und wie wenig der Arme von der gerechtesten Sache erwarten durfte. Er trug daher einem der berühmtesten Preußischen

Rechtsgelehrten, dem Freiherrn von Coccji, den er außerordentlich schätzte, auf, eine schleunige Reform im Justizfache vorzunehmen, und versprach ihm dabei den kräftigsten Beistand. Die Instruktion dieses Ministers lautete dahin, daß die Justiz für alle gleich kurz und gründlich und ohne viele Kosten verwaltet werden, daß man die alten Observanzen durchaus bei Seite setzen sollte, wenn sie der gesunden Vernunft, der Gerechtigkeit und Billigkeit widersprächen. Die längste Frist eines Processes ward auf ein Jahr festgesetzt. Ein Zeitraum, der in gewissen Fällen freilich nicht hinreichte, besonders wenn die nöthigen Zeugnisse entfernt oder schwer zu erhalten waren, aber doch gewiß in den meisten. Das Einholen der Urtheile von auswärtigen Universitäten, mußte bei dieser Frist nothwendig wegfallen, und ward auch verboten. Der Freiherr von Cocceji gieng bei diesen Reformen rasch zu Werke, zum Theil wohl zu rasch für viele, die ihm entweder nicht Recht gaben, oder ihren Unterhalt von der bisherigen Proceßform zogen. Indessen ist auch nicht zu leugnen, daß durch ihn nun eine Menge Menschen zu ihrem Rechte gelangten, die vorhin entweder gar nicht, oder doch in langer Frist erst dazu gelangen konnten. Mit Pommern ward der Anfang gemacht und damit der König immer wissen möchte, ob man seinen Befehlen nachlebe? und in wieferne der jetzt betretne Weg zulässig sey? mußten ihm alljährlich Tabellen vorgelegt werden, in welchen

die bereits entschiedenen, oder noch gangbaren Processe verzeichnet waren. — Eine andere Verordnung, welche auf die Ausführung der obigen den größten Einfluß hatte, war die, daß man bei Kameralbedienungen vorzüglich auf den Stand der Eltern, auf Erziehung und Kenntnisse und eine liberale Denkungsart sehen sollte, daß insbesondre Väter, welche in dergleichen Bedienungen gestanden, ihre Söhne frühzeitig mit ihren Arbeiten bekannt machen und dadurch nicht bloß Liebe für die Geschäfte, sondern auch gründliche Kenntnisse denselben beibringen sollten.

Auch die Duldung in Religionssachen gehörte mit zu den Gegenständen seiner besondern Aufmerksamkeit. Unduldsamkeit war damals der herrschende Charakter aller Religionspartheien ohne Unterschied, und religiöse Verfolgungen gehörten zu den gewöhnlichen Erscheinungen. Der König hatte schon damals eine Abneigung gegen herrschenden Religionen, noch mehr aber gegen den geistlichen Stand, der damals freilich in Absicht seiner Kenntnisse das noch nicht war, was er jetzt ist, noch weniger aber was er nach den Grundsätzen des Königs seyn sollte. Um diesen Stand des Einflusses zu berauben, den derselbe bisher auf Geist und Sitten des Volkes gehabt hatte, äußerte der König laut, daß es ihm gleichgültig sey, was einer glaube? vorausgesetzt, daß er ein guter Bürger sey; und bediente sich gegen den geistlichen Stand sehr oft der Waffen des Spottes und der

Geringschätzung. Um die verschiednen Religionspartheien einander zu nähern und den Verfolgungsgeist der herrschenden Partheien einzuschränken, verstattete er allen christlichen Religionspartheien ihren Gottesdienst nach ihrer Weise zu üben, verstattete aber keinem, Proselyten zu machen, oder, die anders denken, zu verspotten, oder in der Ausübung gottesdienstlicher Handlungen zu stören, wie er denn im Jahre 1746. den Katholiken einen Platz zum Aufbau einer Kirche bewilligte, und den Gebrauch der Glocken verstattete. Auch die Juden erhielten nicht nur kräftigen Schutz gegen die Ungerechtigkeiten der Christen überhaupt, sondern es ward ihnen vorzüglich auch in Geldgeschäften dasselbe Recht zu Theil, dessen sich christliche Gläubiger gegen ihre bösen Schuldner zu erfreuen haben, was vorher seltner der Fall war. — Die Abschaffung der Kirchenbuße, welche so häufig den Kindermord erzeugte, gehört ebenfalls unter die Anstalten, welche den Einsichten des Königs Ehre machen und sie würde noch nützlicher geworden seyn, wenn er die Vorsicht gebraucht hätte, den Geschlechtstrieb nicht bloß von der Seite der Bevölkerung, sondern auch der Sittlichkeit zu betrachten und ihn ernstlich in den Schranken der Mäßigung zu halten. Seine Erklärungen über diesen Trieb, der ohnehin keine Ermunterung bedarf, wirkte so nachtheilig auf die Gemüther vieler seiner Unterthanen, daß er in spätern Jahren den Fehler selbst erkannte, den er in diesem

Stücke begangen hatte und ganz laut den Wunsch äußerte, daß die Einwohner Berlins besonders im Punkte der Keuschheit noch so wären, wie sie zur Zeit seines Vaters gewesen.

Um der Bevölkerung noch schneller aufzuhelfen, als es der Natur nach geschehen konnte, ladete er Fremde ein, sich in seinen Staaten niederzulassen, namentlich Fabrikanten, denen er die Werbefreiheit und auch Geldunterstützungen versprach. Er legte in der Mark Eisen= und Stahlfabriken an, hielt auf Maulbeerpflanzungen und Seidenbau und verbot die Einfuhr der Waaren, die in seinem Lande selbst gefertigt werden konnten. Zur Beförderung des Handels ließ er Kanäle anlegen und wies zur Erweiterung schon bestehende und zur Anlegung neuer Städte beträchtliche Geldsummen an. Um die Leute zum Bauen zu ermuntern, wurden ihnen beträchtliche Vortheile und zehnjährige Befreiung von Abgaben zugestanden.

Schlesien, das bei dem geendigten Kriege am meisten gelitten hatte und zugleich, bei einer klugen Verwaltung, das meiste leisten konnte, war der Gegenstand seiner besondern Vorsorge. Er ließ den Schadenstand aufnehmen, und den Einwohnern die an Kriegsvorräthen gemachten Lieferungen baar bezahlen, und schaffte ihnen Pferde zum Ackerbau. In die gebirgigen Gegenden von Schlesien, wo es an Getreide mangelte, ließ er es aus andern Provinzen bringen und um einen wohlfeilen Preis verkaufen, und

dahin, wo Hafer und Heu in Menge gewonnen wurde, legte er Cavallerie, um den Bauern den gewissen Verkauf ihres Ueberflusses zu sichern und sie in Wohlstand zu versetzen. Auch die Ritterpferdsgelder wurden den Vasallen zurückgegeben. Die Erbauung des Invalidenhauses in Berlin und eine Verordnung wegen der Viehseuche gehören ebenfalls unter die nützlichen Einrichtungen dieses ersten Friedensjahres.

Auch im Jahr 1747. zeigte er denselben regen Geist, bestehende Mißbräuche abzuschaffen und bessere Einrichtungen an deren Stelle zu setzen. Dahin gehörten die strengen Maaßregeln gegen Juden, welche Diebstähle verhehlten und gegen Banquerouteurs. Den Edelleuten ward verboten, ihre Güter zu veräußern, besonders an bürgerliche Personen, von welchen der König behauptete, daß Rittergüter sich nicht für sie schickten, und dann, daß die Edelleute ihre Güter nicht verschuldeten, wozu er mehrern beträchtliche Vorschüsse that. Nach dem System der Bevölkerung durften die Wittwen nach drei Monaten wieder heirathen und die Mortalitätstabellen mußten ordentlich gehalten werden. Bei Leichen ward der allzugroße Aufwand eingeschränkt und Melancholischen eine stille Beerdigung verstattet. — Eine der allernothwendigsten und nützlichsten Verbote betraf den Aufkauf der Wolle und des Getreides und die Einfuhr fremder wollener Tücher. Mit Ansetzung der Kolonisten ward fortgefahren und die wüsten Oder-

brüche bei Stettin, Garz, Damm, Gollnau und Greifenhagen wurden unentgeldlich an diejenigen vertheilt, welche sie urbar machen wollten, woraus bald blühende Dörfer entstanden. Durch den Bau des Hafens bei Swinemünde entstand eine neue Stadt. Für die Schonung des Holzes, woran es Preußen sehr fehlte, war das Verbot der Pfingstmayen sehr wohlthätig, mehrerer andrer nützlicher Verordnungen nicht zu gedenken. Ueberall wirkte Friedrichs Geist, überall arbeitete man mit Eifer, weil er sich immer durch seine Augen überzeugte, ob und wie seine Befehle befolgt würden?

Wenn wir uns von dieser Seite über Friedrichs Thätigkeit und den daraus für sein Reich entspringenden Nutzen freuen, so müssen wir nicht glauben, daß ihm diese Thätigkeit beschwerlich gewesen sey; sein lebhafter Geist fand sein Vergnügen in derselben. Ueberdieß waren seine Tage so eingetheilt, daß die Regierungsgeschäfte ihre Stunden hatten und pünktlich abgethan wurden, und so blieb ihm, der über den Regierungsgeschäften sein Vergnügen nicht vergaß, noch Zeit übrig, die besten Geisteswerke der Ausländer zu lesen, mehrere Stunden an der Tafel zu verweilen, Musik zu treiben und sich mit witzigen Gesellschaftern zu unterhalten. Aus der Lebensordnung, welche wir jetzt beschreiben wollen, wird der Leser sehen, wie zweckmäßig der König seine Zeit eingetheilt hatte, und daß

er den Nutzen und das Vergnügen eines wohl= eingetheilten Tages zu schätzen wußte. *)

Er stand gewöhnlich um 4 oder 5 Uhr auf, zog sich etwas an und las den Rapport durch von den Personen, welche in Potsdam ange= kommen, oder abgegangen waren, wobei er sehr genau war, und diejenigen Fremden anmerkte, die er etwa sprechen wollte. Darauf öffnete er die eingegangenen Briefe und Pakete, je nach= dem ihm die Hand bekannt war oder nicht, las durch, was er wollte und schickte diejenigen Briefe, welche Regierungssachen betrafen, in den geheimen Kabinetsrath, um Auszüge daraus zu machen. Wenn dieses geschehen war, dann setzte er sich seine Haartour auf und frisirte sich stehend, was aber nicht lange dauerte. Dann pflegte er seinen Hut aufzusetzen, den er den ganzen Tag auf dem Kopfe behielt, außer bei Tische und wenn er mit sehr vornehmen Personen redete. Dann gieng er in das Vor= zimmer und nahm von dem Adjutanten des ersten Bataillons Garde den Rapport an, über die in Potsdam angekommenen und abgegangenen Per= sonen, wobei er denn diejenigen bestimmte, die er sprechen wollte *), und trank, ohne viel Zeit

*) Büsching Charakteristik Friedrichs 1788.

**) Ich erwähne hier eines drolligen Rapports, der, wie mich dünkt, über die Denkungsart des Königs einen ziemlich hellen Blick gewährt. Einst passirten 4 Ko= mödi=

drauf zu wenden, ein paar Tassen Kaffee. Wenn er wieder allein war, blies er täglich eine, auch zwei Stunden die Flöte, die er bekanntlich meisterhaft spielte. Entweder spielte er auswendig gelernte Stücke, die er, wie alles, sehr leicht behielt, oder er phantasirte, wobei er gewöhnlich aus einem Zimmer in das andre gieng und auch oft an etwas andres dachte, als an das, was er spielte. Um 10. Uhr gab er die Flöte weg und ließ sich von einem Kabinetsrath die Auszüge aus den eingelaufenen Briefen und Bittschriften überreichen. Wenn er diese Auszüge durchgelesen hatte, ließ er die Kabinetsräthe nach einander kommen, und sagte ihnen, was auf jeden Brief

---

mödianten aus Berlin in Potsdam ein, die der König dahin beordert hatte. Als der Offizier den ersten fragte, wie er heiße? antwortete er: Ma commere, der zweite nennte sich quand je danse, der dritte mon cotillon, der vierte va-t'-il bien. Der Offizier, welcher kein Französisch verstand, schrieb die Namen auf und ließ sich dieselben vorbuchstabiren.

Diese Worte zusammengesetzt machten eine Strophe aus einem Volksliede aus und bedeuteten deutsch: Frau Gevatterin, wenn ich tanze, steht mir mein Röckchen gut? — Der Offizier übergab seinen Rapport mit der möglichsten Ernsthaftigkeit, aber der König fieng laut an zu lachen, als er die 4 Namen las. Indessen ließ er den Schauspielern durch den Offizier ganz ernstlich sagen, wenn sie sich bei dem Rapport wieder solche Späße erlaubten, so wolle er sie nach Spandau tanzen lassen. Nikolai Berichtigung der Anekd. üb. Fr. II.

geantwortet werden sollte. Dann erst frisirte und puderte er sich, zog seine Uniform an, und schrieb dann die Briefe an seine Familie, oder an Personen, mit denen er in besonderm Briefwechsel stand; oder er las laut in einem Buche, oder spielte wieder die Flöte. Um zwölf oder ein Uhr setzte er sich zur Tafel, wo nie viele, aber unterhaltende, Personen zugegen waren, und alltäglich 8 Schüsseln aufgetragen wurden. Die Tafel währte bis 4 Uhr, manchmal etwas länger oder kürzer. Nach der Tafel blies er wieder Flöte, etwa eine halbe Stunde, oder er unterschrieb auch die Briefe, die ihm von den Kabinetsräthen zugeschickt worden waren; er las den Küchenzettel für d:n folgenden Tag durch und trank Kaffee. Um 5 Uhr kam sein sogenannter Vorleser, mit dem er sich sitzend oder gehend, meist von wissenschaftlichen Gegenständen unterhielt. Um 6. Uhr war Concert, wobei er gewöhnlich drei Flötenconcerte spielte oder einen Virtuosen singen oder spielen ließ. Nach dem Concert kamen die Gelehrten zu ihm, die er zu seiner Unterhaltung gewählt hatte; diesen las er etwas selbst vor und unterhielt sich oder disputirte mit ihnen darüber. Diese Unterhaltung dauerte, bis er zu Abend aß oder zu Bette gieng. Diese Tagesordnung litt natürlich ihre Abänderungen, nach Maaßgabe der Zeit oder des Ortes z. E. zur Revüezeit oder während der Berliner Winterlustbarkeiten, oder auf Reisen, oder auch wenn er ausritt oder seine Soldaten in den Waf=

fen übte. Arbeitete er an Schriften, so waren dazu gewöhnlich die Abendstunden bestimmt.

Die jährliche Lebens- und Regierungsordnung war folgende. Vor den Weihnachtsfeiertagen begab er sich nach Berlin und gab Opern, Redouten, Bälle und Gastmähler, mehr um seiner Familie, und der Berliner und der Fremden willen, als aus Neigung zu dergleichen Vergnügungen. Alsdann war Vormittags große Wachparade. Nach 4. Wochen, an seinem Geburtstage, kehrte er nach Potsdam zurück, weil er Berlin nicht liebte und späterhin nach Sanssouci. Am Ende des Aprils gieng er nach dem Lustschloß Charlottenburg und besahe die Berliner Regimenter. Den 17. und 18. war Truppenmusterung bei Potsdam; den 21 — 23. bei Berlin; den 26 — 28. bei Magdeburg; den 2. Jun. bei Küstrin; den 3. und 4. bei Stargard, den 8 — 10. in Preußen. Kam er nach Potsdam und Sanssouci, so stellten sich die Finanzminister ein. Er untersuchte mit ihnen den Zustand der Finanzen vom letzten Jahre und bestimmte den fürs nächste Jahr.

Gewöhnlich brauchte er in diesem Monate und den folgenden das Egerische Wasser in Sanssouci, wo ihn seine Geschwister besuchten, oder einige von ihm besonders geachtete Personen Gesellschaft leisteten. In der Mitte des Augusts reisete er nach Schlesien, untersuchte die Festungen und musterte die Truppen. In Breslau hielt er sich gemeiniglich einige Tage auf, be-

sprach sich mit dem dasigen Finanzminister über Finanzsachen und gab alle Mittage den Generalen und Obristen und dem vornehmen Adel große Tafel. Nachher dauerte die Musterung drei Tage. In den ersten Tagen des Septembers kam er wieder nach Sanssouci und musterte bei Berlin das Artillerie-Korps. Von 21—23. September stellte er bei Potsdam Truppenmusterungen an und dann zog er mit Ausgang des Novembers nach Potsdam. Diese jährliche Ordnung war bereits von seinem Herrn Vater eingeführt worden und ward von ihm als nützlich mit den nöthigen Abänderungen beibehalten.

In der Beschreibung der königlichen Lebensordnung ist des Schlosses Sanssouci Erwähnung geschehen, das durch den Ruhm seines Besitzers allgemein bekannt ist. Dieses Schloß ward während des Schlesischen Krieges angefangen und im Jahre 1746. geendigt *). Es ward auf einem Berge nahe bei Potsdam erbauet. Der Berg ward in sechs künstliche Absätze getheilt, deren jeder zwölf Stufen hatte. Auf jedem Absatze lagen die schönsten Weinreben unter Glasthüren an den Mauern, wo sie durch die verstärkte Sonnenhitze eine ungemeine Süßigkeit erhielten. Auf dem Gipfel des Berges

*) Leben Fr. II. v. Fischer 1. Th. 242. Nikolai Beschr. v. Berlin u. Potsdam.

stand das nicht große, aber in ausgesuchtem und prächtigem Geschmack gebauete Schloß, von dem man Potsdam und die ganze umliegende Gegend überschauen konnte. Zur innern Auszierung wurden die schönsten Vergoldungen, die ausgesuchtesten Meublen, Gemälde und Bildhauerarbeiten gebraucht. Es war nur ein Stockwerk hoch, die Fenster reichten bis zur Erde. In der Mitte befand sich ein großer Saal mit Marmor bekleidet und einem prächtig ausgelegten Fußboden. Die rundgewölbte Decke oder Kuppel ruhete auf herrlichen Säulen, ließ das Licht von oben herein fallen und war kostbar gemalt. Das ganze Gebäude war von der Rückseite an einen marmornen Säulengang gelehnt und von den übrigen Seiten von herrlichen Gärten umgeben. In dem Jahre 1747 ward es durch ein Gastmal eingeweihet und bezogen. Wir geben hier dem Leser die poetische Einladung, welche Friedrich an den Marquis d'Argens ergehen ließ, ihn auf seinem neuen Schlosse zu besuchen:

„Komm träger Marquis, nach Sanssouci. „Hier ist man Gebieter über sich selbst, hier ist „man sein eigener König, sein Selbstherrscher. „Die ländliche Wohnung ladet durch ihre Stille „zum Genuß der Freyheit ein. Wenn Du diese „einsame Landlust kennen willst, den Ort, wo „dein Freund diesen Gesang dichtete, wo die „Parze für ihn die schönsten Tage seines Lebens „spann, o so wisse, daß auf dem Gipfel eines „Hügels, von welchem sich das Auge frey in die

„Entfernung vertiefen kann, das Haus seines „Gebieters emporsteigt. Hier wird der Fleiß „einer vollendeten Arbeit belohnt. Der bear„beitete Stein, von Menschenhänden geschnitten „und in mancherlei Formen gebildet, schmückt „das Gebäude, ohne es zu belästigen. Des „Morgens vergülden den Pallast die ersten „Stralen des Morgenroths, die gerade auf ihn „zuströmen. Auf sechs abgesonderten Absätzen „kannst Du hier sechs liebliche Anhöhen herunter „gleiten, und ins Gebüsche entschlüpfen, das „mit hundertfachem Grün schattirt ist. Unter „dem dichten Laubwerke lassen jugendliche „Nymphen von gehauenem Marmor, den Mei„sterwerken des Phidias ähnlich, ihre silbernen „Tropfen zum Aether aufsprudeln. Hier gehen „meine Tage einförmig vorüber. Hier „herrscht keine Thorheit von langen quälenden „Gastmalen, welche die Gewohnheit tyrannisch „anordnet, wo sich der gähnende Ekel mit der „Verschwendung des Midas paaret, wo frostige „Scherze die Ungleichheit der Gesellschaft, die „Hofordnung, und das wilde Geräusch ver„leugnen. Eine sparsam besetzte Mittagstafel, „die nützliche Gespräche würzen, und wobey zu „weilen glänzende Funken eines lebhaften Wi„tzes auf Kosten der Narren belustigen, befriedigt „hier das Lebensbedürfniß ohne Ausschweifung. „Hier wird der muntere Scherz sinnreicher Ein„fälle der gefräßigen Unmäßigkeit eines Apizius „und ähnlicher Helden vorgezogen. Hier er-

„scheint weder die niederträchtige Falschheit in „der Ekstase ewiger Umarmungen auf der Büh„ne, noch der unversöhnliche Haß, dessen treulo„ser Mund seinen ganzen Komplimenten-Vor„rath mühsam herspricht. Hier findet man nicht „jene Sterblichen, welche die Eigenliebe mit den „schönsten Farben mahlt, die sich dünken, in „allen Sachen Vorbild und Muster zu seyn. „Denn ihr Gespräch ist wie ein Spiegel, wo„rinn sich die Narrheit bewundert, und zur „Schau ausstellt. Hier sind keine vornehmen „Maulaffen, keine erhitzte Scheinheilige, keine „alte Vetteln, die truppweise über nichts und „wieder nichts unter sich streiten; man kennt hier, „Gott sey Dank, auch keine weitschweifige me„thodische Schwäzer, keine metaphysische Schluß„krämer, keine getauften Esel in i—u—s—. „Hier wohnt nicht die Kritik mit dem boshaften „Lächeln und der hämischen Miene, noch ein „gallsüchtiger Argus mit vergifteten Klauen, „und mit bluttriefenden Zähnen, der seinen „Satyr an dem Bache der Hölle getränket hat, „noch auch der lästige Plauderer und die widri„gen Schmarotzer. Die friedliche Einsamkeit „schützt uns wie ein festes Bollwerk wider die „Anfälle des Geschreies, das der Pöbel gewöhn„lich auf die weisen Verehrer der Künste und „Wissenschaften zu erheben pflegt. —“

Dieser Marquis d'Argens, an den das königliche Schreiben gerichtet ist, war vielleicht der redlichste von allen Franzosen, welche der

König

König zu seinem Umgange wählte. Er war ein liebenswürdiger und gelehrter Mann, war erst Soldat gewesen und beschäftigte sich in den spätern Jahren mit den Wissenschaften. Er führte ein sonderbares Leben. *) Weil er äußerst empfindlich gegen die Kälte war, kam er nicht nur selten aus (das heißt bisweilen in sechs Monaten gar nicht) sondern er trug auch gewöhnlich zwei Schlafröcke und zwei Mützen über einander. Wenn der Himmel sich bewölkte, blieb er selten bei guter Laune; man mußte mit ihm von dem heitern Himmel seines Vaterlandes sprechen, wenn sein Gesicht sich wieder aufheitern sollte. Wie er sich vor allen Krankheiten fürchtete, so konnte man ihn auch leicht überreden, er trage diese oder jene Krankheitsanlage mit sich umher. Mit Wissen beleidigte er niemand, und liebte seine Gattin zärtlich. Er konnte überaus leicht in Zorn aufbrausen, war aber auch eben so leicht zu besänftigen; dabei war er witzig und ein guter Gesellschafter. Er kam ein paar Jahre nach dem Regierungsantritt Friedrichs II. nach Berlin und ward vom Könige zum Kammerherrn und Mitglied der Akademie ernennt. Er liebte den König aufrichtig und war sehr vertraut mit demselben. Der König schätzte die Diskretion welche d'Argens stets bewies und blieb ihm gewogen, obgleich beide sehr oft in

*) Nikolai Berichtigungen d. Anekdoten.

Streit geriethen, wenn der König, wie gewöhnlich, seinen beißenden Witz zu stark an ihm übte. Ein Beispiel der hypochondrischen Laune des Marquis wird den Leser belustigen. Er hatte gehört, daß man durch Speisen, welche in kupfernen Geschirren gekocht sind, vergiftet werden könnte. Er bat also seine Gemalin, sich künftig eiserner Küchengeräthe zu bedienen. Sie versprach es, hielt es aber nicht und der Marquis argwöhnte selbst, daß es nicht geschehe.

Während des siebenjährigen Krieges wohnte er in Sanssouci, und seine Familie hatte eines Abends in der Gärtnerwohnung einen kleinen Familienball veranstaltet. Diesem mochte der Marquis nicht beiwohnen, weil man ihm sagte, der Himmel werde trübe und die Luft sey kühl. Er legte sich also bei Zeiten zu Bette und ließ den übrigen ihr Vergnügen. Im Schlafe kam ihm nun die Schädlichkeit kupferner Geschirre wieder vor; er ward ängstlich, wachte auf und klingelte seinem Bedienten. Aber weder dieser noch sonst jemand war zu finden. Dieser Umstand brachte ihn auf den Gedanken, den Zustand des Küchengeschirres mit eignen Augen zu untersuchen und zu erfahren, ob er ohne Furcht essen könne? Er stand also auf, warf bloß seinen Schlafrock über, und gieng mit einer Kerze in die Küche. Da fand er zu seinem Schrecken nicht nur eine Menge kupferner Geschirre, sondern sogar in einem den Rest eines Ragout, von dem er sich erinnerte, diesen Mittag gegessen zu

haben. Ergrimmt über die Falschheit seiner Gattin, lief er, wie er war, durch den Garten nach der Gärtnerwohnung, verlor noch unterwegs die Pantoffeln, und trat in das Ballzimmer. Man stelle sich das Schrecken der Gesellschaft vor, als er, das Kasserol mit dem Ragout in der Hand, hereintrat und heftig schrie: Ich bin vergiftet. Ohne iemand zum Worte zu lassen, hielt er eine nachdrückliche Strafpredigt über die Nachlässigkeit der Seinigen und konnte lange nicht besänftigt werden. Als er sich aber endlich besann und besahe, wechselte Schrecken mit Zorn ab; er zitterte für den Folgen der kalten Abendluft, der er sich so unbesonnen ausgesetzt hatte, ließ sich in Betten wickeln und wieder in seine Schlafkammer tragen.

In dem angenehmen Aufenthalte zu Sanssouci beschäftigte sich der König in seinen einsamen Stunden mit dem Studium ernsthafter Wissenschaften, namentlich der Philosophie und der Geschichte. Er soll anfangs Willens gewesen seyn, die Europäische Staatengeschichte im ganzen Umfange zu bearbeiten. Wahrscheinlich aber schreckten ihn die großen Schwierigkeiten ab, und er schränkte sich auf das genaue Studium der vaterländischen Geschichte ein. Er lies aus dem königlichen Archiv und aus der Bibliothek die besten Schriften und Chroniken nach Potsdam kommen. Der bekannte Graf Herzberg machte ihm genaue Auszüge aus denselben, woraus der König die bekannten Memoiren aus

der Brandenburgischen Geschichte arbeitete, die für sein bestes Werk gehalten werden. Späterhin bearbeitete er auch die Geschichte der Schlesischen Kriege, aus welchen wir eben einen Auszug lieferten, die Geschichte des siebenjährigen und des letzten Baierischen Erbfolgkrieges, und entwarf eine Schilderung der Lage von Europa zur Zeit des letzten Krieges. Diese seine Werke sind nebst Briefen, Gedichten und Abhandlungen bald nach seinem Tode in XV. Bänden französisch erschienen und auch ins Deutsche übersetzt. Neben diesen gelehrten Beschäftigungen unterhielt er einen Briefwechsel mit Voltaire und einigen andern französischen Gelehrten über sehr verschiedenartige Materien, besonders über philosophische Gegenstände. Er pflegte in diesen Briefen gern Stellen in gebundener Rede einzumischen und behandelte seine Correspondenten mit einem Tone von Gleichheit und Vertraulichkeit, der ihm sonst nicht eigen war.

Zehntes Kapitel.

Der König befürchtet einen neuen Krieg mit Oesterreich. — Fortgehende Justizverbesserungen. — Schicksal des Generals Walrave. — Mehrere neue Einrichtungen. — Friedrich reiset im Jahre 1752. nach Holland. — Wohlthätige Verordnungen des Königs bis zum siebenjährigen Kriege.

Einer der vorzüglichsten Wünsche des Königs war seit dem Frieden, daß das deutsche Reich

den Dresdner Frieden garantirte, ohne welches er jeden Augenblick befürchten mußte, aufs neue in Krieg verwickelt zu werden. Aber er konnte gar nicht zum Zwecke kommen, sondern erfuhr, daß Oestreich noch immer gesonnen sey, Schlesien wiederzunehmen und daß es deßhalb fortdauernd mit Rußland und Sachsen unterhandle. Er sahe sich also genöthigt, seine Mannschaft immerfort auf dem Kriegsfuße zu erhalten. Glücklicher war er in Erlangung des kaiserlichen Privilegii de non appellando oder daß seine Unterthanen nicht von seinem Urtheil an Kaiser oder Reichsgerichte appelliren durfte. Dieses Privilegium erhielt er am 31. Mai 1746. — Mit den übrigen Europäischen Mächten bemühte er sich, auf einem freundschaftlichen Fuße zu stehen, und zwischen Oestreich, Spanien und Frankreich Frieden zu stiften; doch konnte ihm dieß bei beiden nicht glücken, wenn nicht andre Umstände sie dazu bewogen; beide Theile glaubten, er pflege treulos zu handeln. Mit Schweden schloß er im Jahr 1747. ein Defensivbündniß an welchem bald auch Frankreich Theil nahm. Dagegen schien sich eine neue Verbindung zwischen Rußland und Oestreich bilden zu wollen, die auf einen hartnäckigen Krieg berechnet, und, wie Friedrich glaubte, eine Sache der Minister war, die er beleidigt hatte. Schon in diesem Kriege bewiesen die Kaper der beiden Seemächte Holland und England Unbilligkeit gegen die Schiffahrt der Neutralen, namentlich der Preu-

ßen. Schon damals behauptete der König den Satz: frei Schiff frei Gut, und die Holländer und Engländer die Befugniß, dem Feinde auch die Zufuhr auf neutralen Schiffen abschneiden zu dürfen. Endlich hatte Friedrich das Vergnügen, im Jahre 1748. den Krieg, der ihm ungeachtet des geschloßnen Friedens gefährlich genug war, durch den Aachner Frieden geendigt zu sehen.

Wenn dem Könige der Aachner Friede ungeachtet seiner in Absicht auf Oestreich noch immer bedenklichen Lage lieb war, weil er ihm Raum verschaffte, sich in Vertheidigungsstand zu setzen, so freute ihn noch mehr der Erfolg seiner Justizverbesserung, die in Pommern einen sehr guten Fortgang gewann. Er erließ deßhalb an die Pommerische Regierung ein Belobungsschreiben, daß sie die Bahn gebrochen, und suchte andre Provinzen zur Nachahmung zu bewegen, namentlich die Churmark. Zu diesem Endzwecke erschien eine nach seinem Plan gearbeitete Proceßordnung unter dem Namen: Codex Fridericianus Marchicus, der allen Provinzen zur Richtschnur dienen sollte, wobei jedoch binnen Jahresfrist den Landesjustizcollegien und Landständen erlaubt wurde, ihre Erinnerungen beizubringen. Bald darauf folgte unter Coccejis Bemühung eine neue Tribunal-Ordnung, mit welcher zu Berlin der Anfang gemacht wurde. Zufolge dieser neuen Einrichtung wurden die Sporteln nicht mehr an die Richter, sondern an eine

Sportelkasse bezahlt, aus welcher die Richter ihre Besoldung erhielten, und dann wurden eine Menge höherer und niedrer Justizbeamten, die man entweder nicht für fähig oder für rechtschaffen hielt, oder die sich in die neue Ordnung nicht fügen wollten, außer Thätigkeit gesetzt. Daß hierbei auch Partheilichkeit und Ungerechtigkeit vorgewaltet und mancher Unschuldige brotlos geworden sey, läßt sich leicht denken, kann bei so radikalen Verbesserungen nie vermieden werden, und fällt Friedrich nicht zur Last. Sein Zweck war edel und deutlich gedacht; er wählte zur Ausführung desselben einen Mann, dem er Fähigkeit, Fleiß und Redlichkeit zutrauete; er sahe drauf, daß man seinen Wünschen nachlebte; mehr konnte er nicht thun. Man kann, ohne unbillig zu seyn, das viele Gute nicht verkennen, das diese Verbesserungen für die Preußischen Lande stifteten, und es entsprang auch für die übrigen Länder von Europa der wichtige Nutzen draus, daß man auf die Unzulänglichkeit und den Schaden der so fehlerhaften alten Justizverfassungen aufmerksam gemacht wurde und manches wirklich änderte oder zu Reformen den Grund legte, die nachher ausgeführt und als heilsam erkannt worden sind.

Außer diesen Verfügungen richtete der König unaufhörlich seine Aufmerksamkeit auf alles, was einer Verbesserung bedurfte und was seinem Lande nützlich war, namentlich ward die Bettelei abgestellt, die Beschädigung junger Bäume

stark verboten und die Vertilgung der Krähen und Sperlinge, die sich außerordentlich vermehrt hatten, anbefohlen. Er beförderte in Potsdam den Anbau des Weins, nahm den Consistorien die Ehesachen ab und unterwarf sie dem Kammergerichte; die Ehen unter Blutsverwandten wurden erleichtert. Die nöthigen Baue und das Kolonistenwesen hatten ungehinderten Fortgang. Auch beim Militär wurden von Zeit zu Zeit die nöthig scheinenden Veränderungen vorgenommen.

In das Jahr 1748. fällt die Gefangennehmung des bekannten Generals Walrave, worüber sich die abentheuerlichsten Gerichte verbreitet und erhalten haben. Dieser Offizier, der die Aufsicht über den Festungsbau in dem Preußischen Staate führte, war dem Könige schon geraume Zeit, wegen seiner Zuneigung für Oestreich, verdächtig gewesen, ohne daß man etwas Bestimmtes hatte auf ihn bringen können. Am Ende verrieth ihn aber eine seiner Beischläferinnen, die Frau eines Titularhofraths, der er seine Gesinnungen und Absichten entdeckt hatte, aus Eifersucht. An dem Tage seiner Verhaftung speiste er noch bei dem Könige, der viel mit ihm scherzte. Er verwunderte sich daher nicht wenig, als ihm beim Herausgehen aus dem Speisesaale der Degen abgefordert wurde; hielt die Sache für einen Scherz vom Könige und gieng zurück, um den König selbst zu fragen, ob es Ernst sey? Der König antwortete ihm aber kalt: Der Offizier muß wohl Ordre haben, gieng in sein Zimmer

und überließ den erschrocknen Walrave seinen Betrachtungen. Er ward darauf in die Festung Magdeburg gebracht, in ein Gefängniß die Sternschanze genannt, das er selbst hatte erbauen lassen. Die Hauptbeschuldigungen gegen ihn waren: 40,000 Thlr. untergeschlagene Festungsbaugelder und der Vorsatz, den Feinden des Königs die Risse der Preußischen Festungen zu überliefern. Uebrigens war er nicht ohne Warnung gefangen genommen worden. Der Fürst Leopold von Dessau, der, wo er konnte, die Wahrheit derb sagte, hatte sich geraume Zeit vorher, als er bei Walrave speiste und auf den silbernen Tellern desselben Raben, das Bild seines Wappens, erblickte, des warnenden Ausdrucks bedient: „Walrave, nehmt Euch in Acht, daß Euch nicht noch die Raben fressen." Seine Gefangenschaft wird von einigen als hart, von andern als gelinde beschrieben. In derselben soll er den König durch den 88. Psalm um seine Befreiung gebeten, von demselben aber durch den 101. Psalm abschlägliche Antwort erhalten haben. Er blieb bis an seinen Tod in Magdeburg im Gefängnisse und vermachte sein Vermögen dem Könige, der es unter arme Offiziers vertheilte.

Wir wollen jetzt, um allzugroße Weitläuftigkeit und Zerstückelung zu vermeiden, die Anstalten, welche Friedrich zum Besten seines Landes, während dem Frieden, bis zum siebenjährigen Kriege nach einander ganz kürzlich angeben.

Im Jahr 1749. wurden neue Kriegs=Artikel bekannt gemacht, 1) das Vermögen der Ausreißer sollte confiscirt werden, 2) wer einem Ausreißer durchhelfe, sollte mit dem Tode bestraft werden, 3) Soldaten, welche Besitzungen hätten, oder bürgerliche Nahrung trieben, sollten die gewöhnlichen bürgerlichen Abgaben entrichten. 4) gewaltsame Werbungen sollten nicht Statt finden, 5) Kaufleute, Fabrikanten und Manufakturisten und ihre Leute sollten von Kriegsdiensten frey seyn. — Den Landskindern wurde verboten, auf auswärtige Universitäten zu ziehen, mit der Bedrohung, in den Preußischen Landen nicht versorgt zu werden. Den Studenten und Professoren wurde besonders das Disputiren anempfohlen. Den Hussiten wurde erlaubt, ein Dorf, Namens Hussinez, anzulegen, wozu der König ihnen 2000 Thaler, 1500 Stämme Bauholz und auch eine Kirche in Strehlen schenkte. Im folgenden Jahre wurden die Artillerie=Regimenter verstärkt und in Schlesien die neue Justizverfassung ebenfalls eingeführt. In Berlin ward für das ganze Königreich ein evangelisch=lutherisches Oberkonsistorium errichtet. Die Handlungsgesellschaft in Emden erhielt große Freyheiten und handelte nach China. Der Wasser= und Land=Zoll ward für die Waaren aus Polen bis nach Stettin aufgehoben. Es wurden immer mehr Kolonisten angesetzt, namentlich böhmische Zeugmacher. Die Abzugsgelder, welche sonst von den, aus einer

Provinz in die andere gehende, Erbschaften gegeben werden mußten, erließ der König ganz. Den Hallischen Studenten wurden wegen eines Tumults die Degen auf immer genommen, die Herren von Adel ausgenommen. Es ward für alle königliche Länder ein gleicher Münzfuß eingeführt, und mehrere Millionen neue Gold- und Silbermünzen geprägt.

Im Jahr 1751 wurde die neue Justizverfassung in Preußen eingeführt, und der König schrieb selbst eine Abhandlung über die Ursachen, Gesetze zu geben oder abzuschaffen. Auch für die Posten erschien eine neue Verordnung, daß sie richtig abgehen und Sachen von Werth genau verwahren sollten. Der übermäßige Lohn der Maurer, Zimmerleute und Handlanger wurde nach Maaßgabe des Orts eingeschränkt, auch wurden in verschiedenen Orten noch neue Kolonisten-Dörfer angelegt. Dem Adel verbot er aufs neue, seine Rittergüter, ohne besondere königliche Erlaubniß, an Bürgerliche zu verkaufen: er schenkte den verschuldeten Adlichen sehr ansehnliche Summen, um ihre Güter zu erhalten, und in bessern Zustand zu setzen.

Viele vorgedachte Verbesserungen wurden im Jahre 1752. fortgesetzt. Für die Leser dieses Buchs ist die Reise des Königs nach Holland, die er in diesem Jahre machte, wegen ein paar drolliger Vorfälle, die ihm da begegneten und die wir hier einschalten wollen, nicht uninteressant. Er kam incognito, bloß von dem Ober-

sten Balbi begleitet, in Amsterdam an, und gieng gleich in das Haus eines reichen Banquiers, mit dem er Geldgeschäfte abzumachen hatte. Da der Kaufmann gerade nicht zu Hause war, so sagte ihm die Frau desselben, daß er ein wenig verziehen möchte, weil ihr Mann bald nach Hause kommen würde. Darauf nöthigte sie ihn, in ihr Putz-Zimmer zu treten, erinnerte ihn aber vorher, die Schuhe auszuziehen. Der König, der sich nicht zu erkennen gab, äußerte, daß seine Schuhe sehr rein seyen, und strich sie nochmals ab. Aber es half ihm nichts, er mußte sie ausziehen. Die Frau verließ ihn und bald darauf kam der Kaufmann nach Hause, der denn nicht wenig erstaunte, den König von Preußen ohne Schuhe bey sich zu sehen. Er bat auf das demüthigste um Verzeihung und meinte, das würde nicht geschehen seyn, wenn er sich zu erkennen gegeben hätte. „Dafür habe ich mich wohl gehütet, erwiederte der König: auch der König von Preußen hätte mich nicht von dieser Ceremonie befreyt.“ Hierauf rief der Kaufmann seine Frau, erklärte ihr, daß der Fremde Sr. Majestät der König v. Preußen sey, und verlangte, daß sie ihm fußfällig Abbitte thun sollte. Allein wider alles Erwarten blieb die Frau bei ihrer gewöhnlichen Laune, und meinte, daß wohl ein König sich auch dieser Ceremonie unterwerfen könnte, da sie selbst, als Besitzerin des Zimmers, ihre Schuhe auszöge. Der König übersah diese Ungezogenheit, und sagte zum Kauf-

mann, „sehen Sie wohl, mein Herr, daß das Incognito dem Könige von Preußen eine Beschimpfung erspart hat?“

In dem Gasthofe, wo er abgetreten war, wünschte er eine holländische Pastete zu essen, deren Geschmack man ihm als etwas außerordentliches gerühmt hatte. Er gab dem Obersten Balbi den Auftrag, bey der Wirthin eine zu bestellen. Als der Oberste der Wirthin, die wahrscheinlich ihre Fremden wegen ihrer schlechten Kleidung eben nicht für Kapitalisten halten mochte, diesen Antrag machte, betrachtete sie ihn erst von oben bis unten und sagte: Es ist ganz gut, daß Sie eine Pastete essen wollen, aber können Sie selbige auch bezahlen, wissen Sie wohl, daß eine solche Pastete dreißig Gulden kostet? Balbi antwortete, daß der Fremde so etwas wohl bezahlen könnte, indem er ein Virtuose sey, der in einigen Stunden viel Geld gewönne, wenn er sich hören ließe. Sie ließ sich von Balbi erklären, was ein Virtuose sey, und sagte: „Ei so muß ich ihn auch hören.“ Darauf lief sie vor Balbi in das Zimmer des Königs und sagte mit viel Höflichkeit: Myn Her, as gy so schön pypen können, wollen gy my wol ook wat vorpypen? — Der König wußte anfangs nicht, was die Frau wollte, als ihm aber Balbi die Veranlassung der Anrede französisch mitgetheilt hatte, lächelte er, ergriff seine Flöte und spielte so meisterhaft, daß die Frau voll Verwunderung dastand. Als er endlich zu ihrem großen Miß-

vergnügen aufhörte, rief sie aus: Wel myn Her, dat is war, gy könnuen schön pypen, en wel eenen Bazzen verdeenen, au will ick gy och eene Pasteet maken.

Im Jahre 1753 ließ der König an Errichtung neuer Manufakturen und Fabriken unausgesetzt arbeiten und so entstand eine Barchentmanufaktur zu Brandenburg, eine Seidenspinnerei zu Soldin, eine Färberei von ächt türkischem Garne in Berlin, eine Elfenbeinmanufaktur in Potsdam. Es wurde ein neuer Oderkanal angelegt und Befehl gegeben, die Uker schiffbar zu machen. Seine Absicht gieng dahin, nicht nur im Lande selbst alles verfertigen zu lassen, was das Land brauchte, sondern auch das Ausland zum Theil mit Waaren zu versorgen und durch Güte und Wohlfeilheit derselben den Ausländern den Vorsprung abzugewinnen. Er wollte auf diese Weise das, was dem Lande an Ausdehnung und Fruchtbarkeit abgieng, durch baaren Reichthum, Thätigkeit und starke Bevölkerung ersetzen. Eine Politik, die den damaligen Umständen angemessen war. Und in der That ward auch in kurzem das Land so bevölkert und durch die Fabriken aller Art so reich, daß der König in Absicht auf die Einkünfte als Macht vom zweiten, und in Absicht auf die Stärke seines Heeres als Macht vom ersten Range auftreten konnte. Die Anlegung der Zuckersiedereien nach Englischer Art, Ungarischer und Englischer Lederfabriken und Papiermühlen für hol-

ländisch feines Papier gehören in das Jahr 1754. In demselben Jahre wurde der Seidenbau noch weiter verbreitet und im Postwesen beträchtliche Verbesserungen gemacht. Auch auf die Verbesserung des Unterrichts in Dorfschulen ward Rücksicht genommen, wiewohl auch Friedrich das nicht that, was er für diesen allerwichtigsten Zweig der Staatswirthschaft hätte thun sollen. Er begriff noch nicht die Gefahr, in welche ein vernachlässigter Jugendunterricht den Staat in gewissen Zeitpunkten setzen kann. Freilich vermuthete man bis zur zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts nicht, was in der zweiten geschahe, und in sofern muß man dieses dem Könige nicht zu hoch anrechnen. Dagegen wurden unaufhörlich neue Kolonisten angesetzt und stark gebauet, wodurch das Geld in lebhaften Umlauf kam; vielleicht aber ward dadurch auch der erste Grund zum Holzmangel gelegt. Eine sehr löbliche Einrichtung war die Abschaffung aller unnützen Feiertage. Denn wenn gleich damals diese Schritte für gotteslästerlich gehalten wurden, so zeigte doch eine reifere Ueberlegung das Gegentheil und der König ließ sich durch das Geschrei der Unwissenden nicht in dem Wege aufhalten, den sein gesunder Verstand ihn gehen hieß.

Mit eben der Thätigkeit fuhr der König 1755. fort, an den angefangenen Verbesserungen zu arbeiten, vor allem lag ihm die Bevölkerung und das Fabrikwesen, die Finanzen und das Militär am Herzen. Auch das Justizfach ward

mit großer Sorgfalt behandelt. Er erlitt aber hierinne durch den Tod des Großkanzlers Cocceji einen bedeutenden Verlust, dessen Andenken er in seinen hinterlassenen Schriften auf eine sehr ausgezeichnete Weise erhalten hat.

Eilftes Kapitel.

Voltaires Verhältnisse mit dem Könige — der König ladet ihn mehrmals ein, in seine Dienste zu treten — was ihn endlich dazu bestimmt — er besitzt Friedrichs Freundschaft — sie wird unterbrochen — der König söhnt sich mit Voltaire aus — er wird aufs neue gegen ihn erbittert, und läßt ihn in Frankfurt arretiren. Bruchstücke aus des Königs Briefen an Voltaire.

Ehe wir von den politischen Verhältnissen und Handlungen Friedrichs bis zum siebenjährigen Kriege reden, müssen wir eines Mannes erwähnen, der in Friedrichs innerm Leben eine bedeutende Rolle gespielt, und Friedrich manche angenehme Stunde gemacht, aber auch sein Andenken am meisten befleckt hat, ich meine den berühmten französischen Schriftsteller Voltaire. Der König zog, wie bekannt, die französischen Gelehrten den deutschen besonders in seinen frühern Jahren weit vor, ja er hielt es für unmöglich, daß je die deutschen Schriftsteller die französischen erreichen könnten. Dem zufolge hatte er auch mehrere gelehrte Franzosen durch ansehnliche Gehalte an sich gezogen und die berühmte-

sten in seine Akademie versetzt. Unter allen aber schätzte er keinen höher als Voltaire; er knüpfte, wie oben gedacht, schon im Jahre 1736. einen Briefwechsel mit ihm an; vergaß darinne den Fürsten ganz und ertheilte ihm Lobsprüche, deren man sich ungern erinnert, weil sie wirklich alles erschöpfen, was sich zum übertriebensten Lobe eines Menschen sagen läßt und eines so geistreichen Mannes, wie Friedrich, unwürdig sind.

Voltaire, dem niemand den Ruhm eines überwiegenden Kopfes streitig machen wird, der aber auch einen Stolz besaß, wie wenige Sterbliche, fand an dem Weihrauch, den ihm Friedrich streuete, unaussprechlich viel Geschmack, weil der, welcher ihn streute, ein Prinz war, den sein Geschick zum König bestimmt hatte. Ob er gleich in seinem Herzen den deutschen Prinzen geringschätzte *), so vergalt er doch die ihm erwiesene Höflichkeit im reichsten Maaße und zwar so reichlich, daß er, der sich über jeden setzte, sich anstellte, als ob er von dem Prinzen noch lernen müßte. Der Kronprinz an seinem Theile fand sich sehr glücklich, daß Voltaire ihn achtete und ehrte, theilte ihm seine Gedichte und prosaische Arbeiten zur Durchsicht mit, unterhielt sich mit ihm bisweilen sehr freimüthig über poli=

*) Beweise davon finden sich in Voltaires Briefen an seine Freunde.

tische Umstände, und erklärte, nach welchen Grundsätzen er künftig zu regieren gedächte. Voltaire pries dieselben nach Verdienst und machte den Prinzen im Tone des freimüthigen und edeln Mannes auf manche wichtige Wahrheit für Regenten aufmerksam.

Friedrich hatte schon als Kronprinz gewünscht, diesen seinen geistreichen Freund, den er für sehr edel hielt, persönlich kennen zu lernen. Als er daher den Thron bestiegen hatte, meldete er ihm diese Begebenheit in schmeichelhaftern Ausdrücken, als irgend einem Regenten, und lud ihn zu einer Zusammenkunft nach Wesel ein. Voltaire erschien, und zeigte sich von einer so liebenswürdigen Seite, daß der König bei seiner Zurückkunft gegen seine Gesellschafter mit Entzücken von dieser Zusammenkunft sprach und nichts mehr wünschte, als diesen Mann zum täglichen Gesellschafter zu haben. Voltaire an seiner Seite empfand die Freude, einen König unter seine Freunde zählen zu dürfen, so hoch, daß er von dem Grunde derselben kein Geheimniß machte. Er pries seinen Bekannten den hohen Geist des neuen Königs, seinen Witz, seine Fertigkeit in der Französischen Sprache, seine trefflichen Grundsätze, sprach mit Dankbarkeit von dem Vertrauen, mit welchem ihn ein so vielversprechender Herr beehre und las zum Beweise die Briefe und Abhandlungen vor, welche Friedrich ihm geschickt hatte, ungeachtet ihm

beides unter dem Siegel der Verschwiegenheit anvertrauet worden war.

Der Französische Hof, welcher gemeiniglich in der Wahl seiner Staatsbedienten für auswärtige Angelegenheiten eine beßre Wahl bewies, als in der Wahl der Minister für die innern, benutzte das Vertrauen, welches Friedrich in Voltaire setzte, und sendete diesen an den König, als er seine Truppen zuerst nach Schlesien marschiren ließ, und man noch nicht recht wußte, was er im Sinne habe? um die wahren Absichten des Königs zu erforschen. Voltaire blieb nur drei Tage in Berlin, und es ist nicht zu glauben, daß ihm der König mehr gesagt haben werde, als er wissen sollte. Denn daß Verschwiegenheit nicht Voltaires vorzüglichste Eigenschaft sey, hatte der König bald bemerkt, wie aus einem Briefe des Königs *) vom 7. October 1740 erhellt, wo er sagt: Uebrigens bitte ich Sie, mich nicht gar zu sehr ins Publikum zu bringen; damit machen Sie mir kein Vergnügen und ohnedieß habe ich, wie Sie wissen, als ich Ihnen das Manuscript (vom Antimachiavell) schickte, unverbrüchliche Verschwiegenheit verlangt.

Auch nach dem ersten schlesischen Kriege ward Voltaire in politischen Absichten vom französischen Hofe gebraucht. Bei dieser Reise erhielt Voltaire, wie schon vorher mehrmals, die Einla-

*) Friedrichs hinterl. Werke Th. 9.

dung von dem Könige, an seinen Hof zu kommen und in seine Dienste zu treten. Er lehnte es aber immer ab, bald hielt er das Klima für zu rauh, bald zweifelte er an der Erlaubniß des Königs von Frankreich; eigentlich aber wohl, weil er glaubte, seine Freiheit und Bequemlichkeit am Hofe zu verlieren, da ihn seine Schriften ohnedieß in den Stand setzten, ganz seiner Neigung gemäß zu leben. So verzögerten sich diese Unterhandlungen bis zum Jahre 1750. Unter der Zeit war die Marquise von Chatelet, die sich sehr mit gelehrten Arbeiten beschäftigte und von Voltaire mit mehr als freundschaftlicher Zärtlichkeit geliebt wurde, gestorben; der König von Preußen hatte ihm als Beweis von dem milden Klima von Potsdam ein paar im Freien gezogne Früchte geschickt und so fieng er an in seinem Entschlusse zu schwanken. Er unterlag endlich der wiederholten königlichen Einladung durch einen Umstand ganz plötzlich, der nur bei ihm so schnell wirken konnte. Der König hatte nämlich in einem Briefe an den französischen Gelehrten d'Arnaud geschrieben: Er (d'Arnaud) sey im Aufgehen, Voltaire aber im Untergehen. Als man ihm diese Aeußerung hinterbrachte, sprang er mit seiner gewöhnlichen Lebhaftigkeit aus dem Bette, und rief wüthend: „Was! d'Arnaud im Aufgehen und ich im Untergehen. Wenn sich doch der König um seine Regierungsangelegenheiten bekümmerte und sichs nicht einfallen ließe, mich zu beurtheilen. Aber ich will abreisen,

und diesem Könige zeigen, daß ich noch nicht im Untergehen bin.“

Nachdem er sich vom Könige von Frankreich Erlaubniß zu dieser Reise ausgebeten, reisete er schnell nach Potsdam. Als er ankam, erzeigte ihm der König die Ehre, an seinen Wagen zu kommen, ihm heraus zuhelfen und ihn zu umarmen. Er führte ihn selbst in die für ihn bereiteten Zimmer, die an die königlichen stießen. Außer 4000 Thalern Reisegeld, die er schon erhalten, gab ihm der König jährlich 5000 Thaler Gehalt, nebst freier Tafel und Equipage und machte ihn zum Kammerherrn mit dem Orden des Verdienstes. Auch Voltaires Nichte, Madame Denis erhielt eine starke Pension. Jetzt diente Voltaires Umgang und Unterhaltung dem Könige statt aller übrigen; die gewöhnlichen Abendgesellschafter wurden sparsamer zur Abendtafel gezogen, einer theilte dem andern seine Arbeiten mit, und das war der Zeitpunkt, wo Friedrich in einem ausgedehnten Sinne Voltaires Freund war. Es ist gewiß, daß niemand den König genauer hat kennen lernen, als Voltaire.

Die genaue Freundschaft, welche zwischen diesen beiden ausgezeichneten Männern Statt fand, war, wie schon gedacht, den vormaligen Gesellschaftern des Königs nachtheilig, und es ist kein Wunder, wenn sie gegen ihn, als den Störer ihres bisherigen Glücks, einen Widerwillen faßten. Eben so gemäß war es Voltaires Charakter, das Vertrauen des Königs mit

niemand zu theilen. Es entspannen sich auch bald zwei Partheien, eine für, die andre gegen Voltaire. Jene gab der zurückgesetzten Schuld, daß sie Voltairen um die Gunst des Königs zu bringen suche; diese dem Begünstigten, daß er durch Spott und Bosheit die wohlgesinntesten Männer vom Könige entferne.

Dieser Streit, den beide Partheien vor den König brachten, um ihn für sich zu gewinnen, machte ihm bittre Unlust. Umsonst vermahnte er sie zum Frieden, der Krieg blieb. Namentlilch schienen es die beiden Häupter der Partheien, Voltaire und Maupertuis, ein berühmter Mathematiker, auf einen Kampf auf Leben und Tod angelegt zu haben. Zum Unglück für Voltaire ereignete sich ein Umstand, der ihn wenigstens in den Augen des großen Publikums von einer sehr schädlichen Seite darstellte, wenn er Grund hatte. Er, der stets auf Vergrößerung seines Vermögens bedacht war, hatte einem Berliner Juden, Namens Herscheld, 10,000 Thaler gegeben, um ihm dafür in Leipzig Steuerscheine einzukaufen, mit denen ein einträglicher Handel zu machen war. Zur Sicherheit für diese Summe erhielt er von dem Juden Diamanten, die einem Günstlinge Friedrichs, dem Obristen Chafat, gehörten, und, wie leicht zu denken, um ein leicht Geld versetzt waren. Als Voltaire erfuhr, wem diese Diamanten gehörten, schrieb er an den Juden nach Leipzig, und verbot ihm, für ihn zu kaufen. Der Jude kam zurück, machte Vol-

tairen eine starke Rechnung für seine Bemühungen und weigerte sich, die Diamanten zurück zu nehmen, mit dem Vorgeben, sie seyen vertauscht. Darüber klagte Voltaire und der Jude ward als Betrieger eingezogen.

Voltaires Feinde ergriffen diese Gelegenheit mit beiden Händen, beredeten den Juden zu einer Gegenklage und ließen den König bemerken, daß Voltaire nach seinem Eigennutze wohl eines solchen Betruges fähig sey und überhaupt das Vertrauen des Königs nicht verdiene, weil er über die Verse des Königs, die er ins Gesicht lobe, sehr beißende und spöttische Anmerkungen gegen seine Bekannten laufen lasse. Da der König eines wie das andre für möglich hielt, so ließ er Voltaire den Hof verbieten und ihm andeuten, daß seine Sache der Justiz überlassen werden sollte. In dieser Noth wendete sich Voltaire an seinen Feind Maupertuis, um den Kanzler Jarriges zu einem günstigen Urtheile zu vermögen. Allein Maupertuis schlug es ihm ab, und benutzte die Gelegenheit, den König für sich zu gewinnen. Der König war damals so aufgebracht gegen Voltairen, daß er ihn in 24 Stunden aus seinen Staaten verweisen wollte. Er wartete indessen auf d'Argets Vorstellung den Ausspruch der Richter ab, die ganz zu Voltaires Vortheil entschieden. Man trieb darauf den Juden zu einer Appellation, er war aber doch klug genug, den Vergleich anzunehmen,

den ihm Voltaire anbot, um aus der Sache zu kommen.

Seit der Zeit erhielt Voltaire die Gnade des Königs wieder, wenn auch nicht das vorige Vertrauen, aber in seinem Herzen lachte Haß gegen seine Feinde und gegen den König, der ihn seinen Zorn hatte fühlen lassen. Die Gelegenheit fand sich bald bei einem Streite zwischen Maupertuis und dem Könige über eine mathematische Aufgabe, wo Voltaire gegen Maupertuis schrieb und ihn so hart behandelte, daß dieser aus Verdruß krank wurde. Der König schien sich des letztern anzunehmen, und besuchte ihn; aber Voltaire machte ihn in seiner Schrift, das Grab der Sorbonne, aufs neue lächerlich. Kurz darauf erschien eine dritte sehr giftige Schrift gegen Maupertuis unter dem Namen Akakia, deren Druck der König, als Voltaire sie ihm vorlas, strenge verboten hatte. Die Bekanntmachung dieser Schrift erbitterte den König so sehr, daß er die ganze Auflage durch den Henker verbrennen ließ und die Asche dem kranken Maupertuis mit den Worten zuschickte: Das sey ein niederschlagendes Pulver für ihn. Der König ließ darauf Voltaire den Kammerherrn-Schlüssel und den Verdienstorden abfordern. Voltaire gab beides dem Bedienten ohne Weigerung und rief: Hier, mein Freund, befreie mich von diesen glänzenden Zeichen der Knechtschaft. Aber zu einer Entschuldigung bei Maupertuis konnte ihn der König nicht bringen. Die Antwort, die er dem

Abbé de Prades gab, der ihm den Antrag im Namen des Königs machte, war derber, als je eine, so derb, daß der König sich nicht ärgerte, sondern laut lachte.

Friedrich war allzusehr an den Umgang eines Mannes von Voltaires Geist gewöhnt, und fürchtete vielleicht die beredte Galle eines Mannes, dem er seine von dem gewöhnlichen Wege abweichenden Grundsätze und Empfindungen mitgetheilt hatte. Er schickte ihm die abgeforderten Ehrenzeichen zurück und berief ihn zu sich. Voltaire erschien, die berüchtigte Schrift in der Hand mit reuiger Miene. Er rief, Sire, hier ist die unglückliche Schrift, die mir die Freundschaft Ew. Majestät entzogen hat und warf sie ins Feuer. Der König sprang zum Kamin, um sie herauszuziehen; Voltaire schürte das Feuer zu, beide stritten sich lange, am Ende rettete der König die Schrift mit Verlust seiner Manschetten, worauf eine förmliche Aussöhnung Statt fand.

Beide trauten aber seitdem einander nicht mehr, und Voltaire dachte drauf, mit guter Art nach Frankreich zurück zu kehren. Der König wünschte vielleicht jetzt ebenfalls, ihn auf gute Art los zu werden. Indem beide daran dachten, ereignete sich eine neue Verdrießlichkeit, welche die Trennung beschleunigte. Der General Mannstein war mit der Russischen Geschichte beschäftigt, von welcher er einen Theil in französischer Sprache herauszugeben gesonnen war. Vol-

taire mußte diese Handschrift vor dem Drucke durchsehen und die Sprachfehler verbessern. Indem er gerade eines Tages mit Mannstein über dieser Arbeit war, schickte ihm der König einen Heft Gedichte ebenfalls zur Durchsicht. „Nun müssen wir abbrechen, sagte Voltaire, erst will ich des Königs schwarze Wäsche waschen, dann soll die Ihrige wieder dran kommen.“ Dieser Scherz ward dem Könige hinterbracht, und war ihm sehr ärgerlich. Kurz darauf bat Voltaire den König um die Erlaubniß, die Bäder von Plombieres zu besuchen und der König bewilligte sie ihm ohne Umstände. Kaum aber war Voltaire aus den Preußischen Gränzen, so erschien ein Sinngedicht auf den König und das bekannte Privatleben Friedrichs II., in welchem sehr schändliche Züge angeführt waren. Der König ließ ihn daher am 1. Januar zu Frankfurt am Mayn in Verhaft nehmen und von 12 Soldaten in seinem Quartiere Tag und Nacht bewachen, bis er den Orden, den Kammerherrnschlüssel und des Königs Gedichte ausgeliefert hatte. Als er die gesammten Kosten seiner Verhaftung bezahlt hatte, ward er freigelassen.

Und doch söhnten sich beide wieder aus. Allein es blieb ein Groll zurück, und es ist zu glauben, daß nur sehr wenige Menschen, nach dem, was zwischen ihnen vorgefallen war, noch einen fortdaurenden Briefwechsel unterhalten haben würden. Damit der Leser ohngefehr sehe, wie der König von dem Franzosen geurtheilt habe,

und daß besondere Umstände an dem fortgesetzten Briefwechsel Schuld gewesen seyn müssen, setzen wir hier einige Fragmente aus Friedrichs Briefen an Voltaire her.

Wilsdruf 1759.

(in Versen)

Wenn ich auch herzlich gern der Sarkasmen Bitterkeiten Dir verzeihe, so stell ich doch Petronen nie den weisen Dichtern gleich, die mir zur Seite gehen und mich im Kriege erheitern. Die Pfütze, in welche er seine freche Feder eingetaucht hat, bleibt mir ein Abscheu. —

Sie gehen mit mir und mit der ganzen Welt um, wie mit der Religion. Mit der einen Hand streicheln Sie, mit der andern kratzen Sie.

(Verse)

Wenn mich nicht alles triegt, so hast Du zwei Federn ganz entgegengesetzter Art. Die eine ist mit süßen Schmeicheleien angefüllt, die andre gleicht einem Rachschwert mit Galle aus der Hölle getränkt. Sie bohrt Wunden und dringt durch und durch. Wenn Maupertuis am Schnupfen starb und Basel ihn in die Gruft senkte, so zehrte Akakia ihn ab und brachte ihn in das Grab. Ich verlange nicht nach dem Glück, einen glänzenden Platz unter den Dichtern auf dem Parnaß zu erhalten. Diese Brut, die so gefährlich, so thöricht, so voll Bitterkeit ist, zergeißelt und zermartert sich aus bloßer Laune und ohne Grund. Du Voltaire bist das Oberhaupt

dieser Bande Zauberer. Gewähre mir denn Herr Orpheus nur diese kleine Gunst. Wenn mein Name sich in eine Deiner Schriften verirrt, so schreib ihn bei allen Heiligen nur mit der guten Feder.

Wilsdruf 1759.

Genießen Sie in Ihrer Einsiedeley den Frieden, und stören Sie die Asche großer Männer nicht mehr. Der Tod endige Ihren ungerechten Haß, und Maupertuis finde wenigstens im Grabe eine Freystatt. Denken Sie daran, daß Könige, wenn sie sich lange genug geschlagen haben, endlich Frieden machen. Sie steigen wohl in die Unterwelt, wie Orpheus, nicht, um die unsterbliche Emilie daraus zurück zu holen, sondern um noch an jenem Orte (vorausgesetzt, daß er existirt,) einen Mann zu verfolgen, dem Ihre heftige Erbitterung in dieser Welt keine Ruhe ließ. Geben Sie diesen Haß auf, der Sie entehrt, und Ihren Ruhm entstellt. Der beste Kopf in Frankreich sey auch der edelmüthigste Mann! Ich spreche im Namen der Tugend und der Pflicht mit Ihnen; seyn Sie nicht unempfindlich gegen diesen Zuruf. Ueben Sie die edlen Gesinnungen aus, die Sie in Ihren Versen mit so vieler Eleganz und Stärke sagen. Glauben Sie mir, ein Beyspiel von wirklichem Edelmuth wirkt mehr, als alle die schönen Lehren, mit denen die Tragödie prunkt. Der Gott der Philosophen flöße Ihnen mildere und gemä-

ßigtere Gesinnungen ein, und der Gott der Gesundheit erhalte Sie zum Schmuck der schönen Wissenschaften und des Parnasses.

Freyberg den 3ten April 1759.

Was macht Sie noch immer gegen Maupertuis so wüthend? Sie beschuldigen ihn, er habe mich verrathen? so muß ich Ihnen sagen, daß er mir meine Verse nach dem Tode wohl versiegelt hat zustellen lassen, und daß er nicht im Stande war, sich durch eine solche Indiscretion gegen mich zu vergehen. (Verse.) Laß doch endlich Maupertuis Schatten ruhen; die Wahrheit selber ist sein Schutz. Er war ein edler treuer Mann und möge Dir immer zum Muster dienen. Ja! Maupertuis verzieh Dir die schwarze niedrige Schmähschrift, die Du mit strafwürdiger Wuth in meinem eignen Hause niederschriebst. Welcher Wahnsinn hat Dich ergriffen; das große Genie, das ich einst mit Entzücken sah, hat sich durch Verleumdung entehrt, verfolgt selbst die Todten mit Wuth. So sammlet sich ein Schwarm von Raben um Gräber und verzehrt unter Lustgeschrei die Leichen. In dieser strafwürdigen Wuth erkenne ich auch nicht einen Zug mehr von dem Sänger Heinrichs. Ich schrieb ihm alle die Tugenden zu, mit denen er in jenem Gedichte prahlt. O wenn Dir noch Gefühl übrig blieb, so erröthe um Deiner eignen Ehre willen und seufze, daß Dein schwarzes Herz sich durch nichts bessern lassen will.) Sie

sprechen wieder von dem Frieden. Aber was für Bedingungen! gewiß haben die Leute, die sie vorschlagen, keine Lust dazu. Was für eine Logik! ich soll Kleve abtreten, weil es von Dummköpfen bewohnt ist! was würden Ihre Minister sagen, wenn jemand Champagne von Ihnen forderte, weil man zu sagen pflegt, neun und neunzig Schöpse und ein Champagner machen hundert Stück Vieh? Ach! weg mit allen den Projekten! wenn anders das französische Ministerium nicht von zehntausend Oestreichischen Teufeln besessen ist, so muß es Frieden machen. Bin ich doch ganz böse über Sie geworden! Nur durch Reue können Sie Vergebung von mir erhalten. Bis dahin überlasse ich Sie den Gewissensbissen, und den rächenden Furien, die jeden Verleumder verfolgen, bis jene natürliche Religion, die, Ihnen zufolge, den Menschen angebohren ist, die Spuren wieder erneuert, die sie ehemals in Ihr Herz gegraben hatte. Vale.

Zwölftes Kapitel.

Der König sieht den siebenjährigen Krieg vorher, seine politische Lage — er erfährt die geheimen Plane seiner Feinde — er fängt den Krieg an, indem er in Sachsen einrückt. Die Sächsische Armee erwartet in dem festen Lager bei Pirna die Ankunft der Oestreicher — der König schlägt die Oestreicher bei Lowositz. — Die Sachsen müssen sich ergeben. — Die Kapitulation. — Fast alle Europäische Mächte sind unwillig gegen den König.

Wir kommen jetzt zu dem glänzendsten und traurigsten Zeitraume in der Geschichte des Königs, nämlich zu dem siebenjährigen Kriege. Der Leser darf hier keine ausführliche Beschreibung desselben erwarten, da der Zweck dieser Anekdoten, wie schon oft gedacht, sich nur mit den interessantesten Parthien aus dem Leben des Königs, nicht aber mit einer Regierungs- oder Kriegsgeschichte Friedrichs beschäftigt. Die Geschichte dieses Krieges ist nur der Faden, an den sich die ausgehobnen Züge knüpfen, durch die wir den König in seiner Denk- und Handlungsweise kennen lernen. Wir lassen den König die Geschichte dieses Krieges selbst erzählen, und schalten das ein, was zu unserm Zwecke dienet, und fügen bei wichtigen Umständen die Bemerkungen der Gegenparthei hinzu.

„Der Dresdner Friede, schreibt Friedrich, hatte das Schicksal der meisten Verträge, welche zwischen Fürsten geschlossen werden; er hob die

Ausübung feindlicher Handlungen auf, entwurzelte aber den Keim der Zwietracht zwischen Oestreich und Preußen nicht. Oestreich konnte den Verlust Schlesiens nicht verschmerzen und arbeitete im Stillen an dessen Wiedereroberung dadurch, daß es alle Europäische Mächte vom Könige trennen wollte. Mit Frankreich ward der Anfang gemacht, die Treulosigkeit des Königs von Preußen lebendig dargestellt und wenn Ludwig XV. auch gerade nicht zum Kriege zu bewegen war, so erblickte man doch in der Ferne die Möglichkeit der Annäherung zwischen Oestreich und Frankreich. Dann wendete man sich in gleicher Absicht an Rußland, wo der König unter den Ministern heftige bestechbare Feinde hatte und brachte ebenfalls feindselige Gesinnungen gegen Preußen hervor, die besonders durch das nothgedrungene Bündniß zwischen Frankreich, Schweden und Preußen unterhalten wurde. Sachsen hielt Preußen für einen zu gefährlichen Nachbar, als daß es nicht an seiner Einschränkung hätte arbeiten sollen, und der damalige Minister Brühl war des Königs von Preußen persönlicher Feind."

„Dem Könige blieben diese Unterhandlungen gar nicht verborgen und dienten ihm zur sichern Leitung seiner Maaßregeln, die in dem Maaße dringend wurden, als der Russische Hof sich sichtbar auf die Oestreichische Seite neigte. Der schon im Jahre 1746 zwischen beiden Mächten geschloßne Vertrag, diente zum Beweise und

war der Grund, daß die Russischen Minister seitdem auf einen förmlichen Bruch mit Preußen bedacht war. Man hatte die Kaiserin Elisabeth beredet, daß der König eine Verschwörung gegen ihr Leben angesponnen hätte, um den Prinzen Iwan auf den Thron zu setzen. Dieß brachte sie zu einem unversöhnlichen Haß gegen den König und nährte den Wunsch, ihn dafür zu züchtigen. Daher wurde schon im Jahre 1753 bei einer geringfügigen Gelegenheit der Russische Gesandte von Petersburg abberufen. — In Schweden vernichtete die herrschende französische Parthei alle Bemühungen des Königs von Preußen, mit diesem Reiche in guten Vernehmen zu bleiben. Mit Dänemark bekam er Streit wegen einer Kleinigkeit wegen einer Rechtssache der Gräfin Bentink; mit Meklenburg wegen Werbungen, und mit England wegen unrechtmäßiger Kaperei.

„Indessen neigte sich England bald auf die Preußische Seite. Ihm stand wegen der, im Aachner Frieden schlecht bestimmten, Gränzen von Kanada, ein Krieg mit Frankreich bevor, bei dessen Ausbruch Frankreich sein Augenmerk vorzüglich auf Hannover gerichtet hatte. In diesem Falle war der König von Preußen für England ein gefährlicher oder nützlicher Nachbar. England bemühte sich also ernstlich um seine Freundschaft, und da er erfuhr, daß Rußland mit England im besten Vernehmen stehe, so nahm er den Antrag mit Freuden an, unterzeichnete am 16. Januar 1756. einen Defensivtraktat,

kraft dessen sich beide Mächte ihre Staaten garantirten und sich verpflichteten, keine fremden Truppen den deutschen Boden betreten zu lassen. Die Anträge Frankreichs zu Erneuerung des Bündnisses, welches mit dem Jahre 1756. zu Ende gieng, ward also zurück gewiesen. Gleich darauf schloß Frankreich und Oestreich ein Bündniß. Wider alles Erwarten trennte sich aber nun der Russische Hof aus Unwillen gegen den König von Preußen von England und trat auf die Oestreichische Seite. In Liefland wurden starke Lager errichtet, und 50,000 Mann Truppen zusammengezogen. Indessen erfuhr der König von Dresden aus, durch den verrätherischen Sekretair Menzel, den er in der Folge mit gebührender Verachtung behandelte, alle Plane Oestreichs und Rußlands, namentlich daß die letztere Macht zu einem Angriff gegen Preußen noch nicht hinlänglich gerüstet sey, und stellte daher der Russischen Armee nur ein schwaches Korps entgegen. Der Wiener Hof hingegen traf ernstlichere Anstalten, legte Magazine an, zog das Geschütz zusammen, stellte zwei Armeen auf, die eine bei Königingrätz, unter Piccolomini, die andere bei Prag unter Browne, mit dem Vorsatz, den König plötzlich anzugreifen. Bei diesen Nachrichten verlangte der König vom Wienerhofe eine aufrichtige Erklärung über die Absicht dieser Zurüstungen, erhielt aber eine unbestimmte Antwort, und es ist sehr wahrscheinlich, daß der Oestreichische Hof ihn nicht in die-

sem Jahre, sondern erst im folgenden anzugreifen Willens war, wo Rußland seine Zurüstungen vollendet haben mußte. Ueberdieß suchte man es dahin zu bringen, daß auf den gereizten König die Last des ersten Angriffs fiel." —

„Der König konnte nicht lange zweifelhaft seyn, ob er seinen Feinden Zeit zur völligen Zurüstung lassen, oder sie noch unvorbereitet angreifen sollte? Er wählte das letztere, theils weil er dann weniger Streiter gegen sich hatte, theils auch, weil er wenigstens eine Zeitlang den Krieg in Feindeslande führen konnte. Ohne sich also an die Beschuldigungen zu kehren, als angreifender Theil zu erscheinen, ließ er dem Wiener Hofe anzeigen, daß er dessen Antwort für eine Kriegserklärung ansehe, und zog zwei Armeen zusammen, eine gegen Piccolomini, die andre gegen Browne und die Sachsen. Seine Absicht war, die Armee gegen Sachsen selbst anzuführen, und sie entweder in ihren Quartieren zu zerstreuen, oder ihnen, im Fall sie versammelt wären, eine Schlacht zu liefern und dann nach Böhmen vorzudringen.

„Nachdem der König mit Gewißheit erfahren hatte, daß die Sachsen gesonnen wären, sich bis zur Ankunft der Oestreicher in einer von Natur fast unüberwindlichen Stellung bei Pirna zu halten, theilte er sein Heer in drei Haufen, die sich in verschiednen Richtungen nach Pirna bewegten. Die erste unter dem Prinzen Ferdinand von Braunschweig, die von Magdeburg kam,

rückte über Leipzig, Borna, Chemniz, Freiberg und Dippoldiswalde. Die zweite Kolonne, welche der König kommandirte, zog über Pretsch und eine Abtheilung derselben unter dem Prinzen Moriz von Dessau über Wittenberg. Diese beiden Abtheilungen vereinigten sich bei Torgau, giengen über die Elbe und rückten über Strehla und Lommatzsch nach Wilsdruf und gleich darauf nach Dresden, das ohne Besatzung war. Der König ließ die zurückgebliebene Königin von Polen begrüßen und empfahl seinen Soldaten gute Mannszucht, die auch beobachtet wurde.

„Gleich am folgenden Tage rückte die Preußische Armee gegen Pirna vor und lagerte sich zwischen der Elbe Sadelitz und Zehist. Die dritte Kolonne, unter dem Prinzen von Bevern, gieng durch die Lausitz über Bautzen und Stolpen nach Böhmen zu. Auf diese Weise waren die 17,000 Mann starken Sachsen auf allen Seiten eingeschlossen, und erduldeten mit der größten Beharrlichkeit, daß man sie aushungerte. Man nahm nun seine Zuflucht zu Unterhandlungen und Vorschlägen, um Zeit zu gewinnen; alle aber wurden vom Könige verworfen. Darüber führte nun als über eine unverdiente Behandlung Sachsen die bittersten Klagen. Da dieser Umstand leicht Glauben finden und den König in einem sehr schändlichen Lichte darstellen konnte, so war er seinerseits auf eine Rechtfertigung bedacht.

„In dieser Absicht hielt er es für nothwendig, sich die Originaldokumente von allen bishe-

rigen Unterhandlungen zwischen Wien und Petersburg zu verschaffen, die sich im Dresdner Archive befanden und eben nach Polen geschickt werden sollten. Die Königin von Polen setzte sich zwar der Eröffnung des Archivs entgegen; man machte ihr aber begreiflich, daß eine unumgängliche Nothwendigkeit es erforderte und nahm also heraus, was man brauchte. Aus diesen Dokumenten wurde die bekannte Schrift: „Gründliche Nachricht von den gefährlichen Absichten der Höfe zu Wien und Dresden mit Belegen und Urkunden verfertigt und gedruckt.“

„Mittlerweile war man bemüht, die Sachsen in ihrem festen Lager durch Hunger zur Uebergabe zu nöthigen, oder sie aufzureiben. Denn gegen jeden andern Angrif sicherte es seine treffliche Lage des Platzes, auf dem sie standen. An der Morgenseite floß die Elbe in den Felsen gedrängt sehr schnell; der rechte Flügel der Sachsen lehnte sich an die Festung Sonnenstein unfern der Elbe. Am Fuße der Felsen im Thale lag die Stadt Pirna, deren Vorderseite gen Mitternacht sich bis an den Kahlenberg ausdehnt. Dieser Berg bildete gleichsam die Bastei einer Luetine, um welche ein 60 — 80 Fuß tiefer Graben lief, der sich um das ganze Lager zog und am Fuße des Königsteins endigte. Vom Kahlenberge, welcher eine Art Winkel macht, erstreckt sich gegen die Abendseite eine Reihe von Felsen, deren Gipfel von den Sachsen besetzt war, bis an die Ufer der Elbe bei dem Königstein. Alle

Zugänge waren von den Sachsen durch Verhaue gedeckt.

„Da der König wußte, daß die Sachsen nur auf höchstens zwei Monate Vorrath hatten, so theilte er sein ganzes Heer in zwei Theile. Eins schnitt den Sachsen alle Zufuhr ab, das andre marschirte, als Observationsarmee, gegen Browne nach Böhmen. Der Feldmarschall Keith kommandirte es. In dieser Lage blieben die Armeen bis Ende Septembers. Die Lebensmittel wurden im Lager der Sachsen täglich seltner und der König von Polen konnte nur durch enge Fußsteige mit vieler Beschwerde Briefe nach Wien und an Browne befördern. Da dieser nun vorrückte, so hielt es der König für nöthig, sich in Person zu Keiths Armee zu begeben, die in der Gegend von Aussig stand. Als er im Lager ankam, erfuhr er, daß Browne im Begriff sey, bey Budin über die Eger zu gehen, er rückte ihm also entgegen. Bei dem Städtchen Lowositz trafen beide Armeen auf einander, es fiel eine blutige Schlacht vor am 1. Oktober 1756, in welcher die Preußen Sieger blieben und deren Verlust den Feldmarschall Browne nach Budin zurücknöthigte. *) Seitdem blieb die Preußische Armee in Böhmen bloß zur Beobachtung, und der

*) Das nähere von den Angriffen in der Schlacht bei Lowositz s. Th. 2. der Geschichte p. 5.

König begab sich wieder zur Blockade des Sächsischen Lagers.

„Die Schlacht bei Lowositz, welche den Sachsen die Oestreichische Hülfe abschnitt, machte auf den Sächsischen Hof tiefen Eindruck und brachte bei den Generalen im Lager den Wunsch hervor, sich herauszuziehen. Sie verließen also ihre Stellung und giengen über die Elbe; die Preußen rückten ihnen nach und besetzten das verlassene Lager. Die Sachsen mußten fast alle Kanonen und das Gepäck zurücklassen, weil die Wege durch anhaltenden Regen unbrauchbar geworden waren; die Preußen beschossen noch den Nachtrab und machten viele Gefangene. Und nun konnten die Sachsen weder vorwärts noch rückwärts; vorn und hinter ihnen stand die Preußische Armee, die Lebensmittel waren aufgezehrt und die ganze Armee ermattet. Browne hatte sich zwar wieder dem Sächsischen Lager am Lilienstein genähert, aber er sahe bald, daß er nichts ausrichten würde. Es blieb also den Sachsen nichts übrig, als eine Kapitulation. Der König von Polen bestand lange drauf, daß seine Armee sich durchschlagen sollte und wollte von keiner Kapitulation hören; als man ihm aber die gänzliche Unmöglichkeit einer solchen Unternehmung vorstellte, gab er endlich seine Einwilligung.

„Der Graf Rutowsky schloß die Kapitulation, kraft deren sich das ganze Korps kriegsgefangen ergab und die Offiziers auf ihr Ehrenwort versprachen, nicht gegen Preußen zu dienen.

Um einen besiegten Feind nicht noch mehr zu demüthigen, ließ der König von Preußen August die Fahnen, Standarten und Pauken seiner Truppen wiedergeben und bewilligte der Festung Königstein, wo August sich befand, die Neutralität. Ueberdieß ward dem Könige von Polen der freie Abzug nach Polen für seine Person verstattet und die Aufmerksamkeit für ihn so weit getrieben, daß man auf seinem Wege alle Preußische Truppen zurückzog, deren Anblick ihm hätte unangenehm seyn können.

(In welcher Stimmung sich übrigens damals Friedrich gegen den König von Polen befand, erhellet aus der Kapitulation für die eingeschloßnen Truppen. Wir geben hier die Hauptpunkte derselben mit der Beantwortung Friedrichs: *) 1) Die Sächsische Armee übergiebt sich, wie sie auf dem Posten Ebenheid steht, an Ihro Preußische Majestät kriegsgefangen. Antwort. Wenn der König von Polen mir sie überlassen will, so braucht sie nicht kriegsgefangen zu seyn. 2) Alle Offiziers und Gemeine behalten ihr Gepäcke. Antw. Alles, was man von ihrem Gepäcke erhalten und wiederfinden kann, soll ihnen zurückgegeben werden. 3) Ihro Majestät geruhen, die Truppen mit Lebensmitteln versorgen zu lassen. Antw. Ja, lieber heute als morgen." — 4) Alle Offiziers und Gene-

*) Fischers Gesch. Fr. II. Th. I. p. 450.

rals versprechen auf ihr Ehrenwort, nicht gegen Preußen zu dienen und können sich in und außer Sachsen aufhalten. Antw. Die, welche in meine Dienste treten wollen, müssen hiezu gleich jezt Freiheit haben. 5) Die Leibgarde und Leib=grenadiere sind von dieser Uebergabe frei. Antw. Man kann keine Befreiung ertheilen, besonders da man weis, daß der König seinen Sachsen Befehl gegeben, sich mit den Russen in Polen zu vereinigen. Man müßte ein Thor seyn, wenn man Truppen loßgeben wollte, die man in seiner Gewalt hat, um sie noch einmal zu schla=gen oder gefangen zu nehmen. — 6) Generals und Offiziers behalten ihre Degen, dahingegen das Ober= und Untergewehr und Lederwerk von Unteroffiziers und Gemeinen samt den Pauken, Standarten und Fahnen nach dem Königstein gebracht wird. Antw. Pauken, Standarten und Fahnen mögen nach Königstein kommen aber nicht die Regimentsstücke, nicht Pulver, Blei und Zelter. Die Offiziers behalten ihre Degen, und ich hoffe, daß die, welche es gut meynen, sich derselben zu meinem Dienste bedie=nen werden. 7) Kein Gemeiner soll wider sei=nen Willen genöthigt werden, Preußische Dienste zu nehmen, dagegen wird der König von Polen keinen Anstand nehmen, Generals und Offiziers den verlangten Abschied zu geben. Antw. Dar=um hat sich niemand zu bekümmern. Man wird keinen General zwingen, wider seinen Willen zu dienen. Das ist genug. 8) Es sind die nöthi=

gen Finanzquellen und Kassen anzuweisen, woraus die Armee monatlich ihren Sold empfångt. Antw. Es ist sehr billig, daß die bezahlt werden, welche Dienste thun. Das wird aus den zuverlåssigsten Einnahmen der Brandschatzung geschehen. Die Generals wird man als Leute behandeln, die mit Ehre gedient haben, ihre Bezahlung wird sich leicht ausmitteln lassen."
9) Ihro Majeståt von Preußen geruhen die Verpflegung und Einquartierung såmtlicher Truppen zu übernehmen. Antw. Die Unterhaltung der Armee nehme ich über mich und sie wird auf den Fuß meiner Armee bezahlt werden.)

„Die Såchsische Armee, welche sich gefangen gab, erzählt der König weiter, war 17,000 Mann stark und die Artillerie belief sich auf mehr als 80 Kanonen. Aus den Såchsischen Truppen wurden 20 Bataillons Infanterie errichtet, die bloß Preußische Offiziers bekamen. Allein sie leisteten ihm schlechte Dienste. *) Darauf zog der König seine beiden Armeen aus Böhmen zurück und verlegte sie in die Winterquartiere nach Chemnitz, Zwickau, Freiberg, Dippoldiswalda, Seida, Frauenstein, Gießhübel, Bischoffswerda, Bauzen, Zittau, Görlitz und Lauban. Andere Korps deckten Ober- und Niederschlesien."

*) Sie giengen gröstentheils durch, Regimenterweise entweder nach Polen oder zur französischen Armee.

„Ueber diesen Einfall in Sachsen führten mehrere Europäische Höfe laute Beschwerden; ganz Europa war darüber aufgebracht, besonders aber Frankreich dessen Dauphin eine Sächsische Prinzessin zur Gemalin hatte. Frankreich erklärte, daß es die Unternehmung des Königs von Preußen, als einen Bruch des westphälischen Friedens, den es garantirt hatte, ansehe, und beschloß für den Feldzug von 1757. 100,000 Mann über den Rhein gehen zu lassen. Schweden, als Mitgarant des westphälischen Friedens, erklärte sich gleichfalls auf Frankreichs Anregung gegen Preußen, und Rußland fand sich wegen seiner genauen Verbindung mit Sachsen und Oestreich durch den König beleidigt. Der ganze Reichstag ward durch Oestreichs und Frankreichs Vorstellungen dahin vermocht, sich öffentlich gegen den König zu erklären. Man beschloß eine Reichsexecutionsarmee zu errichten, welche zur Bestrafung des Königs, gerade in die Mark Brandenburg rücken sollte. Die Reichsachtserklärung unterblieb zwar vor der Hand, aus Besorgniß, daß der König sich gänzlich von Deutschland absondern möchte; allein die Schriften des Reichstags waren desto bittrer. Der König ließ daher durch seinen Gesandten in Regensburg einem gleichen Ton annehmen. Die Erbitterung der Gegner stieg dadurch noch höher und es würde zu äußerst gefährlichen Erklärungen gekommen seyn, wenn nicht der König dem Oestreichischen Hofe vorgestellt hätte, daß man das

bessere Theil erwählte, wenn man die Streitigkeiten ohne gegenseitige bittre Ausdrücke mit dem Degen ausmachte.“

„Während dieser Streitigkeiten und Vorbereitungen zum Kriege befand sich der König in Dresden und war auf alle Schritte des Sächsischen Hofes, dessen Unwillen er durch die Kapitulation der gefangnen Armee noch mehr gereizt hatte, aufmerksam. Und da fand er Gelegenheit, sich zu überzeugen, daß derselbe lieber alles wagen, als die erlittne Demüthigung geduldig zu ertragen entschlossen sey. Die Sächsischen Truppen, welche gewaltsamer Weise zum Preußischen Dienste gezwungen worden waren, wurden auf die Unregelmäßigkeit eines solchen Verfahrens aufmerksam gemacht und verließen haufenweise die Preußischen Dienste; die Offiziers wurden ihres gegebnen Ehrenwortes entbunden und die Verhandlungen mit Oestreich eifriger als je betrieben. Unterdessen beunruhigten die Oestreicher die Preußischen Truppen in der Lausitz den ganzen Winter über, störten ihre Erholung wenigstens, wenn sie auch keine großen Vortheile über sie erfochten, und nöthigten den König, Verstärkungen aus Pommern herbeizuziehen.

Dreizehntes Kapitel.

Feldzug von 1757. Der König rückt in Böhmen ein — Schlacht bei Prag — Belagerung dieser Stadt. Schlacht bei Kollin — Brief des Königs an Lord Marschall. — Der König muß sich aus Böhmen zurückziehen — Mißverständniß zwischen ihm und dem Prinzen von Preußen — Bericht des Prinzen davon — mißliche Lage des Königs. Schlacht bei Roßbach — und bei Leuthen — Breslau und Liegnitz ergeben sich.

„Im Februar reiste der König nach Schlesien, wo er sich mit dem Marschall von Schwerin über den Plan des nächsten Feldzugs besprach, der im Wesentlichen dahin gieng, daß vier Korps, 1) das unter dem Prinzen Moriz bei Zwickau, 2) das unter dem Könige bei Dresden, Pirna ꝛc. 3) das unter dem Prinzen von Bevern bei Zittau und 4) das unter Schwerin bei Glaz und Landshut in vier verschiednen Richtungen in Böhmen eindringen und sich bey Prag vereinigen sollten. Auf diese Weise wollte man sich vorerst der Hauptstadt Böhmens bemächtigen und die entgegen kommenden Feinde einzeln oder vereinigt schlagen. Um diesen angreifenden Plan geheim zu halten, stellte sich der König an, als ob er bloß an seine Vertheidigung denke, ließ Dresden befestigen, in der Nähe verschiedne Läger abste=

cken und machte nur einige leichte Streifereien nach Böhmen.

„Die vier genannten Korps der Preußen setzten sich vom 20. April an bis zum 24., nach Maaßgabe der Entfernung oder andrer Umstände, früher oder später in Bewegung. Der Prinz Moritz rückte über den Bosberg nach Kommotau und Brix und der König über Nöllendorf und Aussig nach Tinai, wo er sich mit dem Prinzen Moritz vereinigte. Von da zog man mit geringem Widerstand gegen Budin, wo Browne stand, rückte am 25. April über die Eger ein paar Stunden unterwärts, und fieng an, Browne zu umgehen, der sich darauf nach Welwarn zurückzog und den Preußen drei wohlgefüllte Magazine in Martinowa, Budin und Karbatiz überließ. So wie ihm der König nachrückte, zog er sich gegen Prag; am 2. Mai gieng er durch diese Stadt und lagerte sich am jenseitigen Ufer der Mulda, worauf die Preußen die Stadt diesseits einschlossen.

Der Herzog von Bevern drang ohngefehr zu gleicher Zeit in Böhmen ein, rückte auf Krottau und Machendorf, schlug ein Oestreichisches Korps von 28,000 Mann bei Reichenberg und rückte bis gegen Jungbunzlau. Hier stieß Schwerin zu ihm, der über Schatzlar und die anliegenden Gebirge eingedrungen war; diese verbundne Armee trieb den Grafen Königseck ebenfalls gegen Prag, gieng über die Elbe und lagerte sich anderthalb Meilen von Prag.

„Auf diese Nachricht erhielt der Feldmarschall Daun, der an des verstorbenen Pikkolomini Stelle das Kommando erhalten hatte, den Befehl, seine Truppen zusammen zu ziehen und sich bei Prag mit Browne zu vereinigen. Sobald als dem Könige dieser Befehl zukam, beschloß er ohne Verzug, Browne anzugreifen. Er ließ daher eine Brücke über die Mulda schlagen und gieng am 5. Mai mit dem größten Theile seiner Armee über den Fluß. Am 6. Mai ganz früh stieß Schwerin zu ihm und nun begann der König ungeachtet der schwierigen Stellung des Feindes den Angriff. Er gewann, wie bekannt, diese Schlacht bei Prag mit großer Mühe und beträchtlichem Verluste. Sie dauerte von 9 Uhr des Morgens bis 8 Uhr Abends und ist mit deßwegen berühmt, weil der berühmte Feldmarschall Schwerin, der die weichende Infanterie mit einer Fahne in der Hand wieder ins Treffen führen wollte, an der Spitze der Truppen von 4 Kartetschenkugeln dodt niedergestreckt wurde.*) Die

*) Der sehr wohl unterrichtete Verfasser der Charakteristik der wichtigsten Ereignisse des siebenjährigen Krieges erzählt, daß der Feldmarschall Schwerin den König dringend gebeten habe, die Schlacht bis zum nächsten Tage zu verschieben, um sich erst mit dem Terrain bekannt zu machen, daß aber der König geantwortet habe: Es ist schlechterdings nothwendig, den Feind heute noch anzugreifen. Frische Fische, gute Fische. Er behauptet ferner, daß durch diesen Aufschub sehr viel Blut habe erspart werden können.

Oestreicher verloren 24,000 Mann. Die Preußen 18,000. Der Tod des Feldmarschalls Schwerin, sagt der König, war allein mehr als 10,000 Mann werth und machte die Lorbeeren des Siegs verwelken, der durch ein zu kostbares Blut erkauft war. An diesem Tage fielen die Säulen der Preußischen Infanterie; Fouquet und Winterfeld wurden gefährlich verwundet; ihr Leben verloren Hautcharmoy, Golz, Prinz von Hollstein, Mannstein, Anhalt und eine Menge tapfrer Offiziere und alter Soldaten, welche in dem Laufe eines blutigen und grausamen Krieges nicht ersetzt werden konnten. Am folgenden Tage forderte der König die Stadt Prag zur Uebergabe auf, und erfuhr mit Gewißheit, daß sich die aus der Schlacht entkommenen 40,000 Mann hinein geworfen hätten. Wenn auch Prag an sich keine starke Vestung genennt zu werden verdient, so war doch der Angriff auf sie wegen der starken Besatzung und der Schwäche der Preußischen Armee ein unmögliches Unternehmen. Der König begnügte sich also, die Stadt einzuschließen und die Besatzung durch Hunger zur Uebergabe zu zwingen. Während diesen Vorkehrungen rückte Daun zum Entsatz heran, und zog die zerstreuten Reste der Prager Bataille an sich. Die gegen ihn ausgeschickten Preußischen Korps, die nie sehr stark waren, konnten ihm keinen Abbruch thun, dagegen halfen aber auch den Belagerten ihre wiederholten Ausfälle nichts. Die Bomben richteten in der

Stadt

Stadt beträchtliche Verheerungen an, und die Lebensmittel fiengen an seltner zu werden, so daß man gewiß seyn konnte, der Hunger werde endlich die Belagerten nöthigen, sich zu ergeben, oder den Prinz Karl veranlassen, einen Durchbruch zu versuchen, welcher ihm nothwendig mißlingen mußte. —

„Daun hatte sich unterdessen bei Habern bis auf 60,000 Mann verstärkt, und war im Begriff, die Stadt Prag alles Ernstes zu entsetzen. Der König fand daher nöthig, den Herzog von Bevern, der bei Kuttenberg stand, mit so viel Mannschaft, als er entbehren konnte, zu unterstützen, und sich in Person zu dessen Heere zu begeben. Unterwegs kam ihm schon der Herzog von Bevern bey Kauerzim entgegen, weil er von Daun und Nadasti überflügelt zu werden fürchtete; am folgenden Tage rückte Daun gegen die Preußen an, und es war wahrscheinlich, daß er Lust hatte zu schlagen. Er wählte seine Stellungen so gut, daß der König wenig Hoffnung hatte, ihn mit Vortheil anzugreifen, wodurch die Lage der nicht zahlreichen Preußischen Armee äußerst mißlich wurde. Der König sollte mit derselben, seine Magazine in Brandeis und Niemburg decken, sich gegen Prag den Rücken frey halten, und Daun verhindern, den Belagerten Hülfe zu leisten, mit einer Armee, die nur halb so stark war, als die Daunische. Eine Schlacht war unvermeidlich und durfte nicht lange verschoben werden, es kam also nur darauf an, ob man selbst angreife oder

sich angreifen lassen wollte? Der König wählte, nach einer Gewohnheit, von welcher er selten abgieng, das erstere. Am 18ten sehr früh brach die Preußische Armee gegen Kollin auf, wohin sich Daun längst dem Gipfel der Berge gezogen hatte. Nachdem der König die Schlachtordnung des Feindes rekognoscirt hatte, beschloß er den rechten Flügel desselben, der auf einer Anhöhe stand, und so angelehnt war, daß man Daun in den Rücken und in die Seite zu kommen hoffen konnte, anzugreifen. Während dieses Angriffs sollte der rechte Flügel der Preußen nicht über die Kolliner Heerstraße hinausrücken, weil gegen ihn über die Oestreicher auf einem unzugänglichen Boden standen. Ziethen ward gegen das Korps des Nadasti beordert, damit die Operation der Preußischen Infanterie nicht gestört würde. Die übrige Kavallerie stand als Rückhalt hinter dem Treffen. Anfangs gieng alles gut. Ziethen warf das Nadastische Korps. Hülsen, der den Vortrab der Preußischen Infanterie kommandirte, eroberte das Dorf, an welches sich die Oestreicher lehnten. Aber nun fanden schon Fehler Statt. Der Prinz Moritz stellte den Theil seiner Armee, den er kommandirte, wider Ordre bloß: Mannstein machte auf dem rechten Flügel eine Panduren-Jagd wider Ordre und rückte viel zu weit vor. So entstanden überall Lücken, die Ordnung des Königs war zerstört, und er war nicht im Stande die Lücken auszufüllen. Die Oestreicher, besonders die Sächsischen Regi-

menter drangen in dieselben, und richteten eine große Verwüstung an. Die Preußen thaten alles, was brave Truppen nur thun konnten, sie waren an manchen Stellen glücklich, aber sie mußten sich des Abends doch zurückziehen. Diese Schlacht kostete dem Könige 8000 Mann seiner besten Infanterie."

(Der König scheint den Verlust dieser Schlacht gänzlich den Fehlern seiner Generale beizumessen, und doch lag wahrscheinlich auch ein Theil davon an ihm, vielleicht an der üblen Laune, die an diesem Tage bei ihm herrschte. *) Fürs erste verfolgte er seinen Zweck, den rechten Flügel des Feindes zu umgehen, nicht beharrlich genug; er ließ Halt machen und gab Daun Muße, den gefährdeten Punkt zu verstärken, worüber sich alle Generals verwunderten. Der Fürst Moritz bat den König, den Marsch der Kolonnen fortsetzen zu lassen, damit der Feind keine Zeit gewänne. Allein der König verwarf diese Vorstellung in sehr bittern Ausdrücken. Bald darauf gab er Befehl, daß die, gegen den rechten Flügel aufmarschirte, Infanterie auf der Stelle, wo sie Halt gemacht, angreifen sollte und wo der Feind eine fast unangreifbare Stellung hatte. Der Fürst Moritz setzte sich aufs neue gegen diese Anordnung und sagte: „Ohne meine Pflicht zu verletzen, und die schwerste Verantwortung

*) Charakteristik d. wicht. Er. d. f. K. I. Th. p. 124 sq.

auf mich zu laden, ists mir nicht möglich, diesen Befehl auszuführen. Ich bitte Ew. Maj. nochmals, die Kolonnen weiter fortziehen zu lassen, um zu ihrem eigentlichen Ziele zu gelangen." Ueber diese wiederholte Vorstellung gerieth Friedrich in den heftigsten Zorn; er ritt mit entblößtem Degen an den Fürsten und fragte ihn, ob er gehorchen wolle oder nicht? Und nun gehorchte der Fürst zu Friedrichs Unglück. Dieser Fehler in der Disposition ungeachtet hätte die fast übermenschliche Tapferkeit und Aufopferung der Preußen die Schlacht beinahe gewonnen; Daun hatte bereits einen mit Bleistift geschriebenen Zettel, daß der Rückzug nach Suchdal gehen sollte, an die Generals geschickt. Zum Unglück für den König und zum Ruhme Dauns hielt der Obristlieutenant Benkendorf Dauns Zettel auf, weil er bemerkte, daß die Preußen matt wurden. Gleich darauf begieng Mannstein den erwähnten Fehler und nun ward die Unordnung allgemein. Ein neuer Beweis, daß der Gewinn einer Schlacht oft von einem ganz unbedeutenden Umstande, oder Fehler abhängt und daß unter allen Beweisen für menschlichen Ruhm die Beweise für den kriegerischen am schwankendsten sind. Lange konnte der König sich nicht an die Vorstellung gewöhnen, das Schlachtfeld als Besiegter zu verlassen, lange unterstützte ihn die Infanterie durch eine eiserne Beharrlichkeit. Aber endlich ward der Soldat muthlos und verdrießlich; die Kavallerie weigerte sich zuerst, wieder

vorzurücken, dann auch die Infanterie. Ganz zuletzt versuchte der König noch einmal persönlich die Eroberung einer Batterie vorzunehmen, vielleicht um durch einen glücklichen Erfolg die Fliehenden nach sich zu ziehen. Er ließ einige Fahnen zusammen bringen, sammelte ungefähr 40 Mann hinter sich, und ritt auf die Batterie loß. Da aber seine Leute durch die Kanonenkugeln berührt wurden, blieben sie zurück, während daß der König ganz gelassen und allein fortritt. Endlich rief ihm der Major le Grand zu: „Sire, wollen Sie denn die Batterie allein erobern? Darauf hielt er sein Pferd stillschweigend an, betrachtete die Batterie durch sein Fernglas und ritt langsam fort.

Uebrigens wirkte diese verlorne Schlacht sehr nachtheilig auf die Stimmung der Preußischen Armee. Ein großer Theil der Offiziere war unwillig gegen den König, als ob er seine Leute unnütz aufgeopfert und guten Rath nicht angenommen hätte, und der gemeine Mann, der sich bisher gegen die Oestreicher für unüberwindlich gehalten, ward muthlos. Der Prinz von Preußen äußerte laut seine Klagen über die unzeitige Beharrlichkeit seines königlichen Bruders, und zog sich dadurch den Unwillen desselben zu, der in der Folge noch verstärkt wurde und bis an den Tod des erstern dauerte. Der König hob die Belagerung von Prag auf und gieng für seine Person mit seinen Gardes du Corps nach Meinburg, wohin ihm die geschlagene Armee zu fol-

gen Befehl erhielt. Der Verlust dieser Schlacht, deren Folgen sich ihm jezt deutlicher als vorher zeigten, versetzten ihn in eine sehr düstre Stimmung. Auf einer Brunnenröhre in Meinburg sitzend, überdachte er sein Schicksal. Indessen gehörte er glücklicher Weise nicht unter diejenigen, die lange über einem erlittnen Unfall in Unthätigkeit brüten, sondern unter die an Hülfsmitteln reichen Köpfe, die bald nach der ersten Empfindung des Schmerzens bemerken, wie ihre dermalige Lage zu nutzen sey?

Den 3. Tag nach der Schlacht bei Kollin schrieb er an den Lord Marschall, nach Neuschatel, folgenden Brief:

„Die kaiserlichen Grenadiers sind vortreffliche „Leute. Hundert Kompagnien vertheidigten eine „Anhöhe, die meine beste Infanterie nicht ein„nehmen konnte. Ferdinand, der sie anführte, „griff siebenmal an, aber vergebens. Das erste„mal bemächtigte er sich einer Batterie, die er „nicht behaupten konnte. Die Feinde hatten „den Vortheil einer zahlreichen und wohlbedien„ten Artillerie, die Lichtensteinen Ehre macht, „die preußische allein kann ihr den Rang abstrei„ten. Ich hatte zu wenig Infanterie. Meine „ganze Reiterey war zugegen und stand müßig, „einen einzigen Angriff ausgenommen, den ich „mit den Kürassiers und einigen Kanonen mach„te. Ferdinand rückte an, ohne zu feuern. De„sto weniger sparten die Feinde ihr Feuer. Sie „hatten zwei Anhöhen, zwei Verschanzungen

„und eine erstaunliche Artillerie bey sich. Eini„ge Regimenter von mir wurden zusammen ge„schossen. Prinz Heinrich that Wunder. Ich „zitterte für meine würdigen Brüder. Sie sind „zu kühn. In Wahrheit ich muß mehr Infan„terie haben. Das Glück, mein lieber Lord, „flößt uns oft ein schädliches Vertrauen ein. „Drei und zwanzig Bataillons waren nicht hin„reichend, 60,000 Mann aus einem vortheilhaf„ten Posten heraus zu treiben. Ein andermal „besser. Das Glück wandte mir diesen Tag den „Rücken zu. Ich hätte es vermuthen können. „Es ist ein Frauenzimmer, und ich bin nicht „galant. Es erklärt sich für die Damen, die „mit mir Krieg führen. — Was sagen Sie zu „dem Bündnisse wieder den Marquis von Bran„denburg? Wie würde der große Friedrich „Wilhelm nicht erstaunen, wenn er seinen En„kel mit den Russen und Oestreichern, ja fast mit „allen Deutschen und mit hunderttausend Fran„zosen im Gemenge sehen sollte! Ich weis nicht, „ob es mir zur Schande gereichen wird, über„wunden zu seyn, aber das weis ich, daß es „keine Ehre seyn wird, mich überwunden zu „haben. —

Der größte Theil der königlichen Armee zog sich nun in die Gegend von Leutmeritz am rechten Ufer der Elbe und ein Drittheil unter der Anführung des Prinzen von Preußen nach Leupa, an die Gränze des Leutmeritzer und Bunzlauer Kreises. In dieser Stellung blieb sie 3 Wo-

chen lang. Endlich rückte die Oestreichische Armee, ohne den Prinzen von Preußen anzugreifen, über Gabel nach Zittau. Der König blieb wahrscheinlich so lange in dieser Stellung, um auf Kosten des Feindes zu leben, und sich umzusehen, auf welche Seite er sich mit dem größten Vortheile wenden konnte. Der Prinz von Preußen hatte ganz bestimmten Befehl, Leupa nicht zu verlassen, so mißlich auch seine Stellung war, so oft und so dringend er dem Könige die Nothwendigkeit vorstellte, dieselbe verlassen zu dürfen.

Durch den Marsch der Oestreicher gegen Zittau ward nun der Prinz von Preußen doch genöthigt, sein Lager zu verlassen und seinen Marsch über Rumburg zu nehmen, wo er eine Menge Pontons und Gepäcke in den elenden engen Gebirgspässen verlor, und viel Verlust erlitt. Er kam des längern Weges halben später als die Oestreicher an, mußte zusehen, daß die Stadt Zittau in Brand gesteckt und seine kostbaren Magazine vernichtet wurden. Er zog daher, um seinen andern Magazinen näher zu seyn, nach Bautzen. Auf diese Nachricht verließ auch der König seine Stellung bei Leutmeritz, nachdem er seine Kriegs- und Mundbedürfnisse nach Dresden auf die Elbe geschickt hatte, und vereinigte sich mit ihm bei Bautzen. Wegen dieses unglücklichen Rückzugs war der König gegen seinen Bruder äußerst aufgebracht. Er warf ihm vor, daß seine Fehler denselben aus Böhmen nöthig gemacht hätten, daß er Schuld an allen

unglücklichen Folgen sey, welche daraus fließen könnten. Daher war auch der Empfang des Prinzen bei Bautzen so schlimm, daß selbst seine Feinde Mitleid mit ihm hatten. Der Prinz selbst berichtet das Betragen des Königs auf folgende Weise: *)

„Um 10 Uhr kam der König auf dem rechten „Flügel unsers Lagers an. Er war von der Leib„wache, von den Karabiniers und von einigen „Fouriers begleitet, durch die er das Lager für „die mitgebrachten Regimenter ausstecken ließ. „Ich stieg zu Pferde, um in Begleitung der Her„zoge August Wilhelm von Bevern, und Frie„drich von Wirtemberg, und der vornehmsten „Generals, ihm entgegen zu gehen. Der König „hatte uns nicht sobald erblickt, als er mit dem „Pferde umwandte, und ungefähr eine Viertel„stunde in der Stellung blieb. Aber endlich „mußte er umlenken, um den Fouriers Platz zu „machen. Ich näherte mich, um meine Ehrer„bietung zu bezeigen. Er sagte kein Wort, „würdigte mich keines Anblicks, und zog mir „kaum den Hut ab. Der Herzog von Bevern „mit den andern Generals, wurden nicht besser „empfangen. Er rief dem General von der „Golz, und sagte ihm: Sagen Sie meinem „Bruder, und allen denen Generals, daß, wenn „ich recht verfahren wollte, ich ihnen allen zu=

*) Fischer Gesch. Fr. II. Th. I.

„sammen die Köpfe abschlagen lassen müßte.
„Das Kompliment war sehr unangenehm. Ei-
„nige Generals wurden darüber bestürzt, andere
„empfindlich, einige machten daraus einen Spaß.
„Ich erfuhr, daß der König den Regimentern,
„die er mitgebracht hatte, allen Umgang mit de-
„nen unter meinem Befehle verboten hatte, un-
„ter dem Vorwande, meine Offiziers und Sol-
„daten hätten allen Muth und alle Ehrliebe
„verloren. Er jagte den General Schulze von
„sich, den ich um die Parole für meine Armee zu
„ihm geschickt hatte. Und da ich ihm selbst die
„Listen und Berichte des Heeres überbrachte,
„nahm er sie geschwind mir aus der Hand, und
„kehrte mir den Rücken zu. Der General
„Schmettau erhielt Befehl, sich vor den Augen
„des Königs zu entfernen, und mit erster Gele-
„genheit nach Dresden zu gehen. Nach dieser
„schimpflichen Behandlung faßte ich den Ent-
„schluß, das Lager zu verlassen, und nach Bau-
„tzen zu gehen.“

Ich schrieb den andern Morgen dem Könige diesen Brief:

„Mein lieber Bruder, die Briefe, die Sie
„mir geschrieben hatten, und die Aufnahme, die
„ich gestern erfuhr, lassen mich genug einsehen,
„daß ich nach Ihrer Meinung Ehre und Ruhm
„verloren habe. Das betrübt mich, ohne mich
„zu erniedrigen, da ich mir keinen Vorwurf zu
„machen habe. Ich bin überzeugt, daß ich nicht

„aus Eigensinn so gehandelt hatte. Ich folgte „auch nicht dem Rathe solcher Leute, die unfä„hig waren, einen guten Rath zu geben, ich „hatte also gethan, was ich der Armee für zu„träglich hielt. Alle Ihre Generals lassen mir „diese Gerechtigkeit wiederfahren. Ich halte es „für unnütz, Sie zu bitten, mein Verhalten un„tersuchen zu lassen. Das wäre eine Gnade, „die Sie mir erzeigten. Also darf ich nicht „darauf rechnen. Meine Gesundheit ist durch „die Kriegsbeschwerden geschwächt, und noch „mehr durch den Kummer. Ich habe eine Woh„nung in der Stadt genommen, um mich wieder „herzustellen. Den Herzog von Bevern ersuche „ich, Ihnen die Berichte von der Armee vorzu„legen. Er kann Ihnen von allem Rechenschaft „geben. Seyn Sie versichert, mein lieber Bru„der, daß ich, ungeachtet des Unglücks, das mich „niederbeugt, und das ich nicht verdient habe, „nie aufhören werde, dem Staate zugethan zu „bleiben, und als ein getreues Glied desselben, „wird meine Freude vollkommen seyn, wenn ich „einen glücklichen Ausgang Ihrer Unternehmung „erfahre. Ich habe die Ehre zu seyn.“

Der König gab mir von seiner Hand folgende Antwort:

„Mein lieber Bruder, Ihr schlechtes Betra„gen hat meine Sachen sehr in Verfall gebracht. „Es sind nicht die Feinde: es sind Ihre schlech-

„ten Maaßregeln, die mir allen Verdruß verur=
„sachen. Meine Generals sind nicht zu ent=
„schuldigen, entweder weil sie Ihnen so übel ge=
„rathen, oder weil sie zugelassen haben, daß
„Sie so schlechte Entschließungen ergreifen konn=
„ten. Ihre Ohren sind nur gewöhnt, die Reden
„der Schmeichler anzuhören. Daun hat Ihnen
„nicht geschmeichelt, und Sie sehen davon die
„Folgen. In dieser traurigen Lage bleibt mir
„nichts übrig, als mich zum Letzten und Aeußer=
„sten zu bestimmen. Ich will schlagen; und
„wenn wir nicht überwinden können, so wollen
„wir uns alle zusammen begraben lassen. Ich
„beklage mich nicht über Ihr Herz, aber wohl
„über Ihre Unfähigkeit und über Ihren Mangel
„an Beurtheilung, die besten Mittel auszuwäh=
„len. Wer nur noch wenige Tage zu leben
„hat, braucht nichts zu verhehlen. Ich wünsche
„Ihnen mehr Glück, als ich gehabt habe; und
„daß alle Uebel und unangenehme Ereignisse,
„die Sie erfuhren, Sie lehren mögen, wichtige
„Angelegenheiten mit mehr Sorgfalt, Ver=
„nunft und Entschlossenheit zu behandeln. Der
„größte Theil der Unfälle, die ich voraussehe,
„kömmt bloß von Ihnen. Sie und Ihre Kin=
„der werden davon mehr, als ich, betroffen wer=
„den. Seyn Sie indeß überzeugt, daß ich Sie
„beständig geliebt habe, und daß ich mit diesen
„Gesinnungen sterben werde. — “

Man hat von dieser Härte Ursachen angege=
ben, welche den König, wären sie gegründet,

als einen sehr leidenschaftlichen Mann darstellen würden. Sein Widerwille gegen seinen Bruder soll zuerst dadurch entstanden seyn, daß Friedrich Wilhelm, als er mit seinem Kronprinzen unzufrieden gewesen, dem Prinzen August Wilhelm habe die Krone zuwenden wollen, weil sich derselbe mehr nach den Neigungen seines Vaters gerichtet habe. Seitdem habe zwischen beiden die Eifersucht bestanden, welche zwischen dem Könige und seinem muthmaßlichen Thronfolger stets Statt finden solle. Nach der Schlacht bei Kollin habe sich der Prinz so laut über die Fehler des Königs erklärt, daß der König den Vorsatz gefaßt, ihn in eine Lage zu versetzen, aus der er sich nicht mit Ehren ziehen könne und wodurch er ebenfalls dem öffentlichen Tadel ausgesetzt würde. Darum habe er ihm so streng befohlen, seinen Posten zu behaupten und nicht auf die Vorstellungen geachtet, welche ihm der Prinz machte, um sich in Zeiten zurückziehen zu können. Ehe man sich indessen entschließt, einer solchen Vermuthung beizutreten, welche die ausgesuchteste Rachsucht verriethe, nimmt man lieber die mildere Meinung an, daß der König durch den Verlust bei Kollin sich in einer so bittern Gemüthsstimmung befunden habe, daß er seines Lebens überdrießig gewesen und in dieser Stimmung das Verhältniß nicht beherzigt habe, in dem sich sein Bruder befand und dadurch ungerecht gegen ihn geworden sey. Uebrigens entfernte sich der Prinz gleich darauf von der Ar-

mee, kränkelte seit der Zeit immer und starb binnen Jahresfrist. Der König suchte Daun zu einer Schlacht zu bringen, aber er stellte sich stets so, daß ihm mit Glück nicht beizukommen war.

Jetzt ward die Lage des Königs mit jedem Tage bedenklicher. Die Franzosen drangen vom Rhein her gegen Hannover, schlugen die Alliirten bei Hastenbeck und nöthigten den Herzog von Kumberland zur Konvention von Kloster Zeeven. Ein Theil ihrer Armee drang unter Soubise in Sachsen ein; die Reichsarmee vereinigte sich mit ihnen; die Russen rückten in Preußen ein und verwüsteten alles, und die Schweden in Pommern. Was sollte der König unter solchen Umständen thun? Was konnte er gegen fast 500,000 Feinde auszurichten hoffen? Wie wenige Menschen möchten in seiner Lage im Stande gewesen seyn, ihren Muth so vielen Gefahren entgegen zu setzen! Er fühlte auch seine schreckliche Lage in ihrem ganzen Umfange; er zweifelte selbst sich durch solche Schwierigkeiten einen Weg zu bahnen, aber er wog doch alles so genau ab, daß auch die letzte Möglichkeit erschöpft werden mußte, ehe er erlag.

— Er war seines Schicksals und seines Lebens müde; er schrieb an seine vertrautesten Freunde, daß er entschlossen sey, zu sterben, aber erst wollte er noch alles versuchen und sein Glück noch einmal prüfen. So düster er für sich in der Einsamkeit war, so wenig ließ er seine Gemüthsstimmung der Armee, seinen Offiziers

und seinen Gesellschaftern merken; er schien immer bei guter Laune zu seyn, und wußte seiner Armee ein solches Vertrauen einzuflößen, daß sie das Aeußerste mit ihm zu wagen entschlossen war. (Wir lassen nun den fernern Gang der Begebenheiten den König selbst erzählen.)

„Der Operationsplan, sagt er, den der König unter diesen Umständen entwarf, gieng dahin, den Herzog von Bevern mit 56,000 Mann zur Bedeckung von Schlesien gegen die große Oestreichische Armee zu lassen und den Franzosen in Sachsen entgegen zu gehen. Er gieng also eiligst mit wenigen Truppen nach Dresden, zog den Fürsten Moritz mit 10,000 Mann an sich und rückte durch Döbeln, Grimma, Röthau, Pegau und über die Saale; passirte diese bei Kösen und zog über Weimar nach Erfurt, Gotha ward von Seidlitz besetzt. Als die Feinde sich bei seiner Annäherung zurückzogen, detaschirte er 4000 Mann in das Fürstenthum Halberstadt gegen die Franzosen und 8000 Mann unter dem Fürsten Moritz nach Sachsen zwischen die Mulda und Elbe; mit 10,000 Mann blieb er selbst bei Erfurt stehen, um die Bewegungen der Franzosen zu beobachten.

„Nach dieser Vertheilung gieng der König nach Buttstädt und schickte einen Vertrauten an Richelieu, (wahrscheinlich mit 100,000 Thalern,) um ihn zu einer Schonung seiner Erbstaaten zu bewegen. Richelieu (hat auch vermuthlich das Geld genommen, denn er) verhielt sich

nun in der Gegend von Halberstadt ziemlich ruhig, da es ihm doch ein leichtes war, das Korps des Herzogs Ferdinand zurückzuschlagen und die Gegend um Magdeburg in Kontribution zu setzen.

„Der Prinz von Soubise und der Prinz von Hildburghausen, als Generalissimus der Reichsarmee, standen bei Eisenach. Hier ließ ihnen der König einstweilen Ruhe, ja er entfernte sich gegen Torgau, um der Stadt Berlin zu Hülfe zu kommen, welche die Oestreicher unter Haddik brandschatzten. Kaum war er abgezogen, so gieng Soubise nach Leipzig zu. Als aber der König vernahm, daß Haddik sich mit einer Brandschatzung begnügt habe, gieng er sogleich Soubise über Lützen entgegen, nachdem sich in Leipzig die Prinzen Moritz und Ferdinand mit ihm vereinigt hatten, und zwar so, daß der rechte Flügel der königlichen Armee bei Halle, das Centrum bei Merseburg, der linke Flügel aber bei Weißenfels am diesseitigen Ufer der Saale stand. Seit dem 2. November giengen diese drei Theile der Armee über die Saale und nahmen ihre Richtung nach Roßbach, wohin sich Soubise gezogen hatte und wo sie sich vereinigen sollten. Nachdem der König die Stellung der Franzosen rekognoscirt und sehr schlecht befunden hatte, beschloß er, sie am 5. November anzugreifen. Aber die Franzosen veränderten des Nachts ihre Stellung, und machten dem Könige einen Angriff unmöglich. Sie fiengen an zu marschiren, ohne daß

der

der König ihren Zweck errathen konnte. Die Preußen zogen sich alsdann etwas zurück, ohne die Franzosen, die mit Kanonenschüssen und klingendem Spiele viel Lärm machten, aus den Augen zu verlieren. Beide Armeen zogen nun eine Zeitlang neben einander fort, und waren am Ende nur 500 Schritte von einander entfernt. Während des Marsches suchte der König dem Feinde immer mehr den Vortheil der Stellung abzugewinnen, und erreichte auch seine Absicht. Seidlitz umgieng mit seiner Reiterei den rechten Flügel des Feindes und griff ihn unvermuthet an. So entstand die Schlacht bei Roßbach, welche den Franzosen bis zum Revolutionskriege zum Vorwurf diente und den Preußen so wenig Menschen kostete, als keine andere in diesem Kriege. *) Am nächsten Tage folgte der König der geschlagnen Armee, die sich gegen Freiburg zurückgezogen hatte, und machte noch eine Menge Gefangene auf der Flucht **), so daß diese Schlacht

*) Die Beschreibung davon s. im 2. Th. d. Gesch.

**) Diese Flucht war so verwirrt und so eilig, daß die Franzosen alles wegwarfen, was sie nur einigermaßen am Laufen hindern konnte. Aeußerst drollig ist die Antwort, welche ein gefangner Franzos einem preußischen General am Tage nach der Schlacht auf die Frage gab, wo er wohl glaube, daß die französische Armee jetzt stehe? Wahrhaftig, ich glaube, daß schon viele unsrer Truppen in Frankreich angekommen sind." (also 60 Meilen in einer Nacht.)

den Franzosen auf 10,000 Mann kostete. Auf diese Nachricht verließ Richelieu das Halberstädtische und zog sich in das Churfürstenthum Hannover zurück; die Konvention von Kloster Zeeven ward für ungültig erklärt und die Englische Armee, welche bisher der Herzog von Kumberland kommandirt hatte, trat wieder, unter dem Kommando des Prinzen Ferdinand, auf den Schauplatz.

„Der König richtete nun seinen Marsch nach Schlesien, namentlich auf Schweidnitz, welches Nadasti bisher belagert hatte, während daß Keith ihm zu Gunsten eine Diversion nach Leutmeritz in Böhmen machte. Er vertrieb die Korps der Oestreicher auf seinem Marsche durch die Lausitz, erfuhr aber schon in Görlitz, daß Schweidnitz sich ergeben habe, bald darauf, daß die Oestreicher den Prinzen von Bevern geschlagen hätten und daß Breslau verloren sey. Jetzt mußte er entweder auf Schlesien Verzicht thun, oder die Oestreicher durch eine Schlacht zum Rückzuge nöthigen. Natürlich wählte er das letztere und er war so fest dazu entschlossen, daß er, wenn es nicht anders seyn konnte, in der allermißlichsten Stellung angegriffen hätte. Aber freilich fand sich in der Gemüthsstimmung der Truppen eine große Bedenklichkeit. Die geschlagnen Truppen des Herzogs von Bevern waren muthlos und die Kolliner Schlacht schwebte seinen eignen Truppen noch in frischem Andenken. Er suchte daher die Streitlust bei den Offiziers und Gemeinen

wieder herzustellen. Die Offiziere faßte er bei der Ehre, erinnerte sie an ihre vorigen Thaten und sparte den Wein nicht. Mit den gemeinen Soldaten unterhielt er sich freundlich und liebreich, ließ ihnen Branntwein und Lebensmittel unentgeldlich austheilen, und führte ihnen zu Gemüthe, daß sie die Beschimpfungen, welche sie von den Oestreichern erlitten hätten, rächen müßten. Diejenigen, welche bei Roßbach glücklich geschlagen hatten, munterten ihre mißmuthigen Kameraden durch Scherz zum Muth auf. So stellte sich nach und nach die Kampflust wieder ein, und diese ward durch die Schlacht bei Leuthen am 5. December 1757 mit dem schönsten Erfolg gekrönt."

Vor dieser Schlacht redete Friedrich seine Generals so an: *) „Morgen schlagen wir und von dem Ausgange des Treffens hängt das Schicksal Schlesiens ab. Ich habe Sie hier versammelt, um Ihnen zu erklären, wie ich erwarte, daß jeder von Ihnen seine Pflicht thun, auf seinem Posten bleiben, das Kommando aufs genaueste beobachten und seinen Untergebnen das Beispiel des größten Muthes geben wird. Kurz ich erwarte, daß jeder von Ihnen mit dem festen Vorsatze zu siegen oder zu sterben ins Treffen gehen wird. Wenn alle diese Gesinnung haben, so bin ich des Sieges gewiß."

*) Nikolai Berichtigungen d. Anekd.

„Von der Stärke und Schwäche des Feindes bin ich vollkommen benachrichtigt und ich werde meine Truppen so stellen, daß sie mit Vortheil streiten können; alsdann kommt es auf Ihren Muth und auf die alte bekannte Tapferkeit der Preußen an. Wer von Ihnen sich fürchtet oder nicht bereit ist, Leib und Leben für das Vaterland aufzuopfern, der trete hervor, damit er die andern nicht anstecke; ich werde ihm seinen Abschied ohne Vorwurf und Schwierigkeiten geben. Bei dieser Anrede fielen dem General Rohr einige Thränen gereizter Empfindlichkeit aus den Augen. Friedrich bemerkte es, umarmte ihn und sagte: Mein lieber Rohr, das hat Euch nicht gelten sollen. Bei diesen Worten trat ein Staabsoffizier hervor und rief: Ein Schurke, der jetzt abgeht und nicht sein Leben für Ew. Maj. aufopfert! Der König fuhr darauf fort: Wie ich sehe, ist alles voller Muth! Ich werde in der Schlacht auf diejenigen Acht haben, die sich auszeichnen; ich werde hinten und vorn und auf den Flügeln seyn; kein Korps, keine Kompagnie soll meinen Blicken entgehen und wer seine Schuldigkeit am besten thut, soll mit Ehre und Wohlthaten überhäuft werden; wer sich aber schlecht hält, der hüte sich, mir je wieder unter die Augen zu kommen."

Als dem Könige jemand sagte, das feindliche Heer sey doppelt so stark als das seinige, antwortete er: „das weis ich, aber mir bleibt nichts übrig als Sieg oder Tod; ich muß sie angreifen

und wenn sie auf den Thürmen von Breslau ständen.“

Die Oestreicher hatten sich vor der Schlacht plumper Spöttereien über die kleine Anzahl der Preußen erlaubt und sie die Potsdammer Wachparade genennt. Als man dieses nach der Schlacht dem Könige sagte, antwortete er: ich verzeihe ihnen die gesagten Sottisen um der gemachten willen.

Als der Feind des Abends um 5 Uhr vertrieben war, stellte sich die Preußische Armee auf dem Schlachtfelde in Ordnung und blieb unter Gewehr. Da der König wissen wollte, ob die Oestreicher sich völlig zurückgezogen hätten, und zugleich gesonnen war, Lissa und die dortige Brücke zu besetzen, so nahm er einige Artilleristen mit ihren Kanonen und eine kleine Zahl Husaren von Zieten, die nebst diesem Generale gerade gegenwärtig waren, wo sich der König befand, zu sich. Er befahl Zieten, einige Mann von seinen Husaren 30 Schritte vorauszuschicken, und damit diese immer in der rechten Entfernung blieben, wollte man laut sprechen. Zu den Husaren sagte er, sie sollten sich nicht irre machen lassen, wenn hinter ihnen gefeuert würde; man wollte die Kanonen hoch richten lassen, um die Feinde durch das Sausen der Kugeln im Laufe zu erhalten. Den Artilleristen verbot er, eher zu schießen, als er ihnen befähle. So gieng der Zug nach Sahra, einem Dorfe an der Straße nach Lissa, wo sich der König eine Laterne geben

ließ. Er ließ sich unerkannt mit dem Wirthe in ein Gespräch ein, und hörte von ihm, daß die Oestreicher in voller Unordnung geflohen wären. Um dieses Gespräch, das der Wirthe im Schlesischen Dialekt führte, mit anzuhören, hatten sich die vorausgeschickten Husaren unvermerkt rückwärts gehalten, und man war bis auf 300 Schritte vor Lissa gekommen. Auf einmal fielen ziemlich nahe 50 bis 60 Flintenschüsse, durch welche einige Pferde an den Füßen verwundet wurden. Der Trupp sprengte rechts und links auseinander und der König rief: „aber mein Gott, lieber Zieten, das hätte uns doch nicht begegnen können, wenn die Husaren nach meinem Befehle immer 30 Schritte vorausgewesen wären?" Er schickte auch gleich einen Adjutanten zurück, um einige Grenadierbataillone nachzuholen, und blieb bis zu ihrer Ankunft auf seiner Stelle. Nachdem diese angekommen waren, setzte er sich an ihre Spitze, und zog in Lissa ein, wo alles stille, aber viel Licht in den Fenstern zu sehen war. Als die dastehenden Oestreicher die Anwesenh[eit] preußischer Truppen merkten, gaben sie auf der Straße und aus den Fenstern Feuer auf dieselben, die Preußen erwiederten es aus dem großen und kleinen Geschütze, und es entstand eine ziemliche Verwirrung. Der König rief: Folgen Sie mir, meine Herren, ich weis hier Bescheid und nun gieng der Zug aufs Schloß, wo verschiedne Oestreichische Offiziere mit Lichtern hervorkamen, um ihre Pferde zu suchen und

zu entfliehen. Allein der König war ihnen schon zu nahe. Er stieg vom Pferde und rief freundlich: „Guten Abend, meine Herren! kann man hier auch noch unterkommen? Sie haben mich wohl nicht vermuthet?" Und nun begleiteten Sie den König wieder hinauf in die Zimmer und waren seine Gefangne. Außerdem wurden in dem Städtchen noch dritthalbtausend feindliche Traineurs gefangen.

Nach dieser Schlacht begann der König die Belagerung von Breslau, das sich mit seiner 17,000 Mann starken Besatzung nicht lange wehrte. Die Oestreicher verloren also durch die Belagerung von Breslau und die Schlacht bei Leuthen 41,000 Mann. Auch Liegnitz ergab sich noch im Dezember an die Preußen, Schweidnitz hielt sich noch. Diese Festung ward also für den Winter durch Reiterei eingeschlossen, um im nächsten Frühjahre nach allen Regeln der traurigen Kriegskunst belagert zu werden. Der Feldzug endigte sich also weit glücklicher, als man hätte vermuthen sollen. Freilich bewiesen auch die Russen und Schweden keinen rechten Ernst, den König zu Grunde zu richten. Die erstern hatten zwar die Schlacht bei Großjägerndorf über Lehwald gewonnen, sich aber nach derselben an die Polnische Gränze gezogen."

„Nie war ein Feldzug, sagt der König, fruchtbarer an schnellem Glückswechsel gewesen. Das unerklärliche Schicksal hatte mit den kriegführenden Mächten einen übermüthigen Spott

getrieben. Diese Folge entscheidende Begebenheiten hatte Europa gleichsam betäubt; man sah in den Planen der Europäischen Mächte Ungewißheit; man wählte und verwarf; Schaaren von Mannschaft wurden in einem Tage zu Grunde gerichtet. Es bedurfte einiger Augenblicke Ruhe, damit jede Macht ihre Lage kaltblütig übersehen könnte. Auf der einen Seite gaben die brennende Begierde nach Rache, der beleidigte Ehrgeiz, der Verdruß und die Verzweiflung den Kaisern und Königen, aus welchen der große Bund bestand, die Waffen wieder in die Hand; dagegen ward Preußen durch die Noth und einige Strahlen von Hoffnung angefeuert, seine äußersten Kräfte zu seiner Erhaltung anzuwenden. Beide Theile rüsteten sich also, um den Krieg mit neuer Erbitterung fortzuführen."

„Der einzige Alliirte des Königs, Großbritannien, leistete ihm einigen Beistand, indem der ans Ruder gekommene Pitt vom Parlamente 4 Millionen Thaler als Subsidien für den König zu erhalten wußte. *) Dagegen verdunkelten

---

*) Diese Geldhülfe war dem Könige angenehm, da der Schatz des Königs bereits sehr stark vermindert war, und nicht viel länger als noch zu einem dritten Feldzuge hinreichte. Um auf die Länge keinen gänzlichen Mangel eintreten zu lassen und nach seiner Ueberzeugung, daß der den besten Frieden mache, der den letzten Thaler in der Tasche habe, wußte Sachsen außerordent-

sich die Aussichten in Rußland gar sehr. Der Minister Bestuchef, der bisher alles gegolten hatte, ward von der Französischen und Oestreichischen Parthei gestürzt,* weil er sich dem Großfürsten seit der letzten Krankheit der Kaiserin Elisabeth dadurch gefällig zu machen gesucht, daß er den Russischen, gegen den König von Preußen stehenden, Generals, unter der Hand Befehle zugestellt hatte, ihre Vortheile nicht allzuweit zu verfolgen. Der Großfürst und Bestuchef waren in dem verfloßnen Feldzuge die stillen Freunde Friedrichs gewesen, ohne welche er seinen Feinden, mit aller Anstrengung nicht würde haben widerstehen können. Die Kaiserin Maria Theresia schien am Ende des Feldzugs

ordentliche Lieferungen an Getreide, Pferden und Rekruten geben. Meklenburg wurde an dritthalb Millionen Thaler aufgelegt, weil es die Schweden habe durchziehen lassen und außerdem wurden die ein Drittel Stücke mit Sächsischem Stempel geschlagen, die um 20 pr. C. schlechter waren, als die nach dem Graumannischen Fuß ausgeprägten Brandenburgischen Silbermünzen. Mit dieser Münze ward seine Armee bezahlt und die Einwohner in Feindes Lande gezwungen, sie für den Namenwerth anzunehmen. In der Folge wurden die Sächsischen 'ein Drittel Stücke um 40—60. pr. C. und die Groschen und Sechser um 75 pr. C. schlechter als die ehemalige Silbermünze. — Außerdem soll der König im Auslande große Kapitale, die er richtig verzinsete, zu seiner Disposition in Bereitschaft gehabt haben. Charakt. 269. ff.

friedfertige Gesinnungen zu hegen und suchte sich dem Könige dadurch zu nähern, daß sie ihm den Plan eines gegen ihn gerichteten Meuchelmordes entdeckte. Allein der König antwortete, daß es einen doppelten Meuchelmord gebe, einen durch den Dolch, den andern durch Schandschriften; die erste Art achte er wenig, desto empfindlicher aber sey er gegen die zweite. Hätte diese Erklärung nicht schon der Kaiserin die Gesinnungen des Königs zu erkennen gegeben, so wendete Frankreich, um den Flecken der Schlacht bei Roßbach wieder abzuwaschen, alles an, den Oestreichischen Hof zur Fortsetzung des Krieges gegen den König anzufeuern."

„Der König an seinem Theile ergänzte in dem Winter von 1757—58. seine Armee, welche durch steten Kampf unaufhörlich geschwächt worden war. Noch größern Schaden hatte sie durch eine Art von hitzigem Fieber, das der Pest sehr ähnlich war, gelitten. Die Kranken fielen am ersten Tage der Krankheit in Raserei und bekamen Beulen am Halse und unter den Achseln. Gewöhnlich wurden sie schon am dritten Tage eine Beute des Todes. Die Aerzte versuchten außer dem Aderlassen mancherlei Hülfsmittel umsonst, endlich zeigten sich Brechmittel als wirksam. Daher war zu vermuthen, daß diese Krankheit von Erkältung oder schlechten Lebensmitteln herrührte. Man brachte freilich trotz aller Hindernisse die nöthige Anzahl Menschen zusammen, aber sie ersetzten, wegen Mangel an

Uebung und Erfahrung die abgegangenen Truppen nicht.

Vierzehntes Kapitel.

Feldzug von 1758. Belagerung von Ollmütz. — Schlacht bei Zorndorf. — Ueberfall bei Hochkirchen — er zwingt die Oestreicher die Belagerung von Neisse aufzuheben. — Tod des Prinzen von Preußen und der Markgräfin von Baireuth.

„Der Feldzug von 1758. ward dadurch eröffnet, daß der Prinz Ferdinand von Braunschweig die Franzosen in Niedersachsen überall zurück trieb, so daß sie sich jenseits des Rheins erst wieder setzen konnten. Der König traf schon im März Anstalten, daß die Oestreicher, die in Oberschlesien standen, nach Mähren zurückgetrieben wurden; er belagerte seit dem Anfange des Aprils Schweidnitz in Person und nahm es schon am 18. durch Kapitulation ein. Seitdem war seine Absicht auf Mähren gerichtet, theils um die Oestreicher in ihrem eignen Lande zu beschäftigen und also von den Staaten des Königs zu entfernen, theils um im Nothfalle den wieder einbrechenden Russen näher zu seyn. Um die kaiserlichen Feldherrn, welche noch bei Königingrätz und Jaromirs kantonnirten, irre zu führen, zog er sich abwärts in die Ebenen von Reichenbach und Schweidnitz und ließ Zieten bei Lands-

hut und Fouquet in der Grafschaft Glatz. Bald darauf aber zog er sich wieder aufwärts nach Troppau und Jägerndorf, und rückte schnell über Liebau und Sternberg vor Ollmütz. Fouquet folgte ihm mit dem Geschütze und Lebensmitteln nach. Die um Ollmütz stehenden Oestreicher wurden vertrieben und seit dem 27. März die Laufgräben vor Ollmütz von Keith eröffnet. Auf diese Nachricht setzte sich die Oestreichische Armee ebenfalls in Bewegung gegen Mähren, um Ollmütz zu entsetzen. Es kam bald zu Gefechten, die bisweilen für die Preußen, bisweilen für die Oestreicher günstig ausfielen. Aber Daun wußte eine Verstärkung von 1200 Mann in Ollmütz zu bringen, und Laudon schlug die starke Bedeckung, welche den Belagerern einen Haupttransport und die Kriegskasse bringen sollte, und nahm den ganzen Transport. Dieser Umstand nöthigte den König, die Belagerung aufzuheben und sich nach Schlesien zurückzuziehen. *) Da Daun vermuthete, daß sich der König auf dem nächsten Wege nach Schlesien wenden würde, so ließ er alle Pässe, besonders gegen die Grafschaft Glatz, stark besetzen. Allein der König

*) Der in Ollmütz kommandirende General Marschall, dem es gemeldet wurde, daß die Preußen die Belagerung aufheben wollten und gegen den die Kroaten sich erboten, die Abziehenden zu verfolgen, soll gesagt haben: Laßt sie in Frieden ziehen, die Leute haben Unglück genug gehabt.

überlistete ihn, wendete sich schnell über Tribau und Zwittau nach Böhmen und kam fast ohne allen Verlust bei Königingrätz an; nur drei Kanonen ließ er vor Ollmütz. Er lagerte sich nun am Zusammenflusse der Adler und Elbe, und schickte das Belagerungsgeschütz, die Verwundeten und das Ueberflüssige Gepäck nach Glatz. Erst am 22. Julius kam Daun mit der Hauptarmee wieder in die Nähe des Königs.

„Der Einfall, womit die Russen Pommern und die Neumark bedroheten, nöthigte den König, seine Truppen aus Böhmen zurückzuführen, das er sonst nicht leicht verlassen haben würde. Um von Daun beim Abmarsche nach Schlesien so wenig als möglich beunruhigt zu werden, schaffte man alles Futter und alle Vorräthe aus dem Königingräzer Kreise weg, welches ihm um so mehr schadete, weil er seine Lebensmittel während der Ollmützer Belagerung in die Brünner Gegend hatte bringen lassen. Laudon beunruhigte anfangs den Rückzug des Königs ziemlich hitzig, aber nachdem ihn der König ein paarmal durch aufgestellte Hinterhalte sehr herbe hatte empfangen lassen, ward er behutsamer. Während dieses Rückzugs waren die Russen in Pommern und in die Neumark eingerückt, und näherten sich Frankfurt an der Oder, wo der Graf Dohna gegen sie stand. Da seine Macht gegen die Feinde unverhältnißmäßig schwach war, so führte ihm der König eine beträchtliche Verstär-

kung in Person zu *), ließ aber den größten Theil der Armee unter Keith und dem Markgrafen Karl zur Deckung Schlesiens zurück. Unterdessen nahmen die Russen die Belagerung von Küstrin vor; der König und Dohna folgten ihnen dahin, entschlossen, sie anzugreifen, wo es nur möglich wäre. Dieß geschahe am 25. August bei Zorndorf, welche Schlacht den Russen wenigstens 15000 Mann an Todten kostete, weil man keinen Pardon gab. **) Die Russen blieben am nächsten Tage den Preußen noch sehr nahe stehen, und es

*) Als der König nach seiner Ankunft die Armee des Grafen Dohna musterte, fand er alles sehr geputzt. Da er über dieses Korps, das sich bei Großjägerndorf hatte schlagen lassen, unwillig war, so sagte er zum Grafen Dohna im Beiseyn mehrerer Offiziere: Ihre Leute haben sich außerordentlich geputzt; ich bringe welche mit, die sehen aus wie die Grasteufel, aber sie beißen. Charakteristik Th. I.

**) Der König verbot aus Erbitterung über die von den Russen ausgeübten Barbareien, Pardon zu geben; er hatte wirklich die Absicht, die Russische Armee zu vernichten, darum griff er gerade bei Zorndorf an, um sie rückwärts in die Teiche und Sümpfe zu treiben. Als die Russen sahen, daß es auf ihre gänzliche Vernichtung abgesehen war, wehrten sie sich wie Löwen und ließen sich eher todt schlagen, als daß sie wichen. Daher rief Friedrich nach dieser Schlacht erstaunt aus: „Wahrlich die Leute sind leichter todt zu schlagen, als zu überwinden.“ Sie starben um so freudiger, da man ihnen gesagt hatte, daß jeder erschlagne Russe in seinem Vaterlande wieder aufstünde. Charakt. Th. I.

schien, als ob sie die Schlacht erneuern wollten; allein es blieb bei ein paar Anfällen und einer Kanonade und in der nächsten Nacht zogen sie nach Kamin. Die Kosaken steckten auf ihrem Wege alle Dörfer in Brand und mißhandelten die Einwohner, die nicht entfliehen konnten, aufs unmenschlichste. Der König folgte ihnen eine Zeitlang. Laudon, der sich durch die Lausitz mit den Russen vereinigen wollte, ward durch den vom Könige zu diesem Zwecke detaschirten Prinzen Franz von Braunschweig zurück gewiesen.

„Gleich nach der Schlacht bei Zorndorf eilte der König nach Sachsen, wo der Prinz Heinrich sich bei Dresden hatte setzen müssen, weil der Prinz von Zweibrücken mit den Reichstruppen durch Böhmen über Töplitz heranrückte. Um sich ihm entgegen zu stellen, ließ Prinz Heinrich Dippoldiswalde, Freiberg und Maxen mit Truppen besetzen, und zog sich dann weiter gegen Pirna, weil der Prinz von Zweibrücken sich bei Struppen setzte. Daun traf Anstalten, von der Lausitz her zu Gunsten des Prinzen von Zweibrücken eine Diversion zu machen. Er besetzte die Ufer der Elbe, um bei Pillnitz diesen Fluß zu passiren und dem Prinzen Heinrich in den Rücken zu kommen, während daß die Kaiserlichen und Reichstruppen ihn von vorn angriffen. Als der Prinz dem Könige von diesem Vorhaben Nachricht gab, eilte derselbe seinem Bruder zu Hülfe. Bei Großenhayn vereinigten sich die drei getheilten Korps des Königs, Keiths und

des Markgrafen Karl, und zogen dann zur Armee des Prinzen Heinrich. Nach einigem Manövriren wich der Feind nach Bautzen zu, um sich Schlesien zu nähern, wohin ihm der König folgte, und sich zwischen Hochkirchen und Kottiz lagerten. Hier machte Daun am 14. Oktober Morgens den bekannten Ueberfall *) der

---

*) Der König wurde genugsam gewarnt, auf seiner Hut zu seyn, indem fast alle seine Generals das Mißliche ihrer Lage einsahen. Der Preußische Quartiermeister Lieutnant Marwitz weigerte sich durchaus, dieses Lager abzustecken, und mußte dafür in Arrest wandern. Keith sagte zum Könige: wenn uns die Oestreicher hier ruhig lassen, so verdienen sie gehangen zu werden. Aber Friedrich antwortete: Wir müssen hoffen, daß sich die Oestreicher mehr vor uns als vor dem Galgen fürchten. Die vordere Seite des Lagers befand sich unter den Kanonen der Feinde; der rechte Flügel war an eine Anhöhe gelehnt, die Laudon besetzt hatte. Allein der König rechnete zuviel auf Dauns Langsamkeit und wurde überdieß noch von einem Kundschafter hintergangen, der dem Könige auf Dauns Befehl berichten mußte, Daun denke nur an den Rückzug. Charakteristik I. Th. 347.

Nach der Schlacht bei Hochkirchen versammelte Friedrich die vornehmsten Offiziers um sich und sagte: Meine Herren, wir sind überfallen worden, und die Finsterniß der Nacht ist unsern Feinden zu statten gekommen; bedenken Sie, wo wir jetzt sind. Hier ist die Oberlausitz; hinter uns sind unsre Besitzungen und unsre Familien; weichen wir noch einen Schritt zurück, so ist alles verloren. Was mich betrifft, ich

würde

der Preußischen Armee so viele brave Männer und berühmte Generals kostete, namentlich dem Feldmarschall Keith, dem Prinzen Franz von Braunschweig und dem Herrn von Geist. Fast alle Generale hatten Quetschungen oder Wunden, den König selbst nicht ausgenommen.

„Während der Anwesenheit des Königs in Sachsen hatten die Oestreicher unter de Ville und von Harsch die Festung Neiße eingeschlossen. Diese zu entsetzen, schien dem Könige von großer Wichtigkeit zu seyn. Er zog daher seinen Bruder Heinrich mit 10 Bataillonen und Geschütz an sich, um so einstweilen das Verlorne zu ersetzen. Der Graf von Dohna erhielt das Kommando in Sachsen; der Herr von Fink erhielt das Kommando über die zurückgebliebnen Truppen des Prinzen Heinrichs. Indem der König auf den Abzug dachte, lagerte sich Daun nahe bei ihm bei Belgern, bis Dresa und verschanzte sich bis an die Zähne, indem er hoffte, der König würde ihn angreifen, um mit freiem

---

würde mich lieber mit der ganzen Armee hier begraben, als daß ich einen Fußbreit weichen sollte. Ich hoffe, daß Sie alle derselben Meinung sind. Sollte aber jemand anders denken, der kann es frei erklären und nach Hause gehen.

Nachdem er seine ganze Lage übersehen hatte, sagte er: die Oestreicher haben sich ihren Vortheil nicht zu Nutze gemacht; wir wollen hier stehen bleiben und sie zwingen, die Belagerung von Neiße aufzuheben. Anekdot. und Charakt. v. Fr. II.

Rücken nach Schlesien zu kommen. Er war seiner Sache so gewiß, daß er an den von Harsch vor Neiße schrieb: „Treiben Sie die Belagerung unbesorgt ich halte den König, der von Schlesien abgeschnitten ist. Greift er mich an, so stehe ich für den guten Erfolg:“ Aber der König betrog ihn. Nachdem er zur Erhaltung von Bautzen die nöthigen Anstalten getroffen, ließ er die Armee am 24. Oktober aufbrechen. Am 26. Oktober kam der Vortrab der Preußischen Armee in Görlitz an, das sich ohne Schwierigkeiten ergab. Nachmittags kam auch Daun bei Landskrone an, ohne die Preußen weiter zu beunruhigen, ob sie gleich bis zum 30. da bleiben mußten. Aber auf dem Marsche von Görlitz dauerten die Scharmützel und Angriffe auf den Preußischen Nachtrab unaufhörlich fort, besonders von Laudon. Doch wußte der Prinz Heinrich sich immer so zu benehmen, daß die Oestreicher nichts Bedeutendes ausrichten konnten. Bei Lauban machte Laudon stärkere Angriffe, aber er ward auch hier mit beträchtlichem Verluste zurückgeschlagen und der König betrat ohne bedeutenden Verlust die Schlesischen Gränzen, wo sich die beiden Brüder trennten, der König nach Neiße und Prinz Heinrich nach Landshut. Auf die Nachricht von der Ankunft des Königs ward die Belagerung von Neiße mit Zurücklassung verschiedner Kriegsnothwendigkeiten aufgehoben.

„Als Daun merkte, daß er den König nicht an seinem Zuge verhindern konnte, gieng er nach

Pirna und schickte die Reichstruppen gegen Freiburg, Torgau und Leipzig. Aber Friedrich und seine Truppen schienen überall zu seyn. Dohna kam von der befreieten Festung Kolberg nach Sachsen und nöthigte die Reichstruppen von Torgau und Leipzig abzuziehen, und sich ins Reich zu wenden; Schmettau hielt Daun von der Belagerung Dresdens durch das Abbrennen der Vorstädte ab und Friedrich eilte von Schlesien her und brachte dadurch Daun zu dem Entschlusse, nach Böhmen zurückzugehen. Nun bezog die Preußische Armee die Winterquartiere in Sachsen und an der Schlesischen Gränze. Der König nahm sein Winterquartier in Breslau.

„In diesem Jahre, sagt der König, verlor das königliche Haus zwei erlauchte Personen. Eine war der Prinz von Preußen, der siech geworden war, und im Anfange des Junius durch einen Stickhusten hingerissen ward, eben als die Preußen Ollmütz belagerten. Die Güte seines Herzens und seine Kenntnisse, welche für die Zukunft eine sanfte und glückliche Regierung versprachen, ließen ihn allgemein bedauern. Die zweite war die Markgräfin von Baireuth, eine Fürstin von seltnen Verdiensten. Sie besaß einen ausgebildeten, mit den schönsten Kenntnissen gezierten Verstand; ein seltnes Talent zu jeder Art von Künsten. Die Güte ihres Herzens, ihre großmüthigen und wohlthätigen Gesinnungen, der Edelmuth und die Erhabenheit ihrer Seele, das Sanfte ihres Charakters vereinigte

in ihr die glänzendsten Vorzüge des Geistes mit einer festen Stimmung für die Tugend. Oft erfuhr sie die Undankbarkeit derer, die sie mit Wohlthaten und Gunst überhäuft hatte, aber nie konnte man ein Beispiel anführen, daß sie jemand verstoßen habe. Die zärtlichste und beständigste Freundschaft vereinigte sie uud den König, ein Band, welches sich von Jugend auf geknüpft hatte; gleiche Erziehung und Denkungsart hatte sie enger zusammen gezogen, und eine Treue, die jede Probe aushielt, machte sie von beiden Seiten unauflöslich. Die Prinzessin, deren Gesundheit schwach war, zog sich die Gefahren, welche ihre Familie bedroheten, so zu Herzen, daß der Kummer ihren Körperbau vollends zerstörte. Die Aerzte erklärten ihre Krankheit für eine Wassersucht ohne Hülfe. Sie starb am 14. Oktober 1758. mit einem Muthe und einer Standhaftigkeit der Seele, würdig des unerschrockensten Weltweisen. Es war derselbe Tag, an welchem der König bei Hochkirchen geschlagen ward."

„Uebrigens schickte der Pabst dem Feldmarschall Daun wegen seiner Siege über den König einen geweihten Degen; der Churfürst von Kölln verbot durch ein Edikt bei schwerer Strafe, daß sich niemand über die Siege des Königs von Preußen freuen sollte. Der Wiener und Versailler Hof verbanden sich noch genauer durch einen Traktat gegen den König von Preußen zur Wiedereroberung Schlesiens und Einschränkung

des Königs. Für die Beeinträchtigung, welche Sachsen bisher erlitten hatte, versprach man dem Könige von Pohlen eine Entschädigung, und den Russischen Hof suchte man durch gehässige Vorstellungen zu thätigern Maaßregeln zu bringen. Und dem Könige von Preußen blieb nichts, als die Allianz der Engländer, die bei weitem nicht leisteten, was man von ihnen erwartete. Denn der Englische Hof war nicht dahin zu bringen, daß er zu Gunsten des Königs den Russen und Dänen eine Diversion zur See machte. Der Türkische Kaiser wollte sich aus Furchtsamkeit in nichts einlassen. So mußte denn der König sich auf sich selbst und auf sein Heer verlassen, das er zum nächsten Feldzuge möglichst furchtbar zu machen suchte.

Funfzehntes Kapitel.

Feldzug von 1759. Der König verliert die Schlacht bei Kunnersdorf — er zieht sich nach Sachsen — beschwerliche Stellung der Oestreichischen und Preußischen Armee während des Winters.

Der Prinz Ferdinand von Braunschweig eröffnete den Feldzug des Jahres 1759. gegen die Franzosen und Reichstruppen in Hessen. Prinz Heinrich machte einen glücklichen Einfall nach Böhmen und zerstörte die beträchtlichen Magazine der Oestreicher in Saatz und Budin, ohne

viel Widerstand zu finden. Eine ähnliche Operation unternahm er gegen die Reichstruppen, die er bis Nürnberg zurück trieb. In Bamberg zerstörte er ihre Magazine. Gegen Anfang des Junius führte er die Truppen nach Sachsen zurück.

„Nicht so glücklich waren die Unternehmungen des Königs, der eben jetzt den unglücklichsten seiner Feldzüge anfangen wollte. Es würde um Preußen geschehen gewesen seyn, wenn die Feinde, welche zu siegen wußten, ihre Siege zu benutzen verstanden hätten. Der König mußte sich bloß vertheidigungsweise verhalten. Er stand an der Gränze von Schlesien bei Landshut und Friedland und Daun ebenfalls an der Gränze in Böhmen bei Münchengrätz. Beide Heere blieben bis zum 28. Junius in ihrer Stellung. Seitdem rückte Daun über Jaromirs in die Lausitz ein und setzte sich bei Marklissa. Laudon ward mit 20,000 Mann auf den Höhen von Lauban gestellt, um sich bei der ersten Gelegenheit mit den Russen zu vereinigen.

Der König errieth leicht, daß Laudon sich in keiner andern Absicht da befände, als zu den Russen, welche in einzelnen Abtheilungen durch Polen anrückten, zu stoßen. Diese konnte und sollte man nach des Königs Dafürhalten vor der Vereinigung einzeln schlagen, wozu er auch Anstalt machte. Allein es geschah das Gegentheil. Den Generalen fehlte es an Wachsamkeit; man begieng Fehler auf Fehler, und diese wurden ge-

wissermaßen die Quelle der nachmaligen Unglücksfälle. Der Graf Dohna ließ den Russen Zeit, sich bei Posen zusammen zu ziehen, und verlor sogar durch seine Nachlässigkeit seine Bäckerei und Lebensmittel. Als der König von der Uneinigkeit, welche zwischen den Generalen der Dohnaischen Armee herrschte, unterrichtet wurde, schickte er zum Kommando derselben den General Wedel mit einer diktatorischen Gewalt ab. Doch auch dieser ward bei Kai von den Russen geschlagen, besonders aus Mangel an Kanonen *) und diese Feinde rückten unter Soltikow nach Krossen, wodurch Frankfurt und Küstrin bedrohet wurden."

„Unter diesen Umständen war der König, ungeachtet seine Armee nur 40,000 Mann stark,

*) Daß Wedel geschlagen wurde, lag nach dem Verfasser der Charakteristik 1) darinn, daß Wedel noch nie eine Armee angeführt hatte; 2) daß er dem Befehl des Königs: die Russen zu schlagen, wo er sie fände, allzubuchstäblich nachkam und sie auf einem Terrain angriff, wo er seine Truppen nicht ordnen konnte und bataillonweis angreifen lassen mußte. Uebrigens verdient das große Vertrauen, welches der König in seinen neuerrichtete Diktatur setzte, eben sowohl bemerkt zu werden, als das Mißtrauen, das der Prinz Heinrich gleich vom Anfange dagegen hegte und das durch die Folgen gerechtfertigt wurde. Auch der König hat es mehrmals erfahren, daß Einfälle selten viel Nutzen bringen, wenn ihr Empfang auch noch so angenehm ist,

die Daunische dagegen 70,000 Mann stark war, gezwungen, einen entscheidenden Streich zu wagen, um dadurch die Mark Brandenburg von den heranrückenden Feinden zu befreien. Da er vermuthete, daß man Oestreichischer Seits aus Schonung gegen den Königlichen Polnischen Hof vor der Hand auf Dresden nichts Ernstliches unternehmen würde, so befehligte er den Prinzen Heinrich mit 16 Bataillonen und 25 Schwadronen nach Sagan, wo das aus 15 Schwadronen und 6 Bataillonen bestehende Korps des Prinzen von Wirtemberg zu ihm stoßen sollte. Alsdann wollte er dem Prinzen das Kommando seiner Armee übergeben, und mit der bei Sagan zusammengezognen den Russen entgegen gehen, nachdem er Wedel an sich gezogen hätte. Während daß dieses ausgeführt wurde, zog sich Laudon und Haddik, die sich bei Sorau vereinigt hatten, nach Guben und Krossen, um sich mit den Russen, die eben dahin zogen, zu vereinigen. Der König rückte zwar Laudon in der größten Eil nach, konnte aber die Vereinigung nicht hindern. Er marschirte also am linken Ufer der Oder nach Müllrose und Frankfurt und zog unterwegs noch alle Truppen an sich, die in Sachsen entbehrt werden konnten, entschlossen, den Russen unverzüglich eine Schlacht zu liefern, um sich dann den Reichstruppen entgegen zu setzen, wenn sie durch das entblößte Sachsen nach Berlin rücken wollten. Man rückte immer weiter gegen Küstrin, um zwischen dieser Stadt und

Lebus über die Oder zu gehen. Dieses geschahe am 11. August. Man traf die Russen bei Kunnersdorf in einer Lage, die für den König ohne Vortheil im Terrain war. Er suchte daher am 12. August sich den Vortheil des Bodens zu verschaffen, er erhielt etwas und die Schlacht begann. Sie schien sich anfangs ganz für die Preußen zu erklären, aber ein zur rechten Zeit von Laudon unternommener Anfall brachte die Preußen in Unordnung, und was auch der König wagen und dran setzen mochte, sie wurden geschlagen. Bei dem Rückzuge, der in wilder Unordnung geschah, war der König in Gefahr, gefangen zu werden. Die Tapferkeit des Herrn von Prittwitz rettete ihn. Die Russen verloren 24,000 Mann und die Preußen 13,000 Mann und 80 Kanonen. *)

---

*) Bei Erwähnung dieser Schlacht verdienen folgende Züge bemerkt zu werden, welche die Gesinnung und den Gemüthszustand des Königs charakterisiren. Ehe er gegen die Russen marschirte, machte er ein Testament und beschwor den Prinzen Heinrich, den er zum Vormunde des minderjährigen Prinzen von Preußen ernannte, nie einen dem Hause Brandenburg schimpflichen Frieden einzugehen, wenn er das Unglück haben sollte, zu bleiben oder gefangen zu werden. Mit dem General Wedel, den er vor der Schlacht an sich zog, war er so unzufrieden, daß die übrige Armee mit Wedels geschlagnen Truppen keinen Umgang haben durfte, vorzüglich wohl, damit die Erzählung von der

Rus-

„Das Schrecken und die Unordnung unter den Preußen war so groß, daß man am Abende nach der Schlacht kaum 10,000 Mann zusam-

---

Russischen Standhaftigkeit auf die Armee keinen üblen Eindruck machen sollte. Er hatte, wie bei Zorndorf, den Vorsatz, die Russische Armee zu vernichten, um für lange Zeit sie zu schrecken und von seinen Staaten abzuhalten. Der Umstand, daß er seinen Angriff im Rücken und in der Flanke des Feindes machte, zeigt den Vorsatz, sie nach der Schlacht in die Oder zu treiben. Auch will man wissen, daß er dem General Wunsch, der Frankfurt besetzt hatte und die Russen, welche aus der Schlacht flüchteten, in die Stadt ließ, und da zu Gefangnen machte, seine Unzufriedenheit bezeugt und befohlen habe, Kanonen an die Brücke aufzupflanzen und die fliehenden nieder zu schießen. Dieser Umstand mußte die Russen zu einer schrecklichen Gegenwehr ermuntern. — Die Schlacht selbst gieng anfangs für den König so glücklich, daß er schon einen Kourier nach Berlin abschickte, um eine vorläufige Nachricht vom Siege zu bringen und alle Generale, Seidlitz nicht ausgenommen, der doch sonst viel wagte, waren der Meinung, einstweilen nicht weiter vorzurücken, da die Preußen schon so sehr ermattet wären, sich unterdessen zu ordnen und zu erwarten, ob sich die Russen in der Nacht zurückzögen? welches gar nicht unwahrscheinlich war, da auf alle Fälle Soltikow von Peter III. im Stillen Anweisung hatte, die Preußen zu schonen; allein Friedrich that nie was halb, und hatte, wie er sich selbst ausdrückte, den unerschütterlichen Vorsatz, die Russen dermaßen in Schrecken zu setzen, daß ihnen die Lust vergienge, künftig wieder seine Gränzen zu betreten und seine

Staa-

menbringen konnte. Hätten die Russen ihren Sieg zu nutzen verstanden und diese muthlosen Schaaren verfolgt, so wäre es um die Preußen

---

Staaten zu verwüsten. Allein dieser große König bedachte nicht, welch eine Menge Volk die Russische Kaiserin wenn sie wollte, immer von neuem gegen ihn schicken konnte, und in welchem Maaße diese Truppen Gehorsam leisteten und den Tod verachteten, wie wenig das schrecklichste Schicksal sie erschütterte oder änderte. Er ließ also wieder vorrücken und nun wendete sich das Glück, besonders da Friedrich das Terrain nicht gehörig kannte. Was auch er und seine Armee thun und wagen mochte, man konnte nichts ausrichten und die Preußische Armee floh in wilder Eil vom Schlachtfelde. Friedrich hielt noch, von seiner Armee verlassen und nur von wenig Adjutanten umgeben, auf dem Schlachtfelde gerade da, wo das feindliche Feuer am stärksten wüthete. Man bat ihn vergebens, seine Person in Sicherheit zu setzen, er blieb unverrückt auf seinem Platze und rief voll Unwillen: Kann mich denn keine Kugel treffen! Ein Pferd ward ihm unter dem Leibe erschossen, ein zweites bekam einen Schuß in die Brust; man half ihm herunter, ehe es stürzte, und der General Götz gab ihm das seinige Kaum hatte er dieses bestiegen, so traf ihn eine Flintenkugel zwischen die Hüfte und die Tasche, und nur das goldne Etui in der Tasche hielt den Schuß von den Eingeweiben ab. — In der That hielt der König alles für verloren und war äußerst niedergeschlagen. Er schrieb an den Minister von Finkenstein: Es ist alles verloren, retten Sie den Hof und die Archive. Als der Adjutant der Artillerie ihm meldete, daß eine Anzahl Kanonen gerettet wären, fuhr er ihn

mit

geschehen gewesen. Allein sie ließen dem Könige Zeit, sein Heer in wenigen Tagen wieder auf 28,000 Mann zu bringen und mit Geschütz zu versehen. Er versorgte auch seine Armee sehr schnell wieder mit den übrigen dringendsten Bedürfnissen. Dann drang freilich in Soltikow, sein Glück zu verfolgen, allein der Letztere antwortete: „Ich habe in diesem Jahre genung

---

mit den Worten an: Herr er lügt, ich habe keine Kanonen mehr. Einige Tage lang blieb er in seinem Zimmer verschlossen und sprach niemand, als die, welche ihm Rapporte abzustatten hatten. Eines Tages beklagte er sich gegen den General Moller über sein Unglück und äußerte, es sey ihm auffallend, daß seine Armee das nicht mehr leiste, was sie sonst geleistet habe. Moller war in Verlegenheit, und um doch etwas zu sagen, ohne dem Könige die Schuld zu geben, behauptete er: Das Unglück habe seinen Grund in dem Mangel an Religiosität bei der Preußischen Armee. Seit ein paar Feldzügen werde weder Betstunde noch Predigt im Lager gehalten. Diese Geringschätzung Gottes könne wohl eine Prüfungszeit herbeigeführt haben, die aber bei veränderten Umständen wieder verschwinden werde. Der König ward bei dieser Aeußerung nachdenkend und befahl, daß wieder Gottesdienst gehalten würde, und Moller genoß eine Zeitlang sein Vertrauen. Charakteristik Th. II. 118. — Zu den Vermuthungen, welche der vortreffliche Verfasser der Charakteristik von dieser Handlung des Königs angiebt, könnte noch eine dritte gefügt werden, zu welcher sich die Belege in den Briefen des Königs finden, und die dem Verfasser des A. Buchs schwerlich entgangen ist.

gethan, mein Herr; ich habe zwei Schlachten gewonnen, die Rußland 27,000 Mann kosten. Um mich aufs neue in Thätigkeit zu setzen, warte ich, bis Sie Ihrer Seits ebenfalls zwei Siege erfochten haben; es ist nicht billig, daß die Truppen meiner Kaiserin alles thun sollen.“ Bloß dazu ließ er sich bewegen, daß er bei Frankfurt über die Oder gieng. Haddik mußte in Müllerose bleiben. Auf diese Bewegung zog sich der König nach Fürstenwalde mit dem Vorsatze, jeden anzugreifen, der sich Berlin nähern wollte, und lieber den letzten Mann aufzuopfern, als Berlin ungestraft einnehmen lassen. Er hatte dieses von Soltikow, von Haddik und von den Reichstruppen, welche sich jetzt im Besitze von Wittemberg und Torgau befanden, zu fürchten, und zum Uebermaaße der Verlegenheit stand Daun bereits bei Tribel in der Niederlausitz, ohne daß der Prinz Heinrich seine Vereinigung mit den Russen hätte verhindern können.

„Indessen zeigte sich doch ein Schein von Hoffnung. Fouquet schlug in Schlesien ein Oestreichisches Korps unter de Ville bei Friedland und nöthigte es nach Böhmen zurück. Der Prinz Heinrich, der zur Beobachtung Dauns bei Sagan gestanden hatte und keine Schlacht wägen durfte, faßte den Entschluß, Dauns Magazine, die er hinter sich hatte, zu zerstören, und ihn auf diese Weise zum Rückzuge zu nöthigen. Dieses Vorhaben führte er mit seiner gewöhnlichen Geschicklichkeit und Schnelligkeit aus. Er gieng

über Lauban nach Görlitz, trieb die dortstehenden Oestreichischen Korps zurück und ließ durch detaschirte Korps die Magazine in Böhmisch Friedland und Gabel vernichten, worauf sich Daun zurückzog. Der Abzug der Oestreicher und der Mangel an Lebensmitteln zog die Russen nach der Niederlausitz, wohin sie der König begleitete. Sie wendeten sich alsdann nach Schlesien, und zwar nach Glogau, hier kam ihnen aber der König zuvor, und es fielen täglich Scharmützel vor. Sie zogen sich darauf nach Jura und Fraustadt, wohin ihnen die Preußen ebenfalls folgten. Da sie nun weiter nichts ausrichten konnten, und Mangel an Lebensmitteln immer fühlbarer ward, so verbrannten sie einige Städte, verheerten das Land, und zogen sich nach Polen zurück. Während dieser Expedition bekam der König einen heftigen Anfall von Podagra, der ihn hinderte, etwas von Bedeutung zu unternehmen. Der Prinz Heinrich trieb sich mit Dauns Armee einen Monat lang in Sachsen umher, um Dresden wieder zu erobern, das Schmettau übergeben hatte. Der König begab sich nach überstandner Krankheit im November nach Sachsen. Seine Armee bezog eine gute Stellung bei Freiberg, in der Absicht, den Feind, der hinter Dresden nach Pirna zu stand, durch Detaschements zu umgehen, ihm die Lebensmittel abzuschneiden und ihn auf diese Weise zu nöthigen, sich nach Böhmen zurückzuziehen. Allein er verfehlte diesen Endzweck. Daun schlug das

Korps des Generals von Fink bei Maxen, *) und so blieben beide Armeen den Winter über mit großer Beschwerde in ihren Stellungen. So endigte sich dieser Feldzug, ohne daß der König außer Dresden etwas verloren hatte. *)

„Den Winter über bemühte sich der König, die vereinigten Mächte zu veruneinigen, oder zu trennen. In dieser Rücksicht ließ er, in Verbindung mit England, den kriegführenden Mächten Vorschläge zur Aussöhnung thun, er wendete sich zuerst an Frankreich, das zur See von England viel gelitten hatte, aber er konnte nichts als unbestimmte Vorschläge erhalten. Er fragte auch in Rußland an, aber auch hier scheiterten alle seine Bemühungen, weil die Kaiserin persönlich gegen ihn erbittert war, und die Feinde des Königs den Zugang zur Kaiserin sehr genau bewachten. Dännemark hätte sich ihm genähert, allein es blieb aus Furcht vor Rußland zurück. Der König überzeugte sich also, daß ihm nichts übrig bliebe, als Tapferkeit und Beharrlichkeit." *)

---

*) Das der König gegen den weisen Rath des Prinzen Heinrich ganz bloßgestellt hatte. Ohne diesen Eigensinn hätte Daun Sachsen ohne Schwertstreich geräumt.

*) Der König ergänzte seine Armee durch Rekruten, welche Sachsen, Meklenburg und die Anhaltischen Fürsten stellen mußten, durch Oestreichische Kriegsgefangene und Werbungen; außerdem mußten gedachte Länder große Naturallieferungen und viel Pferde hergeben. Das Geld wurde noch leichter geprägt.

Sechszehntes Kapitel.

Schlechter Zustand der königlichen Armee bei Eröffnung des Feldzugs von 1760. — Fouquet wird bei Landshut geschlagen. — Der König belagert Dresden vergeblich — marschirt wieder nach Schlesien und beobachtet das Betragen eines Partheigängers — schlägt Laudon bei Liegnitz — die Russen ziehen sich zurück. — Der König geht nach Sachsen. — Schlacht bei Torgau. —

„Für den Feldzug von 1760. traf der König folgende Disposition. Er selbst übernahm den Oberbefehl in Sachsen. Prinz Heinrich ward den Russen entgegen gestellt, Fouquet die Beschützung der Pässe von Landshut anvertraut, der Prinz von Wirtemberg gegen die Schweden befehligt. Der verfallne Zustand der Truppen nöthigte den König, sich ihrer mit großer Vorsicht zu bedienen, es war jetzt nicht Zeit, in einzelnen Abtheilungen etwas zu unternehmen. Vor allen Dingen mußte man dahin sehen, daß der Krieg mit der größten Schnelligkeit und Nachdruck geführet würde. Zwar waren die Regimenter, welche bei Maxen verloren gegangen waren, wieder ersetzt; aber das waren nicht Truppen zum Gebrauche, sondern zur Schau. Sie bestanden halb aus Sächsischen Bauern, halb aus feindlichen Ueberläufern, und wurden von Offiziers angeführt, die man nur aus Man=

gel beßrer in Dienst genommen hatte. Den Infanterie-Regimentern fehlte es so sehr an Offizieren, daß man statt der im Reglement vorgeschriebnen 52. nur noch 12. übrig hatte.

„Laudon hatte über die 40,000 Mann starke für Schlesien bestimmte Armee das Kommando erhalten, die in Verbindung mit den Russen handeln sollte. Daun behielt den Oberbefehl über die Hauptarmee, die in Sachsen versammelt werden und die Eroberung Schlesiens vollenden sollte, während daß der Herzog von Zweibrücken Sachsen von den Preußischen Truppen rein hielt. Bei dieser Menge von Truppen und der Schwäche des Königs konnte die Aussicht in die Zukunft nicht angenehm seyn. Indessen bemühete man sich, den Muth der Truppen zu beleben, indem man Diversionen ersann, von denen man bald Nachricht erhalten würde, im Publikum günstige Prophezeiungen herum gehen ließ und zu allen übrigen erlaubten Mitteln, das Volk zu täuschen, seine Zuflucht nahm.

„Laudon griff in Schlesien den General Fouquet an, schlug ihn gänzlich *), nahm Landshut ein und blockirte die Festung Glatz. Was sollte der König thun? Diese Stadt ohne Hülfe lassen, war unklug; sie bildete den Schlüssel zu Schlesien, nach deren Verlust man die Pässe

*) Fouquet sahe den unvermeidlichen Verlust seines Korps voraus und griff bloß an, um seine Schuldigkeit zu thun und beim Könige nicht für feig zu gelten.

nach Böhmen und Schlesien nicht mehr behaupten konnte. Auf der andern Seite war es eben so gefährlich, Sachsen zu verlassen, wo die geringe Zahl der hier und da stehenden Preußischen Truppen von der Menge leicht überwältigt werden konnte. Das einzige Auskunftsmittel blieb also, nach Schlesien zu marschiren und Daun gleichsam hinter sich her zu ziehen, wobei freilich allemal die Schwierigkeit blieb, daß der König zwischen zwei feindlichen Heeren inne stand. Dieser Entschluß ward genehmigt, weil man damals Fouquets Unglück noch nicht wußte.

„Der König gieng am 15. Junius bei Zehren über die Elbe und lagerte sich bei Schaila. Von da aus rückte er über Radeberg gegen Bautzen. Daun gieng auf diese Nachricht bei Dresden ebenfalls über die Elbe und zog den Preußen zur Seite fort, während daß Lascy mit seinen Panduren unaufhörlich neckte. Jetzt erfuhr der König das Unglück, welches Fouquet gehabt, durch welches Schlesien und die Angelegenheiten des Königs in die mißlichste Lage versetzt wurden. Daun durfte jetzt noch weniger in Sachsen bleiben; der König war also bemüht, ihn durch Angriffe auf Lascy immer nach sich zu ziehen. So zogen beide Armeen neben einander hin nach Schlesien; Friedrich über Königsbrück; Daun über Bischofswerda und dann Friedrich über das Kloster Marienstern, die Oestreicher über Bautzen. Während des Marsches kam es zu öftern Gefechten. Die Oestreicher kamen den

Preußen bei Rothennauslitz zuvor; es kam zu einem so harten Gefechte, daß der König sich gegen Bautzen zurückzog. Jetzt stellte der König aufs neue Betrachtungen an, ob er seinen Marsch nach Schlesien in Dauns Begleitung und unter steten Neckereien des Lascy fortsetzen, oder ob er sich Lascy erst ein für allemal vom Halse schaffen und dann erst etwas Bedeutendes unternehmen sollte. Er wählte das letztere; griff Lascy bei Bischofswerda rasch an, trieb ihn über die Elbe zurück und folgte ihm dahin. Dieser Zug brachte die Reichstruppen bei Plauen ebenfalls zum Rückmarsche, und leitete den König auf den Einfall, Dresden zu belagern, weil er glaubte, der Gouverneur Maquire würde es lieber übergeben, als in einen Aschenhaufen verwandeln lassen. Aber freilich mangelte es, um die Sache mit Nachdruck zu betreiben, an Geschütze. Man hatte nur 12 Mörser, 1200 Bomben, 20 Zwölfpfünder und 4000 Kugeln. Wir hätten indessen Dresden doch bekommen, sagt der König, wenn man recht bedient worden wäre. Allein es war unter den Offizieren, Ingenieurs und Artilleristen gleichsam ein Wettstreit, wer die meisten Fehler machen würde. *) Es war

*) Bei dieser Aeußerung des Königs macht der Verfasser der Charakteristik folgende Bemerkung: Es ist wahrlich hart, wenn der Monarch das, was nach der Lage der Angelegenheiten und der Art, wie alles be-

daher ein Wunder, daß noch so viel gelang. Eine Bombe zertrümmerte die Kreuzkirche und zerstörte die Häuser umher *), eine andre Bombe setzte die Pirnaische Straße in Brand, andre richteten in andern Straßen Verwüstungen an. Tausend Bomben und tausend Zentner Pulver mehr würden diese Belagerung glorreich zu Stande gebracht haben. So aber stand es wahrscheinlich im Buche des Schicksals geschrieben, daß Dresden nicht wieder von den Preußen erobert werden sollte.

„Daun eilte mit schnellen Märschen, um Dresden zu befreien, und ließ in der Nacht vom 22. Junius einen Ausfall auf die Preußen in der Vorstadt thun. Diese hatten sich schon vorbereitet und schlugen die Oestreicher also tapfer zurück. Ein Bataillon von Bernburg, welches dabei seine Schuldigkeit nicht gethan hatte, ward dadurch bestraft, daß es keine Säbel mehr tragen durfte. Diese, für einen Soldaten von Ehre schimpfliche, Behandlung, machte bei der

---

handelt ward, nicht leicht ausführbar war, seinen Untergebnen zur Last legen will. Ich bin bei dieser Belagerung zugegen gewesen, und kann versichern, daß keiner mit Willen sich etwas hat zu Schulden kommen lassen; aber freilich das Unmögliche möglich zu machen, war eine starke Forderung zu einer Zeit, in der selbst überspannte menschliche Anstrengung dieß Unternehmen nicht begünstigen konnte.

*) Noch im Jahre 1794. fand ich eine Anzahl Häuser in der Nähe dieser wieder aufgebauten Kirche in Ruinen.

ganzen Armee einen vortheilhaften Eindruck *) und erweckte bei den Gedemüthigten den Entschluß, ihren Fehler wieder gut zu machen, was auch in der Schlacht bei Liegnitz geschahe.

„Durch den, bei jenem Ausfalle gefangnen Oestreichischen General Nugent, erfuhr der König, daß die Stadt Glatz sich fast ohne allen Widerstand ergeben habe. Dieser schimpfliche und die Preußischen Waffen entehrende Vorfall, war die Folge einer geheimen Unterhandlung, welche Laudon durch den Kanal der Jesuiten, Mönche und des ganzen katholischen Pfaffengesindels veranstaltet hatte. Mittelst derselben war es ihm gelungen, viele Offiziere und Soldaten von der Besatzung zu bestechen. Der König faßte also, um ähnlichen Auftritten vorzubeugen, den Entschluß, ohne Verzug nach Schlesien zu gehen. Am 30. Julius verließ er den Plauischen Grund und am 1. August gieng die Armee wieder bei Zehren über die Elbe. Daun rückte gleich ihm zur Seite nach. Hätte ein Fremder diesen Zug angesehen, so würde er geglaubt haben, daß die marschierenden Heere einem Herrn gehörten. Die Armee des Feldmarschall Daun würde er für den Vortrab, die Preußische für den mittlern Theil der Schlachtordnung, das Korps des Lascy für den Nachtrab

*) Die sämtlichen Offiziers dieses Korps forderten ihren Abschied, erhielten ihn aber nicht.

gehalten haben. Diese Zwischenstellung war indessen für die Preußen doch zu etwas gut. Man fieng Briefschaften von Daun auf, in welchen er Lascy meldete, was in Schlesien vorgegangen und was er für Entwürfe für diesen Feldzug gemacht habe.

„Aus den aufgefangnen Briefen erfuhr der König ferner, daß Laudon mit den Russen Breslau habe angreifen wollen, daß man aber damit nicht zu Stande gekommen sey, daß die Langsamkeit der Russen und Laudons daran Schuld gewesen wäre und dem Prinzen Heinrich Zeit verschafft habe, dieser Stadt schleunigst Hülfe zu leisten, und endlich, daß Daun ungewiß sey, ob er Neiße oder Schweidnitz belagern sollte. —

„Die Preußische und Oestreichische Armee kam zu gleicher Zeit auf der Schlesischen Gränze an; die erstere bei Bunzlau, die letztre bei Löwenberg am 7. August. Sie hatten den Zug nach Schlesien in 5 Tagen gemacht. Am 9. August setzte sich der König und Daun neuerdings in Marsch, der König, um Breslau oder Schweidnitz zu erreichen, wo sich seine Hauptmagazine befanden, weil er nur noch auf 10 Tage Lebensmittel hatte. Daun hingegen, um den König von Schweidnitz und Breslau abzuschneiden, damit er sich entweder mit einer überlegnen Macht schlagen, oder nach Glogau entfernen müßte, wodurch es alsdann den vereinigten Russen und Oestreichern leicht werden würde, den Prinzen Heinrich aufzureiben und Breslau

und Schweidnitz einzunehmen. Hier nun begieng der König den Fehler, daß er mit seinen Truppen nach Goldberg rückte und nicht nach Löwenberg und Hirschberg, um da die Bäckereien und Magazine der Oestreicher zu zerstören. Von da aus durfte er sich nur nach Landshut wenden, um Schweidnitz zu erreichen. Auf dieses Manövre hätten sich die Oestreicher aus Mangel an Lebensmitteln genöthigt gesehen, ohne Schwertstreich nach den Böhmischen Gebirgen zurück zu kehren. Daß man diesen Zug unterließ, lag daran, weil man erst späterhin von den angelegten Oestreichischen Magazinen Nachricht erhielt. Indem man aber gegen Goldberg rückte, bekam man schon die Daunische Armee zu Gesicht, die sich hinter dem Katzbach ausbreitete und Laudon auf ihrem rechten Flügel hatte. Die Preußen lagerten sich also auf der andern Seite des Katzbachs, ohne daß sie eine Gelegenheit ersahen, etwas mit Vortheil gegen den zweimal so starken Feind zu unternehmen. Denn die Armee des Königs betrug nicht mehr als 30,000., die gegenseitige 90,000 Mann. Unter diesen Umständen hielt es der König für das beste, das Betragen eines Partheigängers nachzuahmen, der seine Stellung alle Nächte ändert, damit man ihm nie einen bedeutenden Schlag beibringen könnte. Es war wohl ein schweres Unternehmen, dem Feinde auszuweichen und sich doch nicht von ihm zu entfernen, daß er sich nicht gegen den Prinzen Heinrich wen-

dete, der allein 80,000 Russen gegen sich hatte. Seit dem 11. August fiengen diese Hin- und Herzüge an, nach denen Daun seine Märsche mit großer Aufmerksamkeit einrichtete, um den König irgendwo anzugreifen.

„Als der König sich wieder bei Liegnitz gestellt hatte, erfuhr er auf einem geheimen Wege, daß Czernischef mit 20,000 Russen bei Auras ohngefehr 3 Meilen unterhalb Breslau über die Oder gegangen sey und im Begriff stehe, sich mit den Oestreichern zu vereinigen. Da der König nur noch auf drei Tage Mundvorrath hatte und mit einer Menge Gepäck und Wagen belästigt war, so gieng er bei Liegnitz wieder über den Katzbach zurück, schickte das unnöthige Gepäck nach Glogau und nahm seinen Marsch auf Parchwitz, um sich mit dem Prinzen Heinrich zu vereinigen, der gegen so viele vereinigte Feinde nicht stark genug war. Die Armee setzte sich am 13. August, als sich der Tag neigte, um einen Vorsprung zu gewinnen, in Marsch. Auf diesem Marsche kam Laudons Korps, das Daun vorausgeschickt hatte, den König zu umgehen, dem Könige so nahe, daß ein Treffen nicht zu vermeiden war. Laudon ward mit einem Verluste von 10,000 Mann gänzlich geschlagen. Dieses bei Liegnitz vorgefallene Treffen war so bald abgethan, daß Daun nichts davon hörte, ungeachtet viele Kanonenschüsse fielen; der Wind trieb den Schall von Dauns Lager ab, der die ganze Nacht unter Gewehr gestanden hatte, um am folgenden

Tage die Preußen anzugreifen. Bei der Nachricht von Laudons Unglücke rückte er auch sogleich vor, ward aber zurück gewiesen.

Nach der Schlacht bei Liegnitz, schrieb der König aus dem Lager bei Herrmannsdorf an den Marquis d'Argens folgenden merkwürdigen und rührenden Brief, der die Vorstellung, die der Monarch sich von der damaligen Lage seiner Umstände machte, und die Gesinnungen zeigt, die er den Gefahren entgegen setzte:

„Vormals, mein lieber Marquis, würde „die Affaire vom 15. August eine Campagne ent„schieden haben. Jetzt aber ist sie nichts mehr „als eine Schramme; eine große Schlacht muß „unser Schicksal entscheiden. Wir werden der„gleichen allem Anscheine nach, sehr bald haben, „und dann, wenn der Ausgang für uns günstig „ist, können wir uns freuen. Es erforderte „viele Kriegeslisten und Künste, es so weit zu „bringen. Sagen Sie mir nichts von Gefahr: „die letzte Aktion kostete mir nur ein Kleid und „ein Pferd. Das heißt einen Sieg sehr wohl„feil erkaufen."

„Ich habe den Brief, dessen Sie erwähnen, „nicht bekommen. Wir sind gewissermaßen, „die Korrespondenz betreffend, blockirt, durch „die Russen auf der einen Seite der Oder, und „durch die Oestreicher auf der andern. Ein „kleines Scharmützel war nöthig, um für Coc-

„ceji, *) den Weg zu öffnen; ich hoffe, daß er
„Ihnen meinen Brief überbringen wird. Ich
„war nie in meinem Leben in so großer Verle-
„genheit, als in dieser Campagne. Glauben
„Sie mir, nichts weniger als ein Wunder ist
„noch nöthig, mich aus allen den Schwierig-
„keiten, die ich vorher sehe, loszumachen. Ich
„werde gewiß nicht unterlassen, meine Pflicht
„zu thun, so oft Gelegenheit da ist; aber, mein
„lieber Marquis, erinnern Sie sich immer, daß
„ich mir nicht anmaße, über das Glück gebie-
„ten zu können, und daß ich mich genöthigt sehe,
„in meinen Projekten zu viel aufs Ungefähr an-
„kommen zu lassen, weil ich nicht im Stande
„bin, gründlichere Entwürfe zu machen. Ich
„habe herkulische Arbeiten zu verrichten, zu
„einer Zeit, da meine Kräfte abnehmen, meine
„Schwachheiten sich vermehren, und die Wahr-
„heit zu gestehen, da die Hoffnung, der einzige
„Trost des Unglücklichen, mich zu verlassen an-
„fängt. Sie kennen die Lage der Sachen nicht
„genug, um sich von allen Gefahren, die den
„Staat bedrohen, einen deutlichen Begriff zu
„machen; ich kenne, aber verhehle sie; ich
„behalte alle Furcht für mich selbst, und theile

*) Der Kapitain und Flügeladjutant, welcher diesen Brief überbringen sollte, und welcher mit der Nachricht von der vorerwähnten Aktion nach Engelland kam. Es ist derselbe, der in polnischen Diensten als Generalmajor gestorben ist.

„dem Publikum nur meine Hoffnungen mit, „oder die wenigen guten Neuigkeiten, die ich „mitzutheilen habe. Wenn der Streich, den ich „im Sinne habe, mir gelingt, dann, mein lieber „Marquis, wird es erst Zeit seyn, unsere Freu„de zu bezeigen: aber bis dahin, dürfen wir „uns nicht zu sehr schmeicheln, damit nicht nach„her irgend eine unerwartete schlimme Neuigkeit „uns zu sehr niederschlage."

„Ich führe hier das Leben eines militäri„schen Mönches. Ich habe viel an meine An„gelegenheiten zu denken, und das übrige mei„ner Zeit widme ich den schönen Wissenschaf„ten, die mein Trost sind, wie ehemals des „Konsuls, der der Vater seines Vaterlandes und „der Beredtsamkeit war. Ich weis nicht, ob „ich diesen Krieg überleben werde; sollt' es aber „geschehen, so bin ich entschlossen, den Rest mei„ner Tage in der Einsamkeit, in den Armen „der Philosophie und der Freundschaft hinzu„bringen."

„Wenn unsre Korrespondenz erst ungehin„dert seyn wird, so werden Sie mich verbinden, „wenn Sie häufiger schreiben. Ich weis nicht, „wo wir unsere Winterquartiere haben werden. „Meine Häuser zu Breslau sind durch das „Bombardement eingeäschert. Unsere Feinde „mißgönnen uns alles, selbst das Tageslicht und „die Luft, die wir athmen. Doch müssen sie „uns irgend einen Platz übrig lassen. Wenn er

„nur sicher ist, so wird es ein Fest für mich seyn,
„Sie daselbst bei mir zu sehen.“

„Nun, mein lieber Marquis, was ist aus „Ihrem Frieden mit Frankreich geworden? „Ihre Nation, wie Sie sehen, ist blinder, als „Sie glaubten. Die Narren lassen sich der „Kaiserin und der Czaarin zu gefallen Kanada „und Pondichery wegnehmen. Der Himmel „gebe, daß der Herzog Ferdinand ihnen ihren „Diensteifer reichlich vergelte. Die Offiziere, „die an diesen Uebeln unschuldig sind, und die „Soldaten werden die Opfer seyn, und die ho„hen Verbrecher werden nichts zu leiden haben.“

„Dieß sind die Einfälle, die mir jetzt in den „Kopf kommen. Ich hatte eben Lust zu schrei„ben; aber ich sehe, daß ich schließen muß, da„mit ich Sie nicht ermüde, und meine eignen „Angelegenheiten versäume. Adieu, mein lie„ber Marquis. — Ich umarme Sie, ꝛc.“

Ehe sich Daun noch zu etwas entschlossen hatte, rückte der König auf Parchwitz, wo er erfuhr, daß Czernichef schon bei Lissa stehe. Damit es diesem nicht einfiele, sich mit Dauns Armee zu vereinigen, bediente sich der König einer oft gebrauchten und immer brauchbaren Kriegslist. Er bewog einen Bauer, unter dem Versprechen einer reichlichen Belohnung, einen Brief an den Prinzen Heinrich addressirt zu tragen und sich von den Vorposten Czernichefs auffangen zu lassen. In diesem Briefe meldete der König dem Prinzen, daß er die Oestreicher

gänzlich geschlagen, daß er eben im Begriff sey, über die Oder zu gehen und es den Russen eben so zu machen, er bitte also den Prinzen inständig, seinerseits die auf diesen Fall verabredete Disposition zu machen. Der Bauer entledigte sich seines Auftrages sehr gut, Chernischef glaubte vom Himmel gewarnt zu seyn und zog sich über die Oder zu Soltikow zurück, wie der König erfuhr, als er mit seiner Armee zu Neumarkt ankam. Daun war sehr verdrießlich über den Rückzug der Russen. Auf diese gelungene List, die dem Könige seinen Unterhalt aus Breslau sicherte, gestattete er den ermüdeten Truppen einige Ruhe. Unterdessen hatte sich der immer aufmerksame Prinz Heinrich über die Oder gezogen und bei Hünern gelagert, um sich den Russen zu nähern. Dieß bewog Soltikow, über Trachenberg und Herrnstadt nach Polen zurückzugehen, worauf zu ihrer Beobachtung bloß ein Korps von 12,000 Mann unter Golz zu Glogau gelassen ward und der Prinz Heinrich vereinigte sich mit dem Könige bei Breslau, um Schweidnitz zu Hülfe zu eilen, welches im Begriff stand, belagert zu werden. Dieß geschahe und seitdem richteten beide Theile nichts Bedeutendes gegen einander aus. Einer errieth den andern und kam ihm zuvor; doch zogen sich die Oestreicher immer mehr nach den Gränzgebirgen zurück, und die Preußen folgten ihnen. Beide Armeen verwickelten sich nach und nach so in die Gränzgebirge, daß sie einander nichts mehr an=

haben konnten. Die Lager waren so nahe, daß man sich hätte kanoniren können, was aber zu nichts geholfen hätte, daher auch alles Schießen untersagt war. Die Vorposten besonders standen so dicht an einander, daß man hätte sagen können, es sey Waffenstillstand. Die Einigkeit der gegenseitigen Truppen endlich gieng so weit, daß die gegenseitigen Vorposten einander wieder auf den Weg brachten, wenn sie sich verirrt hatten."

„Unter diesen Umständen war Daun im Begriff, Schlesien zu verlassen. Um sich aber doch mit Ehren heraus zu ziehen, suchte er Soltikow zu einer Diversion auf Berlin zu bewegen, wobei man den Russen eine Plünderung versprach. Nach vielen Bitten brach Czernichef und Tottleben mit 20,000 Mann auf, giengen über die Oder und über Frankfurt nach Berlin, wo sie bekanntlich eine Kontribution eintrieben. Eine solche Diversion war um so gefährlicher, da die Reichstruppen und Oestreicher in Sachsen die einzelnen Preußischen Korps verdrängten, und Miene machten, ebenfalls gegen Berlin zu ziehen. Da der König nicht vermuthete, daß die Oestreicher in Schlesien wegen der späten Jahreszeit an eine Belagerung in Schlesien denken würden, so zog er in die Lausitz, um von da den, nach Berlin rückenden, Russen in den Rücken zu kommen. Indessen war das nicht nöthig, weil sie Berlin nach der Ankunft des Prinzen von Wirtemberg verließen, und späterhin bei der Nachricht von der Annäherung des Königs über die

Oder zurückgiengen. Lascy plünderte auf seinem Wege und zog sich nach Torgau zurück.

Jetzt wendete sich der König wieder in die Lausitz. Daun folgte ihm, ließ Laudon in Schlesien zurück, und vereinigte sich mit Lascy bei Torgau. Der König, der kein Magazin mehr in Sachsen hatte, und jetzt seine Lebensmittel aus Spandau kommen lassen mußte; rückte nach Düben, um daselbst eine Niederlage für seine Lebensmittel anzurichten, und von da nach Torgau, während daß Hülsen die Reichstruppen nach Zeitz zurücktrieb. Er mußte durchaus auf etwas Entscheidendes denken, weil die Russen, im Falle, daß Daun sich in Sachsen behauptete, einen neuen Einfall in die Mark Brandenburg vorhatten, um ihre Winterquartiere längs der Elbe zu nehmen, wodurch sie den König von Schlesien, Pommern und von Berlin abschnitten, das ihm alle seine Bedürfnisse lieferte. Behauptete sich Daun in Torgau, so waren die Winterquartiere zu enge, um hinreichende Lebensmittel zu liefern und man konnte auch keine hinreichenden Rekruten haben. Die Vorräthe in Düben konnten kaum auf 4 Wochen reichen, und wenn die Elbe zufror, konnten keine Lebensmittel mehr von Magdeburg kommen. Diesemnach ward eine Schlacht beschlossen, um Daun zu vertreiben, der seine Stellung bei Torgau, es koste was es wolle, behaupten zu wollen schien. Diese Schlacht ward bei Torgau am 3. November geliefert und war eine der blutigsten des vergang-

nen Jahrhunderts, die dem Könige seine beste Infanterie kostete. Wäre Zieten zu rechter Zeit bei Siptiz angekommen, so wäre sie weniger blutig geworden. *) Die Dunkelheit der Nacht endigte diese schreckliche Schlacht, ohne daß man noch wußte, wer Sieger sey. Auf die Nachricht von dem Siege der Preußen zogen sich die Russen nach Thoren zurück und giengen über die Weichsel. Das Heer des Königs rückte Daun, der wegen seiner Wunden das Kommando dem General Odonel gegeben hatte, nach Meißen nach. Odonel war vor allen bemüht, Dresden zu decken, was ihm auch gelang, und den König hinderte, seine Progressen in diesem Feldzuge weiter zu trei-

*) Vor der Torgauer Bataille wollte Friedrich Kriegsrath halten. Alle Generale waren da, nur Ziethen hatte sich verspätigt. Ohne den können wir nichts machen, sagte er. Endlich kam Ziethen gesprengt: Friedrich lief auf ihn zu und sagte mit anscheinendem Unmuthe: Komm Er, lieber Ziethen, ich habe mit Schmerzen auf Ihn gewartet, denn heute scheints ein wichtiger Tag werden zu wollen. Entweder ich siege — oder ich emigrire (sterbe) — meine Lage ist zu mißlich. Ziethen stieg vom Pferde und sagte mit seiner gewöhnlichen Ernsthaftigkeit: „Sire, Sie müssen nicht an der Hülfe Gottes zweifeln. Er hat uns oft beigestanden und wird es auch heute thun. Ihre Soldaten sind voll Muth, aber sie werden ihn verlieren, wenn ihr König nicht heiter zu seyn scheint.“ Friedrich faßte darauf den General am Arme, entfernte sich von den übrigen, sprach lange mit ihm und kam mit heiterm Gesichte zurück.

treiben. Am 8. December bezogen die Preußen die Winterquartiere.

Siebzehntes Kapitel.

Unterhandlungen im Winter 1761. — Feldzug von 1761. — Der König hindert geraume Zeit die Vereinigung der Oestreicher und Russen. — Der König verschanzt sich stark bei Schweidnitz. — Mangel an Lebensmitteln nöthigt die Russen und Oestreicher sich zu trennen. — Der König zieht sich nach Meißen. — Der Tatarchan verspricht dem Könige zu Gunsten eine Diversion zu machen — auch die Türken rüsten sich. — England will den Frieden und wird kälter gegen Preußen.

„Der Winter von 1761. ward, wie gewöhnlich, zu Unterhandlungen angewendet. Frankreich fieng der Krieg an lästig zu werden, besonders wegen seines großen Verlustes, den es in Ost- und Westindien erlitt; es trug also bei den kriegführenden Mächten an, auf einen billigen Frieden zu denken, und äußerte sich, daß es einen solchen zu schließen im Begriffe sey. Der König von Polen nahm diese Erklärung geneigt auf, weil er vor allem eines Krieges, der sein Land mit Schulden belastete und auf Jahre zurückbrachte, müde war, aber er wollte sich nicht übereilen, um etwa durch Unterhandlungen noch einige Entschädigung zu erhalten. Die Kaiserin von Rußland liebte den Frieden, wie sie Arbeit, Geschäfte und Blutvergießen haßte; aber sie

ließ sich von ihren Umgebungen überreden, daß es ihrer Würde entgegen sey, vor der gänzlichen Erniedrigung des Königs von Preußen Frieden zu schließen. Die Kaiserin Maria Theresia fand ihren Vortheil bei dem fortgesetzten Kriege; um aber doch den Schein der Friedensliebe vor sich zu tragen, schlug sie einen allgemeinen Kongreß der kriegführenden Mächte in Augsburg vor, den sie natürlich so lange hinhalten konnten, als es ihr gefiel und ihre Siege nothwendig machten. Der Antrag zu diesem Kongreß ward durch den Russischen Minister gemacht und zwar bei dem Könige von Großbrittannien, der sich dazu gleich bereitwillig zeigte. Der König von Preußen, ob er gleich von einem solchen Kongreß gar nichts erwartete, ernannte doch seine Minister zu demselben, doch mit dem Auftrage, alles anzunehmen und auf nichts zu antworten, weil er seine Unterhandlungen in London auf einem kürzern Wege zu betreiben hoffte. Allein der vorgeschlagne Kongreß kam nicht zu Stande. Das einzige, was dem Könige in diesem Winter gelang, war ein Freundschaftsvertrag mit dem Großsultan, der bei Rußland und Oestreich große Besorgnisse erregte."

„Bei Eröffnung des Feldzugs von 1761 ward Daun der Oberbefehl über die Oestreicher in Sachsen, Laudon der Oberbefehl in Schlesien anvertrauet. Frankreich beschloß gegen den Prinzen Ferdinand zwei Kriegsheere ins Feld zu stellen; eins unter Soubise am Niederrhein, das

andere unter Broglio für das Hannöverische. Laudon sollte in Schlesien mit Theilnahme der Russen einen Belagerungskrieg führen, während daß Butturlin im Felde thätig wäre und Romanzow Kolberg belagerte. Ob man nun gleich gegen die Macht so zahlreicher Feinde keine ganz bestimmten Maaßregeln zu nehmen im Stande war und viel auf Zufall und Benutzung der Umstände bauen mußte, so machte man doch die Disposition, daß Prinz Ferdinand beide französische Armeen auf sich nehmen sollte; Prinz Heinrich sollte Daun beobachten, und ihm im Nothfalle mit einem Theile seines Heeres nach Schlesien folgen, während daß sich Hülsen bei Meißen so lange hielt, als es möglich wäre. Schlesien wollte der König über sich nehmen, dem Prinzen von Wirtemberg ward aufgetragen, Kolberg zu decken und zugleich sein Augenmerk auf die Russen zu richten, wenn sie in die Mark Brandenburg einzudringen gedächten, wobei ihm Golz von Glogau her Hülfe leisten sollte.

„Der König trat am 4. Mai den Marsch nach Schlesien an, ohne ein Hinderniß zu treffen; ja Laudon wich bei seiner Annäherung nach Böhmen und verschanzte sich bei Braunau, so daß er sich ungehindert bei Kunzendorf setzen und starke Corps nach Glogau und Nimpsch schicken konnte. Weil er aber vernahm, daß Butturlin auf Breslau rücken wollte, so schlug er sein Lager bei Pülzen auf, um sich der Vereinigung der Oestreichischen und Russischen Armee

zu widersetzen und bei günstiger Gelegenheit den Oestreichern eine Schlacht zu liefern, was den Rückzug der Russen auf allen Fall nach sich ziehen würde. Jetzt kam Laudon wieder aus seinem Lager hervor und machte Miene, Neiße zu belagern und die Russen zogen über Wartenberg nach Oppeln, um über die Oder zu gehen und sich mit Laudon zu vereinigen; aber der König setzte sich zwischen beide und benahm den Russen die Lust, sich Laudon gleich zu nähern. Hierauf zogen sie gegen Breslau, um dasselbe mit Hülfe von 4000 Oestreichischen Gefangnen zu überrumpeln; aber die Stadt hielt sich und der König rückte auch in die Nähe derselben. Seitdem suchten die Russen den überall gegenwärtigen König wegen des Ueberganges über die Oder in Ungewißheit zu halten und bewerkstelligte ihn endlich bei Leubus. Es half ihnen indessen nicht viel, weil der König Laudons Vortrab, der sich bei Jauer zeigte, nachdrücklich zurückwies, ohne sich weiter mit den Russen einzulassen, die sich bei Leubus verschanzten. Weil aber Laudon seinerseits alle mögliche Vorsicht und Kunst anwendete, um seinen Zweck zu erreichen und der König wegen der geringen Stärke seiner Armeen mit den Russen nicht schlagen wollte, so sahe er wohl ein, daß er die Vereinigung in die Länge nicht werde verhindern können, und war nur darauf bedacht, die Festung Schweidnitz, wo er glaubte, daß diese Vereinigung vor sich gehen würde, zu decken. Zu diesem Endzwecke bezog er ein gutes

Lager bei Bunzelwitz und ließ es von allen Seiten verschanzen. Der Berg bei Würben bildete die Citadelle daran. Einen Theil davon deckte ein Morast. Die Spitzen der Dörfer Jauernik und Bunzelwiz wurden befestigt und große Batterien errichtet, deren kreuzendes Feuer die Fronte vertheidigte, wo Laudon hätte angreifen können. Zwischen beiden Dörfern etwas hinterwärts war die Fronte des Fußvolks durch Redouten gedeckt, die mit zahlreicher Artillerie besetzt waren und zwischen denen man Oeffnungen gelassen hatte, durch welche im Nothfalle die Reiterei ziehen konnte. Jenseits Jauernik hinter dem Nonnenbusch hatte man vier Hügel verschanzt, welche die ganze Gegend bestrichen, vor welchen ein schlammiger, nicht zu durchwatender Graben floß, wo man durch das Feuer des kleinen Gewehrs den Feind abhalten konnte, eine Brücke zu schlagen. Dieser Graben zog sich in einer Krümmung hinter den Wald und an den Fuß der Hügel, auf welchen sich die Armee ausdehnte. Am äußersten Ende des rechten Flügels fieng die Seite an, welche mit dem Strigauer Bach parallel lief und sich an einem Walde endigte, den ein Hohlweg deckte. In diesem Walde, der der Armee im Rücken lag, waren zwei Batterien errichtet, die mit einander in Verbindung standen. Von da aus lief wieder eine Verschanzung, welche hinter der Armee an die, auf der Anhöhe von Würben errichteten, Werke stieß. Die Verschanzungen waren überall 6 Fuß dick, die Graben 12

Fuß tief und 16 Fuß breit. Die Fronte war mit starken Pallisaden umgeben, die ausspringenden Theile der Werke unterminirt. Vor den Minen hatte man Wolfsgruben ausgehölt und vor diesen die ganze äußere Einfassung mit Spanischen Reitern, die aneinander hangend in der Erde befestigt waren, umzogen. Die Armee des Königs bestand aus 66 Bataillonen, 145 Schwadronen, er hatte 460 Artilleriestücke und 182 angefüllte Minen.

„Als man diese Werke fast zu Stande gebracht hatte, zog sich die Russische und Oestreichische Armee um das Lager her und schien ernstlich gesonnen zu seyn, es anzugreifen. Da man auf jeden Fall besorgen mußte, daß zur Nachtzeit ein Angriff geschehen würde, weil man des Tags diesem festen Lager nicht beikommen konnte, so wurden des Nachts die Zelter abgebrochen, die Armee trat unter das Gewehr und schlief zur Hälfte des Tages. Um ungehindert die Lebensmittel aus Schweidnitz ziehen zu können, ward zwischen diese Festung und das Lager ein Zwischenkorps gestellt, das sich gut verschanzte und auf einer Seite von den Kanonen der Festung, auf der andern von den Kanonen des Lagers beschützt wurde. Die Oestreicher hätten es gern gesehen, wenn die Russen einen Angriff auf das Lager gemacht hätten, wie es denn auch beschlossen war. Allein die Russen sahen die Unmöglichkeit, und so standen beide vereinigte Armeen, ohne etwas zu thun, bis zum 10. September,

wo der Mangel an Lebensmitteln sie nöthigte, sich zu trennen; wie der König erwartet hatte. Butturlin zog nach Jauer und Laudon in seine Stellung bei Kunzendorf. Gleich nach Butturlins Abzug schickte der König ein Korps nach Lublin und Posen, das die Magazine der Russen zerstörte und sie zu einem schleunigen Rückzuge nöthigte, bis auf ein Korps von 20,000 Mann unter Czernichef, welches bei Laudon blieb.

„Mittlerweile war das Magazin in Schweidnitz durch das Bunzelwitzer Lager sehr verringert worden. Wollte man die weitern Lebensmittel aus Breslau ziehen, so brauchte man allein 10,000 Mann zur Bedeckung. Der König beschloß also, sich nach Neiße zu ziehen, wo man Lebensmittel und Fütterung im Ueberflusse antraf und zugleich auch dem Feinde Besorgnisse wegen Mähren erregen konnte, um ihn dadurch von Schweidnitz abziehen.

„Doch kaum war er abgezogen und bis Nossen gekommen, so erfuhr er, daß Zastrow, dem er die Erhaltung von Schweidnitz zur Pflicht gemacht, sich habe überrumpeln lassen. *) Dieß

*) Nach der Uebergabe schrieb Zastrow einen Brief an den König, der mit den Worten anfieng: Alles ist verloren, nur die Ehre nicht. Friedrich antwortete ihm: Ihr schreibt mir, wie Franz der erste nach der Schlacht von Pavia an seine Mutter schrieb: Alles ist

veränderte seinen ganzen Plan, und er fand für nöthig, sich bei Strehlen zu setzen, um Neiße, Brieg und Breslau zu decken. Er mußte nun schlechterdings wieder vertheidigungsweise zu Werke gehen. Um aber Laudon diese Absicht nicht merken zu lassen, ertheilte er seinen Truppen Befehl, sich zum Treffen bereit zu halten, die Gewehre frisch zu laden, die Klingen zu schärfen, und Munition an die Artillerie zu vertheilen. Dabei sprach man von neuen Zurüstungen und großen Planen. Laudon nahm diese Poltronnerien für Ernst und ließ seine Armee 8 Tage unter Gewehr bleiben. Er schlug den Rath Czernichefs aus, in die Ebne zu rücken, wodurch er bei der Schwäche des Königs die Ehre gehabt haben würde, den Krieg zu endigen. Er entschuldigte sich damit, daß es ihm an Lebensmitteln und Pferden fehle; der wahre Grund seiner Weigerung aber war die traurige Erfahrung, wie oft die Oestreicher von den Preußen in Ebenen wären geschlagen worden, und

---

ist verloren, nur die Ehre nicht. Ich kann indessen das Schicksal, das euch betroffen hat, nicht begreifen und verschiebe mein Urtheil. Zastrow ward in der Folge auch nicht zur Verantwortung gezogen, ob er gleich um strenge Untersuchung seines Verhaltens bat, sondern mit den Worten entlassen: daß der König ihn keines Verbrechens beschuldige, aber es doch nach einem solchen Unglücke für gefährlich halte, ihm ferner einen Posten oder Befehl anzuvertrauen.

dann hatte er an seinem Hofe zu wenig Freunde, um etwas mißliches zu wagen.

Nachdem der König die Feldzüge des Prinzen Ferdinand gegen die Franzosen und die Operationen des Prinzen Heinrich erzählt hat, die im Ganzen den Krieg weder besser noch schlechter machen, und von denen die Hauptsache in der Geschichte des siebenjährigen Krieges erzählt worden sind *), so schließt er mit folgender Uebersicht seines Zustandes:

„Aus den Begebenheiten dieses Feldzugs haben wir gesehen, daß Prinz Ferdinand von Braunschweig der einzige unter den Bundesgenossen war, der ihn ohne Verlust endigte. Die Preußen waren in allen Gegenden unglücklich, wo sie Krieg führten. Prinz Heinrich hatte alle sächsische Gebirge verloren und war in der ihm übrig gebliebnen Gegend so eingeschränkt, daß er aus derselben kaum den täglichen Unterhalt seiner Truppen gewinnen konnte. Die Ueberlegenheit der Feinde hatte ihnen Mittel gegeben, die vortheilhaftesten Posten zu besetzen.“ Für den Winter und den nächsten Feldzug war also viel zu besorgen. So schlimm aber auch die Lage des Prinzen war, so war sie doch nicht mit der Lage des Königs zu vergleichen. Der Verlust von Schweidnitz zog den Verlust der Schlesischen Gebirge und der Hälfte des Landes nach

*) Gesch. Th. 2.

sich. Der König hatte bloß festen Fuß in Breslau, Glogau, Brieg, Neiße und Kosel. Zwar war er im Besitze des Oderstroms und der Fürstenthümer, aber die Russen hatten diese im Anfange des Feldzugs verheert, so daß keine Lebensmittel daraus zu ziehen waren. Aus Polen konnten auch keine Lebensmittel kommen, weil 15,000 Russen an der Gränze einen Kordon gezogen hatten. So war die Armee genöthigt, die Vorderseite gegen die Oestreicher, ihren Rücken gegen die Russen zu vertheidigen und die Verbindung zwischen Berlin und Breslau war dem Zufalle unterworfen. Durch den Verlust von Kolberg *) ward die Lage des Königs noch hoffnungsloser; nun hinderte nichts die Russen, Stettin zu belagern oder sich Berlins und des Churfürstenthums Brandenburg zu bemächtigen. In Schlesien hatte der König nur 30,000 Mann. Prinz Heinrich hatte nicht viel mehr und die Truppen in Pommern waren so geschmolzen, daß kaum noch die Grundlage davon bestand. Der größte Theil der Provinzen war verheert; man wußte nicht mehr, wo man Rekruten hernehmen und Lebensmittel finden, oder wie man die Kriegsbedürfnisse mit Sicherheit zu den Armeen bringen sollte. So sehr indessen der Preußische Staat seinem Verderben zuzueilen

---

*) Das der tapfere Heyden nothgedrungen am 16. December 1761. übergeben mußte.

schien, so wußte man doch durch Betriebsamkeit die Armee wieder herzustellen und eine einzige glückliche Begebenheit machte den erlittnen Verlust wieder gut, zum Beweise, wie oft der Schein täuscht, und wie es bei den großen Ereignissen nur auf Beharrlichkeit ankommt, um die Menschen über alle Noth und Gefahren, die ihnen drohen, zu erheben.

„Schon im Oktober des Jahres 1761 erhielt der König einen Gesandten von dem Tartarchan, der ihm ein Bündniß mit dem Chan gegen Subsidiengelder antrug, kraft dessen der Chan 16000 Mann ins Feld stellen wollte. Der König, der in seiner Lage auch nicht die geringste Hülfe verschmähen durfte, nahm die vorgeschlagenen Bedingungen an und legte dem Gesandten mehrere Projekte zu Schutz- und Trutzbündnissen vor, um der Kaiserin Königin eine Diversion zu machen. Man überhäufte den Gesandten mit Höflichkeit und Geschenken und schickte einen Herrn von Golz mit nach Baghtschiserai, die angefangenen Unterhandlungen weiter zu treiben und zugleich den Vorschlag zu einem Anfalle auf Rußland zu thun. Zu gleicher Zeit schien auch der türkische Kaiser einem Bündnisse mit Preußen, an welchem man lange vergeblich gearbeitet hatte, geneigter zu werden. Wenn er auch noch nicht förmlich mit Oestreich brach, so machte er doch starke Demonstrationen, welche Oestreich einen Anfall befürchten ließen. Der König erhielt noch in diesen Winter eine neue Gesandtschaft

vom Tartarchan *), die ihm versicherte daß der Chan mit dem Frühjahre 40,000 Mann zusammenziehen und dieselben nach den Wünschen des Königs brauchen würde. Auch dieser Abgesandte ward wieder mit Geschenken überhäuft, sowohl für sich, als für seinen Herrn. Er brachte eine Rechnung hervor, in welcher der tatarische Fürst für das, was er that und thun wollte, gleich die Preise bestimmt hatte, z. E. eine Summe für die günstige Antwort; eine Summe für das Zusammenziehen seiner Truppen; eine andre für die Erklärung feindlicher Absichten; eine andre für einen Brief, den man ihn an den Großherrn habe schreiben lassen. Der Unterschied zwischen dem Geiste des Eigennutzes der Morgen- und Abendländer, sagt der König, besteht nur darinne, daß jene sich dieser Leidenschaft ohne Feinheit und Schaam, diese mit dem leeren Schein der Schaam überlassen."

„In Absicht auf England standen die Sachen sehr unsicher. Frankreich gab sich bei dieser Macht die äußerste Mühe, einen Frieden zu Stande zu bringen; allein Pitts Parthei wußte demselben unaufhörlich Schwierigkeiten entgegen zu stellen. Da diese Unterhandlungen nicht gelangen, so brachte Choiseul zwischen Frankreich und Spanien das berühmte Familienbündniß zu

*) Andre sagen, der König habe den Chan sehr dringend um Beistand ersucht, weil er in einer so verzweifelten Lage sich nicht anders habe helfen können.

Stande, kraft dessen die beiden Zweige des Hauses Bourbon sich wie eine einzige Familie betrachteten, die Unterthanen beider Könige gegen sich vollkommen gleiche Rechte und Vortheile genießen, und beide im Falle eines Angriffs stets gemeine Sache machen sollten. Dieser Traktat zog die Spanier natürlich in den Krieg mit England und das um so mehr, da in demselben dem Könige von Portugall, als Freunde der Engländer, der Krieg erklärt wurde, ob er gleich weder Spanien noch Frankreich beleidigt hatte, also bloß um Frankreich durch Portugall wieder zu verschaffen, was es an England verloren hatte. War das eine Ursache, einen unschuldigen Fürsten anzugreifen? O Staatsrecht, ruft der König aus, welche eine eitle unnütze Wissenschaft bist du!

„Der schwerere Krieg, in welchen England durch den Familientraktat verwickelt wurde, ward in England unter den Ministern zum Zankapfel. Pitt schlug vor, Spanien anzugreifen, ehe es sich noch zu dem Kriege gehörig rüstete, Bute hingegen, der bei dem neuen Könige Georg III. viel galt und dessen ehemaliger Hofmeister gewesen war, drang auf einen baldigen Frieden. Endlich behielt Butes Meinung die Oberhand, worauf Pitt seine Stellen niederlegte. Dieser Umstand brachte zwischen dem Englischen und Preußischen Hofe Kälte hervor, und die bisher an Preußen bezahlten Hülfsgelder wurden ferner

verweigert, in der Absicht, daß auch Preußen dadurch zum Frieden gezwungen werden sollte.

Achtzehntes Kapitel.

Der Tod der Russischen Kaiserin Elisabeth giebt den Angelegenheiten Friedrichs eine erfreuliche Wendung. — Peter III. schließt Frieden mit dem Könige und ein Bündniß. — Der König warnt Peter III. vor einer Verschwörung. Feldzug in Schlesien 1762. — Der Russische Kaiser wird entthront. — Die Russen trennen sich von den Preußen. — Schlacht bei Freiberg.

„Der Tod der Russischen Kaiserin Elisabeth, der am 8. Januar 1762 erfolgte, verdrehete die ganze bisherige Politik der Europäischen Kabinetter und vereitelte alle bisher gemachte Entwürfe. *) Jetzt kam Peter III. auf den Rus-

*) Friedrich hatte längst mit Sehnsucht dem Tode der Kaiserin Elisabeth entgegen gesehen, aber ihn noch nicht so schnell erwartet, weil er glaubte, er stehe vor der Hand noch mit seinem Schicksale zu schlecht, um so etwas hoffen zu dürfen. Dieses erhellte aus seiner Gelassenheit, als ihm die Nachricht zukam, die Kaiserin sey nahe am Ziele ihres Lebens. Er zeigte die Depesche seinem Vorleser Katt, der ihm Glück wünschen wollte, mit der Aeußerung: „ich wette mit ihm, daß die Kaiserin noch nicht stirbt; ihr Tod wäre mein Glück und diese Göttin hat mir den Rücken zugewendet. Katt antwortete: ich bin nicht reich genug,

sischen Thron, mit welchem der König, als er noch bloß Herzog von Hollstein war, Freundschaft geschlossen hatte. Durch ein zartes Gefühl, das unter den Menschen selten und unter den Fürsten noch seltner ist, sagt der König, hatte dieser Prinz einen Sinn für Erkenntlichkeit in seinem Herzen behalten, und in diesem Kriege dem Könige mehrere Beweise davon gegeben. Er war es, der zum Rückzuge Apraxins im Jahre 1757 das meiste beitrug. Ueberdieß hatte er sich seiner Stimme im Staatsrathe begeben, um nicht an den Maaßregeln gegen den König von Preußen Theil zu nehmen. Dieser sendete ihm bei seiner Thronbesteigung ein Glückwünschungs-

---

nug, um mit Ew. Majestät eine anständige Wette einzugehen; allein ich besitze einen vortrefflichen Schweitzerkäse, den will ich gerne verlieren, wenn Ew. Maj. nicht in kurzem die Nachricht von dem Tode der Kaiserin erhalten. — Topp, sagte der König; ich halte ihn beim Worte und werde mich zu lösen wissen, wenn ich die Wette verliere. — In der nächsten Nacht erhält der König die Nachricht von dem Tode der Kaiserin, läßt Katt kommen und theilt ihm voll Freude die erhaltne Nachricht mit. Zugleich giebt er ihm ein zusammengelegtes Papier, befiehlt ihm, es einzustecken, und redet mit ihm bis vier Uhr Morgens. Begreiflicher Weise eröffnet Katt gleich nach seiner Rückkunft das Papier, welches nichts anders seyn konnte, als eine Anweisung zu einer Geldsumme auf eine Kasse. Allein zu seinem Erstaunen enthielt es nur ein beißendes Gedicht auf die Verstorbne, das Katt immer theuer blieb.

schreiben und bezeugte ihm sein Verlangen, mit ihm in beständiger Freundschaft zu leben. Der Kaiser an seinem Theile schickte einen Vertrauten an den König nach Breslau, um die bisher bewiesene Freundschaft zu erneuern und zu befestigen. Der König suchte dem Gesandten zu beweisen, daß zwischen Rußland und Preußen gar keine natürliche Feindschaft Statt finde, und daß, wenn man die Intriguen des Wiener Hofes beseitige, zwischen beiden Höfen leicht ein dauerhafter Friede hergestellt werden könne. Zugleich aber fügte er hinzu, wie im Vorbeigehen, daß er von der Billigkeit des Kaisers hoffe, er werde, um Friede zu schließen, nichts verlangen, was der Ehre eines Fürsten nachtheilig sey, als wozu sich der König nie verstehen werde. Gleich nach der Abreise des kaiserlichen Vertrauten, ward der Herr von Golz nach Petersburg geschickt, um dem Kaiser zu seiner Thronbesteigung Glück zu wünschen, hauptsächlich aber um zu versuchen, ob der Friede zwischen Preußen und Rußland noch vor Eröffnung des Feldzugs zu Stande gebracht werden könnte. Der König hatte wohl Ursache, daran zu zweifeln. Frankreich und Oesterreich hatte Rußland über Preußen, in dessen Besitze die Russen waren, Gewähr geleistet, sollte Peter freiwillig dieser Eroberung entsagen? Würde er nicht seinen Vortheil und Ruhm in Betrachtung ziehen? für wen? warum? sollte er darauf Verzicht thun? Der Erfolg war indessen besser, als man erwartete. So

schwer

schwer ist es, die Mittelursachen auszuspähen und die verschiednen Triebfedern kennen zu lernen, welche den Willen der Menschen bestimmen. Es wies sich aus, daß Peter III. ein vortreffliches Herz und erhabnere Gesinnungen besaß, als man gewöhnlich bei Fürsten findet. Er ließ sich nicht nur für alle Wünsche des Königs geneigt finden, sondern gieng noch weiter als man erwarten konnte. Er berief Czernichef gleich von der Oestreichischen Armee zurück, forderte gar keine Abtretung vom Könige, beschleunigte die Friedensunterhandlung und verlangte dafür nichts, als die Freundschaft und ein Bündniß mit dem Könige. Ein so edles, großmüthiges und seltnes Verfahren muß nicht bloß der Nachwelt überliefert werden, es sollte in den Kabinettern aller Könige mit goldnen Buchstaben angeschrieben stehen.

*) Wenn übrigens der Kaiser eilte, Friede mit Preußen zu schließen, so geschahe es vorzüglich deßwegen, weil er einen Krieg mit den Dänen

---

*) Der König zweifelte sehr frühzeitig, ob es wohl Rechtschaffenheit gebe? oder geben könne? Er redet über diesen Punkt öfters in seinen Briefen und bringt seine Erfahrung, den Mangel an Willensfreiheit, vorzüglich in Anschlag, ohne die höhern Gesichtspunkte zu kennen, aus denen sich sogar eine fast allgemeine Rechtschaffenheit wohl noch als möglich denken läßt. Daher seine Vermuthung, daß der Krieg gegen Dänemark der Grund von Peters III. Großmuth gewesen sey.

vorhatte, theils weil dieser Hof versucht hatte, ihn seines Antheils an Hollstein zu berauben, theils auch, um die Sünden der Vorfahren gegen Rußland zu bestrafen. Der König unterhandelte wegen des Friedens nicht wie ein Fürst mit einem Fürsten, sondern mit der Herzlichkeit, welche die Freundschaft erfordert und worinne ihre größte Wonne besteht. Der König bemühete sich, Peter III. in allem, was ihm angenehm seyn konnte, zuvor zu kommen und ließ durch den Grafen von Schwerin, den der Kaiser vorzüglich liebte, das Bündniß betreiben. Es kam bald zu Stande, was auch die Politik der übrigen Mächte dagegen unternehmen mochte."

„Unterdessen war der König in Absicht auf Peter III. nicht außer Sorgen; alle Nachrichten redeten von einer vorschwebenden Verschwörung gegen ihn, bey welcher die Personen, die man im Verdacht der Theilnahme hatte, gerade nicht die strafbarsten waren. Die wahren Urheber entzogen sich sorgfältig den Augen des Publikums. Der neue Kaiser machte im Innern seiner Staaten unaufhörliche Neuerungen, besonders eignete er sich wie Peter I. die Ländereien der Geistlichen zu, wodurch er sich ihren Haß zuzog. Denn jeder Priester hält fester auf seine Einkünfte, als auf die Meinungen, die er predigt.*)

---

*) Dieser Fehler findet sich auch bisweilen in den Ständen, die nicht predigen.

Außerdem machte man ihm auch noch den Vorwurf, daß er seine mächtigen Garden in allzustrenger Zucht halte und einen unzeitigen Krieg mit Dänemark führen wolle. Die Freundschaft, welche der König für diesen vortrefflichen Fürsten fühlte *), bewog ihn, denselben in einem Schreiben zur Vorsicht zu ermahnen, welches bei dem hohen Grade von Empfindlichkeit, die dieser Fürst besaß, auf eine sehr feine Art geschehen mußte. Der König ermahnte ihn besonders, den Krieg gegen Dänemark aufzuschieben, wenigstens so lange, bis er sich zu Moskau hätte krönen lassen. Er beschwor den Kaiser, unter Anführung der Verschwörungen, welche einst gegen Peter I. Statt gefunden, für seine Person Sorge zu tragen. Allein diese Vorstellungen machten wenig Eindruck auf ihn, der in folgenden Ausdrücken antwortete: „Meine Ehre erfordert, daß ich mir „wegen der Beleidigungen Genugthuung ver„schaffe, welche die Dänen sich gegen mich per„sönlich, besonders aber gegen meine Vorfahren „schuldig gemacht haben. Man soll nie sagen „können, daß die Russen um meines Vortheils „willen einen Krieg führen, bei welchem ich mich „nicht an ihrer Spitze befinde. Die Feierlich„keit meiner Krönung erfordert einen zu großen „Aufwand und dieß Geld kann besser gegen die

*) Daß auch hier Mittelursachen Statt fanden, läßt sich nicht bezweifeln.

„Dänen angewendet werden. Uebrigens bitte „ich Sie, sich wegen meiner persönlichen Sicher„heit keine Besorgnisse zu machen. Die Solda„ten nennen mich ihren Vater; sie sagen, daß „sie lieber von einem Manne, als von einer „Frau regiert seyn wollten. Ich gehe in den „Straßen von Petersburg zu Fuße allein umher, „wollte mir jemand übel, so würde er sein Vor„haben längst ausgeführt haben; ich erzeige je„dermann Gutes und verlasse mich einzig auf „den Schutz Gottes, und so habe ich nichts zu „fürchten.“ — Als demungeachtet der König fortfuhr ihn zur Vorsicht zu ermuntern, antwortete er endlich: „Wenn Sie mein Freund sind, so berühren Sie eine Sache nicht mehr, die mir so sehr zuwider ist.“ Und so mußte man diesen guten Fürsten freilich seinem Schicksale überlassen.

„Nachdem zu Anfange des Junius ein Off- und Defensivbündniß geschlossen war, erhielt Czernichef, der zu Glatz stand, Befehl, zum Könige zu stoßen, *) wodurch die Schweden sofort

*) Noch vor der Ankunft von Czernichefs Korps kamen zwei Pulk Kosaken (2000 Mann) bei der Armee des Königs an, die gleich zu Scharmützeln gebraucht wurden. Eine der ersten Operationen, die ihnen der König auftrug, war, einen Oestreichischen Vorposten von 100 Reitern aufzuheben. Bei diesem Befehle bediente sich der König des französischen Ausdrucks

zum Frieden bewogen wurden. Ueber diese Begebenheit war niemand unwilliger, als die Kaiserin Maria Theresia, deren Hoffnung im letzten Feldzuge so sehr gestiegen war, daß sie 20,000 Mann ihrer Truppen abgedankt hatte. Die Türken wurden aber mißtrauisch gegen die Aufrichtigkeit des Königs, der sie noch vor kurzem zum Bruche mit Rußland zu ermuntern gesucht hatte.

„So erhob sich Preußen durch den Tod einer Frau wieder empor. Worauf kömmt es doch bei den Angelegenheiten der Menschen an! Die kleinsten Triebfedern haben auf das Schicksal großer Reiche Einfluß und verändern dasselbe. So spielt das Glück — so spottet es der eiteln Klugheit der Menschen und erhebt die Hoffnung der Einen, um die Hoffnung der Andern zu stürzen." **)

---

chevaux, welches im militärischen Sinne Reiter bedeutet. Der Kosakenanführer hob wirklich den Posten auf, brachte aber nur die hundert Pferde, ohne einen einzigen Reiter. Als ihn der König fragte, wo er denn die dazu gehörige Mannschaft gelassen habe, erwiederte er: Da Ew. Maj. mir nur befohlen haben, die 100 Pferde aufzuheben, so habe ich die Mannschaft laufen lassen. — Ueber diese Entschuldigung konnte Friedrich das Lachen nicht zurückhalten.

**) Möchte doch diese Betrachtung in dem Munde eines großen Königs das tiefste Nachdenken aller Herrscher erregen, besonders aber der Männer, deren Rath sie sich bedienen.

„Der König hatte den Vorsatz, den Feldzug von 1762. durch eine Diversion in Ungarn zu eröffnen, so daß der General Werner sich in der Gegend von Ofen mit den Tartarn vereinigte, und dann einige Angriffe machte. In Schlesien blieb die Eroberung von Schweidnitz, und in Sachsen die Eroberung Dresdens und die Vertreibung der Oestreicher und Reichstruppen das Hauptaugenmerk des Königs. Die Oestreicher ließen ihn seine Truppen ungestört zusammenziehn, theils weil der Abgang der Russen eine Art Bestürzung hervorgebracht, theils wegen eines Aussatzes, der die Hälfte ihrer Regimenter zum Gefecht untauglich machte, theils auch, weil für diesen schlesischen Feldzug Daun der Oberbefehl in Schlesien übertragen worden war, und Laudon kein Bedürfniß fühlte, seinem Nachfolger, dem er abgeneigt war, in die Hände zu arbeiten, oder etwas für ihn zu wagen. Während daß sich die Armee des Königs, 66,000 Mann stark bei Breßlau versammelte, gab der Russische Kaiser dem Könige Nachricht, daß 20000 Russen zu ihm stoßen sollten. Dadurch erweiterte sich der Plan des Königs insoferne, daß er, indem er Schweidnitz belagerte, die Mährische Gränze beunruhigte, Daun durch Detachements schwächte. Auf diese Weise wollte er Dauns Stellung umgehen und ihn zum Rückzuge aus Schlesien nöthigen. Während daß sich der König damit beschäftigte, kam die Unterzeichnung des Friedens aus Petersburg an, und ward

feierlich ausgerufen. Aus dem Bündnisse gegen Oestreich ward ebenfalls kein Geheimniß gemacht. Seitdem kam es zwischen einzelnen Oestreichischen und Preußischen Korps zu blutigen Angriffen, die sämmtlich zum Nachtheil der Oestreicher ausfielen, und sie immer mehr zusammen drängten.

„Die Russen kamen am 30. Junius, nachdem sie die Oder passirt, in Lissa an, nun fieng die königliche Armee ihre eigentlichen Operationen gegen Daun an. Auf die Annäherung des Königs verließ Daun sein Lager, zwischen dem Zobten- und Pietschenberg, und zog sich bei Bögendorf näher an Schweidnitz, der König rückte ihm nach bis Bunzelwitz. Er beschloß, den linken Flügel des Feindes anzugreifen, und wendete seine Armee nach Striegau und Reichenau, indem er bemüht war, das Hauptmagazin der Oestreicher in Braunau wegzunehmen. Als Daun diese Absicht merkte, zog er sich etwas zurück gegen Dittmannsdorf, doch so, daß er mit Schweidnitz noch in Verbindung blieb. Unterdeß streiften die Kosaken unter steten Verwüstungen so weit nach Böhmen, bis sie an die Thore von Prag kamen. Einige Preußische Detachements besetzten mehrere Gränzpässe, ohne daß Daun es zu hindern suchte, weil er allein mit Erhaltung seiner Magazine beschäftigt war. Indem aber der König darauf dachte, etwas Bedeutendes gegen den Oestreichischen rechten Flügel zu unternehmen, benachrichtigte ihn der Ruſ-

sische Oberbefehlshaber Czernichef, daß Peter der dritte von seiner Gemahlin entthront sey, daß er vom Senat Befehl erhalten habe, der Kaiserin schwören zu lassen und seine Truppen nach Polen zurückzuziehn. Diese Nachricht war ein Donnerschlag für den König, besonders da er zugleich Nachricht erhielt, daß die russischen Truppen in Pommern aufs neue zu Feindseligkeiten schreiten wollten, und daß die Kommissarien der Kaiserin wieder anfiengen, die Einkünfte des Königreichs Preußen einzutreiben. Es erschien sogar eine kaiserliche Bekanntmachung, in welcher der König von Preußen als der unversöhnlichste Feind Rußlands behandelt wurde. Die Erbitterung der Kaiserin und ihre gewaltsamen Maaßregeln gründeten sich auf die Vermuthung, daß der König sich für den entthronten Kaiser erklären, und das Czernicheffische Korps entweder zur Verweigerung des geforderten Eides zwingen, oder im entgegengesetzten Falle entwaffnen möchte. *) Allein der König verlangte von dem

---

*) Der König hatte anfangs den Vorsatz, das Russische Korps entwaffnen zu lassen und eröffnete denselben dem geheimen Kabinethsrathe Köppern. Dieser sollte ein Manifest aufsetzen, um der Sache einen Anstrich von Gerechtigkeit zu geben. Allein er machte den König auf die Gefahr eines solchen Schrittes aufmerksam und schloß seine Vorstellung mit den Worten: „Ew. Maj. werden selbst wissen, was Sie nach Petersburg geschrieben haben.“ Der König antwortete: In

Russischen Generale bloß die einzige Gefälligkeit, daß er seine Trennung vom Preußischen Heere um drei Tage verschieben möchte, was dieser auch that. Während dieser Zeit machte er den Angriff auf den wichtigen Posten von Leutmannsdorf, und nöthigte Daun sich bis Tannhausen und Waltersdorf, nahe an der Böhmischen Gränze zurückzuziehen. Er erlangte dadurch nicht nur viele Vortheile in den Gebirgspässen, sondern er konnte auch Schweidnitz nun mit desto größerm Nachdrucke belagern. An dem Tage, als sich Daun zurückzog, verließen die Russen das preußische Lager, und der König rief den Prinzen von Bevern aus Mähren zurück, um die Festung Neiße zu decken, aus welcher die Belagerungs-Armee ihre Bedürfnisse zog. Während daß der General Tauenzin die Belagerung von Schweidnitz dirigirte, lagerte sich der König bei Peterswalde, um sich einem Angriffe Dauns auf die Belagerungs-Armee entgegen zu setzen. Es geschahe auch wirklich ein solcher Angriff auf

„In diesem Falle habe ich mir nichts vorzuwerfen," und so unterblieb die Sache. — Wirklich fand sich bei Durchsuchung der Papiere Peters III., daß der König sich bemühet habe, den unglücklichen Kaiser zu einer schonenden Behandlung seiner Gemahlin zu bewegen. Dieser Entdeckung verdankte er es, daß die Russische Kaiserin nicht aufs neue zum Kriege gegen ihn schritt. — Charakter. d. m. Er. d. s. K. Th. II. 416.

das Korps des Herzogs von Bevern, allein so unglücklich, daß Daun sich am folgenden Tage genöthiget sahe, über Warthau und Glatz nach Scharfenegg zurück zu gehen, wo er bis zu Ende des Feldzugs blieb, ohne ein Zeichen des Lebens von sich zu geben. Die Belagerung von Schweidnitz, welche mit ausnehmender Geschicklichkeit von beiden Theilen geführet wurde, verzog sich bis zum 9. Oktober, wo sich der Kommandant Gribousl mit 9000 Mann zu Kriegsgefangenen ergab. Darauf überließ der König dem Prinzen von Bevern das Kommando der Truppen in Schlesien, und begab sich nach Sachsen, wo der Prinz Heinrich sich mit einem Oestreichischen Heere und den Reichstruppen herumschlug, deren Vereinigung er lange Zeit zu hindern verstand. Er war von den Oestreichern verschiedentlich angegriffen worden, hatte auch Terrain verloren, weil seine Armee zu schwach war, aber er ließ sich keine Einschränkung ungestraft gefallen, sondern schickte streifende Partheien nach Böhmen, die selten ohne Vortheil zurückkamen und das kaiserliche Heer stets getheilt erhielten, daß es nichts Ausgezeichnetes unternehmen konnte. Der kaiserliche Hof, welcher glaubte, die Schuld der mißlungenen Unternehmungen liege an dem bisherigen Oberbefehlshaber Serbelloni, setzte den General Haddik an dessen Stelle. Natürlich wollte sich dieser General durch eine glänzende Unternehmung auszeichnen, und wählte dazu einen allgemeinen

Angriff auf alle Posten des Lagers bei Pretschendorf. Da das Lager des Prinzen sehr weitläuftig war, so gelang der erste Anprall, und obgleich der Prinz die Feinde wieder vertrieb, so mußte er doch für sich ein andres Lager wählen, nämlich bei Freiberg hinter der Mulda. Forkade und Hülsen bezogen wieder das vorige Lager bei Meißen und den Katzenhäusern, ein Korps besetzte den Zwischenposten bei Nossen. In diesen Posten fieng der Prinz an, sich zu verschanzen, bis der König ihm Unterstützung zuführte. Kaum hatte er die Umrisse der Verschanzungen zu Stande gebracht, so ward er wieder von der Oestreichischen Armee auf mehrern Punkten angegriffen, aber ohne Erfolg. Am folgenden Tage wurden die Angriffe erneuert, wovon aber nur ein einziger gegen Belling gelang. Dadurch kam der Feind den Preußen in den Rücken, und vermochte den Prinzen, sich unbemerkt vom Feinde in den Zellischen Wald zu ziehen. Am folgenden Tage nahm der Prinz eine vortheilhafte Stellung zwischen Reichberg und Voigtsberg. Haddik stand bei Landsberg und die Reichstruppen bei Freiberg. Nun eilte Prinz Heinrich rasch wieder vor und lieferte den Feinden die bekannte Schlacht bei Freiberg am 29. Oktober. Die letzte im siebenjährigen Kriege. Sie dauerte nur zwei Stunden und kostete den Oestreichern 8000 Mann an Todten und Gefangenen, den Preußen noch nicht tausend Mann, ohngeachtet der Feind im Terrain manche Vor-

theile hatte. Denn das Glück der Kriegsheere hängt mehr von der Geschicklichkeit des Befehlshabers, als von seiner Stärke ab. Es wäre überflüssig, sagt der König, den Lobredner seiner königlichen Hoheit zu machen, da das schönste Lob, welches man ihm beilegen kann, die Erzählung seiner Thaten ist. Kenner bemerken leicht darinn jene glückliche Mischung von Vorsicht und Kühnheit, welche so selten und wünschenswerth ist und den höchsten Grad der Vollkommenheit hervorbringt, den die Natur zur Bildung eines großen Kriegshelden gewähren kann. Seitdem zog sich die Oestreichische Armee an die Böhmische Gränze zurück, besonders da jetzt auch der König mit einer Verstärkung bei dem Prinzen ankam. Es ward nun vom Könige eine Truppenkette gezogen, die sich von Thüringen durch Sachsen, durch die Lausitz und Schlesien erstreckte. Gegen die Franzosen hatte der Prinz von Braunschweig mit abwechselndem Glücke gefochten, und zuletzt noch Kassel am 1. November erobert, als er schon die baldige Unterzeichnung des Friedens zwischen Frankreich und England wußte. Noch in dem Winter von 1762. unternahm der General Kleist einen Streifzug ins Reich, nahm Bamberg und Nürnberg und rückte bis Regensburg vor, wo mehrere Gesandten sich voll Schrecken entfernten. Einige Reichsfürsten baten um Frieden. Kleist kam mit Geld, Beute und Ehre beladen ohne Verlust zurück."

Neunzehntes Kapitel.

Der Friede. — Betrachtungen des Königs über den Krieg. —

„Als die Truppen im Jahre 1763. anfiengen zu kantonniren, kam der sächsische geheime Rath von Fritzsch in das Hauptquartier des Königs nach Meißen, in dessen Nachbarschaft er Güter besaß. Er wartete dem Könige, als zufällig, auf, äußerte seinen Kummer über das Unglück des Krieges, und endlich gieng er damit hervor, daß er gewisse Anträge zum Frieden habe, wenn er wüßte, daß sie günstig aufgenommen würden. Der König antwortete, daß seine Feinde ihn nicht nur zum Kriege gezwungen, sondern ihn auch bisher den Frieden verweigert hätten. Ihn brauche man also nicht zu fragen, ob er die Unruhen in Deutschland geendigt zu sehen wünsche? Darauf überreichte Fritzsch dem Könige einen Brief vom Churprinzen des Inhalts, daß derselbe, um des Friedens willen, die Gesinnung der Kaiserin Königin habe ausforschen lassen, und sie dazu vollkommen geneigt gefunden; es käme also jetzt bloß auf Sr. Majestät an, ob die Unruhen beendigt werden sollten? und er bitte deßhalb um eine Erklärung.

„Nach Lesung dieses Briefs erwiederte der König, daß es die Gewohnheit des Wiener Hofs

sey, allezeit später Frieden zu machen, als seine Bundesgenossen, und daß er den Gesinnungen desselben auch jetzt noch nicht traue. Bloß um einen Beweis seiner Friedensliebe zu geben, wolle er jenen Aeußerungen Glauben beimessen; erkläre aber aufrichtig, daß er auch nicht einen Federstrich von dem verlieren könne, was er bisher durch seinen Degen behauptet habe und auch künftig behaupten werde. Wenn also das Haus Oestreich mit ihm wirklich in Unterhandlung treten wolle, so müsse man sich vorerst ganz unzweideutig über gewisse Grundsätze einverstehen 1) daß der Friede billig sey und kein kontrahirender Theil zu kurz komme 2) daß die Bedingungen ehrenvoll seyen 3) daß man wohlüberlegte Maaßregeln treffe, um dem Frieden Dauer zu verschaffen.

„Um dem Könige sein Mißtrauen gegen die Kaiserin zu benehmen, theilte ihm Fritzsch einen Bericht von dem kaiserlichen Minister, Grafen von Kaunitz mit, welcher von den friedlichen Gesinnungen der Kaiserin Versicherungen gab, zugleich aber auch erwähnte, daß der König zweimal schon die ihm gemachten Friedensanträge abgelehnt habe. Dieß war falsch, da dergleichen Anträge nie geschehen waren. Auf einen solchen Anfang, der mit Unwahrheiten begann, war wohl nicht viel zu bauen; indessen betrachtete der König gedachte Anführung als eine bloße Meinung des Ministers und bemühte sich durch einen Ueberblick der jetzigen Lage der

Kaiserin von den friedlichen Gesinnungen derselben ein Urtheil zu fällen.

Auf den Gränzen von Ungarn standen 100,000 Türken; die Schweden hatten um Frieden gebeten; die Russen waren zurückgetreten; die wichtigsten Reichsfürsten hatten bereits mit Preußen abgeschlossen, zwischen den Franzosen und Engländern waren die Präliminarien auch unterzeichnet. Preußen und Oestreich standen also noch allein auf dem Kampfplatze; die Oestreichische Armee war muthlos, die Finanzen erschöpft, Minister und Generale uneins, der Kaiser kränklich. Ueberdieß waren die kaiserlichen Magazine und die Stadt Dresden schlecht mit Vorräthen versehen, und die Nähe der Preußischen Armee ließ vermuthen, daß Böhmen wieder der Schauplatz des Krieges werden würde.

„Nach diesen Betrachtungen ertheilte der König eine günstige Antwort und gab dem Abgeordneten einen Brief an den Churprinzen mit, in welchem er seine friedlichen Gesinnungen wiederholte. Bald darauf bereiste er seinen Truppenkordon und begab sich nach Leipzig, um daselbst seinen Winteraufenthalt zu nehmen. Einige Tage nach seiner Ankunft kam Fritzsch wieder mit der Antwort des Wiener Hofes, welche in sehr dunkeln und hochtrabenden Ausdrücken, nach Kaunitzens Art, abgefaßt war. Diesen schweren Text erklärte der Sächsische Minister Graf von Flemming in einem beigefügten langen

Briefe. Er fügte hinzu, daß allerdings die Gesinnungen der Kaiserin Königin aufrichtig seyen, daß man aber noch in Absicht auf die Formen einige Umschweife werde zu gewarten haben. Dieß achtete der König aber weiter nicht, weil man in der Hauptsache einig war.

„Er an seinem Theile hatte ebenfalls Ursache, sich nicht zu sehr bei Nebendingen aufzuhalten, oder die Bedingungen allzuhoch zu treiben. Die Armeen waren heruntergebracht oder ausgeartet; die Zahl der guten Generale hatte sehr abgenommen, nur wenige konnten einzelne Korps geschickt anführen; die meisten alten Offiziers waren geblieben, und von den jüngern ließ sich nicht viel erwarten. Die Armee bestand entweder aus Ueberläufern oder aus jungen schwachen Menschen unter 18 Jahren, die nicht im Stande waren, die Beschwerlichkeiten der Feldzüge zu ertragen. Mehrere Regimenter waren während des Krieges so zugerichtet worden, daß sie dreimal hatten ergänzt werden müssen. Wie konnten sich solche Truppen das Zutrauen derer erwerben, die sie anführen sollten? — Die Gesinnungen der Russischen Kaiserin waren zweideutig, die Engländer handelten seit Bates Ministerium als Feinde; die Türken hatten das ihnen angetragene Vertheidigungsbündniß abgelehnt, selbst der Tartarchan trat zurück. Und wie leicht konnte die Verlängerung des Krieges in Schlesien, in Brandenburg und Sachsen die

Pest

Pest herbeiführen, da bereits die Lebensmittel übermäßig theuer wurden und sogar zu fehlen anfiengen. Verschiedne Provinzen hatten Mangel an Menschen und Thieren und trugen scheußliche Spuren der Verwüstung. Was war nicht erst für die Zukunft zu erwarten? Bei solchen Umständen hatte man von der Fortsetzung des Krieges nichts zu hoffen und man würde auch keine bessern Bedingungen erhalten haben, wenn man den Feldzug eröffnet hätte. Man würde nach einem mißlichen Umwege wieder auf denselben Punkt gekommen seyn.“ *)

„Diese Betrachtungen bewogen den König, zu einem vorgeschlagnen Kongreß seine Zustimmung zu ertheilen. Oestreichischer Seits ward der Herr von Kollnbach, Preußischer Seits der Herr von Herzberg zum bevollmächtigten Minister ernannt und das Schloß Hubertsburg zum Kongreßort gewählt, wo die Berathschlagungen am 31. December 1762 ihren Anfang nahmen. Am längsten beharrte Oestreich auf dem Besitze der Grafschaft Glatz und bei den Ansprüchen des Preußischen Hauses auf Anspach und Baireuth. Am Ende wurden beide Punkte dem Könige zu

*) Diese aufrichtige Darstellung der Ursachen, welche den König zum Frieden bewogen, charakterisirt die Denkungsart des Königs allzudeutlich, als daß sie eines Kommentars bedürfte.

Gunsten bewilligt. Sachsen war zufrieden, seine Länder ungeschmälert zu erhalten.

„So endigte sich dieser furchtbare Krieg, ohne daß eine Macht, England ausgenommen, das Gebiet ihrer Herrschaft erweitert hätte. Frankreich aber verlor seine vorzüglichsten Besitzungen in Amerika. Scheint es nicht erstaunungswürdig, daß so oft die verschlagenste Klugheit, mit Macht vereinigt, das Spiel unerwarteter Ereignisse oder Zufälle wird? Scheint es nicht, daß ein gewisses Etwas da sey, welches der Entwürfe der Menschen spottet? Ist es nicht offenbar, daß sich jeder Mensch beim Anfange des Krieges über seine Entwickelung geirrt hat? Wer vermochte es zu begreifen, daß Preußen der vereinigten Macht, Oestreichs, Rußlands, Frankreichs, Schwedens und des ganzen heiligen römischen Reichs widerstehen und seine Besitzungen vertheidigen, dagegen das in sich so starke Frankreich seine ansehnlichsten Besitzungen in Westindien verlieren würde? Wenn wir aber nach dem Erfolge die Ursachen prüfen, aus denen diese unerwarteten Begebenheiten hervorgiengen, so zeigen sich folgende: 1) Mangel an Einigkeit unter den verbündeten Mächten und Generalen, das verschiedne Interesse der erstern und die Eifersucht der letztern. 2) Die Politik des Wiener Hofes, den Bundesgenossen die schwersten Unternehmungen aufzubürden, um

seine Truppen zu schonen. Ohne diese hätte Preußen mehr als einmal den Gnadenstoß empfangen können. 3) Der Tod der Russischen Kaiserin Elisabeth und das Bündniß mit Peter dem III. — Die Franzosen an ihrem Theile hätten sich nie in die Angelegenheiten Deutschlands mischen, sondern mit allen Kräften den Seekrieg betreiben sollen, weil sie dann ihre ganzen Einkünfte und Truppen zu einem Endzwecke brauchen konnten. Die Untüchtigkeit der Französischen Feldherren vollendete das Uebrige.

„Möchten wenigstens diese Beispiele die Staatsmänner, die weit aussehende Entwürfe lieben, lehren, daß der allerumfassendste menschliche Verstand nie im Stande ist, die feinen Verkettungen zu ergründen, von welchen die künftigen Begebenheiten abhängen. Die vergangenen Vorfälle erklären wir deutlich, weil uns die Ursachen bekannt geworden *), aber von künftigen wissen wir nichts. Aber es ist die Täuschung, die Zukunft nach seinen Voraussetzungen anzuordnen, allen Zeitaltern eigen gewesen, in welchen der Ehrgeiz der Menschen große Entwürfe gebar.“

„Als die kriegführenden Mächte vom Schauplatze abtraten, fiengen sie an, ihre Wunden zu

*) Und doch wie wenig sind auch diese in der Geschichte genau bekannt.

fühlen und dachten an ihre Heilung! Alle litten, obwohl nicht auf einerlei Weise. Wir wollen sie gleichsam die Musterung passiren lassen, um von ihrem Verluste und ihrer Lage ein richtiges Gemälde zu entwerfen."

„Preußen rechnete, daß ihm der Krieg 190,000 Mann gekostet habe. Seine Heere hatten in 16 Hauptschlachten gefochten, und außerdem hatte ihm der Feind drei Korps fast gänzlich zu Grunde gerichtet, das Korps bei der Zufuhr nach Ollmütz, das bei Maxen und das unter Fouquet bei Landshut. Eine Besatzung von Breslau, zwei von Schweidnitz, eine in Torgau und eine in Wittenberg giengen verloren. Dazu rechnete man noch 20,000 Menschen, welche durch die Verheerungen der Russen im Königreich Preußen umkamen, 6000 in Pommern, 4000 in der Neumark und 3000 im Churfürstenthum Brandenburg. Den Russen, welche sich in 4 großen Schlachten befunden, hatte der Krieg 120,000 Mann geraubt. Die Oestreicher, welche 10 große Schlachten geliefert und drei starke Besatzungen verloren hatten, schätzten ihren Verlust auf 140,000 Mann; die Franzosen den ihrigen auf 200,000, die Engländer mit ihren Bundesgenossen auf 160,000, die Schweden auf 25,000, und die Reichstruppen auf 28,000 Mann.

„Das Haus Oestreich war am Ende des Krieges mit 100 Millionen Thaler Schulden

belastet. Böhmen und Mähren hatte an den Gränzen gelitten; Frankreich war ohne Kredit und konnte die Zinsen seiner Schulden nicht ordentlich bezahlen. Das Volk litt großes Elend unter dem Drucke vielfacher Auflagen. Die Engländer siegreich zu Wasser und zu Lande hatten ihre Eroberungen durch eine unermeßliche Schuldenlast erkauft, aber der Reichthum der Privatpersonen war auch ungeheuer gestiegen. Rußland hatte mehr auf Kosten von Preußen und Polen, als auf eigne den Krieg geführt. Schweden, das die Kapitalien der Bank angegriffen und die Bankzettel übermäßig vermehrt hatte, stand auf dem Punkt, Baukerut zu machen. Preußen, wo nach und nach alle feindlichen Truppen hauseten, hatte am meisten gelitten, und dem Staate hatte der Krieg noch 125 Millionen am baaren Gelde gekostet. Pommern, Schlesien und die Neumark erforderten große Summen, um wieder in Stand gesetzt zu werden. Das Herzogthum Krossen, die Fürstenthümer Halberstadt und Hohenstein erforderten ebenfalls beträchtliche Unterstützung und es bedurfte großer Anstrengung, um sie wieder in den vorigen Stand zu bringen, weil die meisten Felder unbebauet lagen, und es an Saatkorn und Viehe mangelte. Um so vielen Bedürfnissen abzuhelfen, wurde folgendes vertheilt: 25,000 Maaß Korn und Mehl; 17,000 Maaß Hafer; 35,000 Pferde vom Militair. Außerdem er-

hielt Schlesien 3 Millionen Thaler; Pommern und die Neumark 1,400,000 Thaler; die Churmark 700,000; Kleve 100,000; das Königreich Preußen 800,000. Hie und da wurden auch die Steuern auf den halben Fuß herabgesetzt.

„Nach Preußen hatte Sachsen am meisten gelitten, aber es findet in der Güte seines Bodens und in der Thätigkeit seiner Bewohner Hülfsquellen, welche Preußen, mit Ausnahme von Schlesien, nicht hat. Die Zeit, welche alle Uebel heilt und verwischt, wird ohne Zweifel Preußen binnen kurzem seinen Einfluß, Wohlstand und vorigen Glanz wiedergeben. Alle übrigen Mächte werden sich ebenfalls wieder erholen. Aber dann werden andere Ehrsüchtige neue Kriege erregen und neue Drangsale verursachen. Denn es ist dem Menschen eigen, daß Beispiele niemand bessern und daß die Thorheiten der Väter für die Kinder verloren gehen.

„Möge es der Himmel (wenn anders die Vorsehung ihre Blicke auf menschliche Armseligkeit herabsenkt) so lenken daß die künftigen Beherrscher Preußens vor Drangsalen, wie die eben überstandnen, verschont bleiben, damit sie nicht gezwungen werden, zu solchen gewaltsamen und traurigen Maaßregeln ihre Zuflucht

zu nehmen, um den Staat gegen eroberungs-süchtige Europäische Fürsten zu erhalten, welche das Haus Brandenburg vernichten und auf ewig alles, was den Preußischen Namen führt, vertilgen wollten.“

Dieses schrieb der König am Schlusse des Jahres 1763.

Anzeige.

Die ersten 5 Bändchen der „unterhaltenden Anekdoten aus dem achtzehnten Jahrhunderte" enthalten die interessantesten Züge aus dem Leben Peters I., Carls XII., Ludwigs XIV.; Eugens und Marlborough's und Ludwigs XV. Der Pränumerations-Preis jedes Bändchens ist 10 Gr. der Laden-Preis 16 Gr.

Von dem Verfasser derselben ist noch folgendes in meinem Verlage erschienen:

Kurze Geschichte der merkwürdigsten Begebenheiten des achtzehnten Jahrhunderts, für den Bürger und Landmann. Neue verbesserte (dritte) Auflage 4 Theile 8.

1803. 1804. Pränumeratios-Preis für alle 4 Theile 1 Rthl. 8 Gr.
Laden-Preis 2 Rthl. —

Kurze Uebersicht der merkwürdigsten Begebenheiten des Jahres 1801. in tabellarischer Ordnung 8. 1802. brosch. 6 Gr.

Geschichte der merkwürdigsten Begebenheiten des neunzehnten Jahrhunderts 1r Band mit dem Bildniß Fr. Aug. III. 8. 1803.

Pränumerations-Preis 1 Rthl. 4 Gr.
Laden-Preis geb. 1 Rthl. 16 Gr. roh 1 Rthl. 12 Gr.

Der 2te Band dieses Werks erscheint zur Michaelis Messe dieses Jahres.

Diejenigen, welche bis dahin auf diesen 2ten Band 1 Rthl. 4 Gr. oder auf das 7te Bändchen der „unterhaltenden Anekdoten" 10 Gr. vorausbezahlen, erhalten die vorher erschienenen Theile dieser beiden Schriften und die Geschichte des achtzehnten Jahrhunderts noch für den Pränumerations-Preis.

Leipzig im August 1804.

C. G. Weigel.

EIGENTHUM DER STADT AUGSBURG

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Bauer, Johann Christian August,

Unterhaltende Anekdoten aus dem achtzehnten Jahrhunderte

Bd.: 6

Leipzig 1804

Augsburg, Staats- und Stadtbibliothek -- Bio 371 -6
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11235335-1